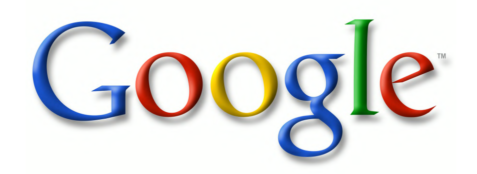





Digitized by Google



Physiognomische Studien.



Physiognomische Studien

von

Sophus Schack,

Major und Historienmaler.

Aus dem Dänischen.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Eugen Liebich.

Zweite Auflage.

Zwei Theile in einem Bande.

Mit 127 Illustrationen.

Jena,
Hermann Costenoble.
1890.

Inhalt.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Erster Theil.

Vorwort.

Die **Physiognomik** ist wie bekannt diejenige Wissenschaft, welche an den menschlichen äusseren Merkmalen und zwar vornehmlich an den Formen des Gesichtes und dessen Lineamenten es zu erschliessen sucht, was dem Menscheninnern innewohnt und was darin sich regt.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, dass die Physiognomik eine der schwierigsten Aufgaben unserer Forschung ist und auch bleiben wird, habe ich eigentlich nur mit Misstrauen gegen mich selbst, und in der Hoffnung auf das Wohlwollen und die Nachsicht Anderer, mich daran gewagt, auf einem geringen Theile jenes Feldes, das Andere bereits früher zu beackern bestrebt gewesen sind, nun auch meinerseits einige Samenkörner auszustreuen. Nur die unerschütterlichste Ueberzeugung von der Wahrheit der dieser nur allzu oft verkannten und missverstandenen Wissenschaft einmal innewohnenden Principien konnte mir den Muth verleihen, in den vorliegenden, sicher ziemlich unvollkommenen und fragmentarischen Versuchen meine dahingehenden Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Seit meiner frühesten Jugend schon vermochte nichts in höherem Grade mich hinzureissen, nichts meine Aufmerksamkeit intensiver zu fesseln, als jenes Gepräge, das an und aus

dem Aeusseren des Menschen die Beschaffenheit seines Inneren uns ahnen lässt, und das den Stempel vor uns abspiegelt, der da Zeugniss ablegt von dem diesem Innern beizumessenden Werthe. Ja schon vom ersten Augenblicke an, wo mein inneres Auge mir ein Distingniren ermöglichte, war es meine grösste Lust, war es Ziel meiner eifrigsten Bestrebungen gewesen, durch aufmerksame Betrachtung dieses Aeusseren den Weg zu finden, auf dem ich nach dem inneren Ich vordringen konnte und für den Ausdruck dieses Ichs, oder des Geistes, wie derselbe in den äusseren Formen sich darbot, mir anschauliche Regeln zu bilden.

Ein sehr bewegtes Leben, das stark von Licht und stark von Schatten gestreift wurde, und das mit den verschiedenartigsten Menschen mich in Berührung brachte, mag neben jener glücklichen Gelegenheit, wie selbe sich mir als Maler allerorten darbot, vermöge deren ich als solcher ungleich schärfer als mancher Andere die Physiognomie beobachten und erfassen, und Ausdruck wie Bedeutung derselben genau erwägen konnte, wohl nicht so wenig dazu beigetragen haben, dieses Interesse zu wecken und zu unterstützen, meine Anschauungen zu klären und zu entwickeln und meine Ueberzeugungen zu befestigen.

Kein einziges anderes Studium dürfte schwerer unter bestimmte und allgemeine Regeln zu formen sein, als das der Physiognomik. Es werden unsere dahingehenden Bestrebungen eben allemal mehr oder weniger gründlich an der feinen und so unendlich verzweigten Mannigfaltigkeit der physiognomischen Charaktere Schiffbruch erleiden, und zum Mindesten es erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen, die einzelnen losen Bemerkungen, welche man überhaupt im Stande sein müsste zu machen, zu einem allgemein verständlichen wissenschaftlich zusammenhängenden Ganzen zu sammeln und zu ordnen.

In einer Erkenntniss wie dieser suche ich vornehmlich die gültigste Entschuldigung für die Unvollkommenheit und Unbestimmtheit, womit diese losen und ziemlich oberflächlichen

Bemerkungen zweifelsohne behaftet sind, Bemerkungen, mit denen ich überhaupt niemals mich habe anheischig machen wollen, nach einer anderen wissenschaftlichen Befriedigung als derjenigen gestrebt zu haben, welche für mich darin enthalten ist, dass ich durch mein Suchen nach Form und Ausdruck für meine diesbezügliche Ueberzeugung, möglicher Weise die physiognomische Aufmerksamkeit Anderer würde wachrufen können.

Ich habe es immer gewagt, anzunehmen, und glaube durch die Erfahrung davon auch des Weiteren überzeugt zu sein, dass die Physiognomik nur bei deren praktischer Anwendung in der Natur zu studiren und zu verstehen sei, und dass, wollen wir bei Anderen jenes ahnende Gefühl, das dieselben zu selbstthätigem Sehen vermögend macht, erwecken und leiten, wir dieses höchstens mit leicht skizzirten physiognomischen Andeutungen werden anstreben können. Es vermag eben kein einzelner Theil der Physiognomie für sich allein deutlich sich auszusprechen oder irgend eine selbständige Bedeutung darzuthun, es sei denn, dass wir denselben mit den übrigen Theilen des Gesichtes zusammen betrachten oder dessen Totaleindrücke im Geiste zusammenzustellen; wir werden darum auch nur, wenn über ein natürliches und feines Gefühl für Harmonie verfügend und der Gelegenheit nicht ermangelnd, beständige und genaue Beobachtungen des Gesichtes bei den verschiedensten Situationen und Sinnesregungen von allen Seiten aus und unter Beachtung der sprechenden Bewegungen der Lineamente anstellen zu können, es im Stande sein, unserer Physiognominirung zu Klarheit und Sicherheit zu verhelfen. Bisweilen offenbart das ruhige Gesicht uns nur sehr wenig, und gemeiniglich verschafft erst jene Ruhe sprechender Veränderungen in demselben, wie solche kein Porträt, und eben so wenig eine leicht hingeworfene Contourenzeichnung wiedergeben kann, zu dem eigentlichen Charakter des fraglichen Gesichtes uns den erklärenden Schlüssel, mit dem die Grösse des betreffenden Geistes sich uns erschliesst, den festen Theilen des Gesichtes das Gepräge des Adels sich aufdrückt, und der

denselben in unserem Auge zu höherer Bedeutung verhilft. So wird der Maler, der Bildhauer und überhaupt ein Jeder, dem die Gabe zufiel, die Charakteristik der Physiognomie, deren Geist und deren Ausdruck erfassen und wiedergeben zu können, ohne Zweifel es bemerkt haben, wie die Individualität, je nach den verschiedenartigsten Situationen, unter denen dieselbe während der Beobachtung sich befindet, auch allemal sehr verschieden, einmal mehr, ein anderes Mal wieder minder deutlich sich ausspricht, und bei manchen, ja vielleicht wohl bei den meisten Menschen überhaupt erst bei der in Folge irgend eines Affectes zu Stande gekommenen Bewegung und Erregung der Lineamente so recht klar zu Tage tritt. Wie oft ist das in Ruhe befindliche Gesicht nicht einem Stück mit chemischer Tinte beschriebenen Papieres vergleichbar, dem erst durch dessen Vergeistigung Inhalt und Bedeutung zu Theil wird.

Man wird bei Vergleichung mehrerer Köpfe, die, im Zustande der Ruhe befindlich, einander vollkommen ähnlich uns erscheinen, durch die Veränderungen, welche in Folge von Erregung des Sinnes an denselben eintreten, solches bestätigt finden. Der Augenblick, welcher bei allen derselben den Sinn in einen einzigen ähnlichen Affect versetzt, wird, z. B. beim Lachen, bei trauriger Gemüthsverfassung, oder beim Zorn, jene gegenseitige Aehnlichkeit wieder gänzlich aufheben. Dem Porträtmaler drängt, vermöge der schärferen und minutiösen Aufmerksamkeit, die er bei seiner Wirksamkeit dem Gegenstand seiner Arbeit zu Theil werden lassen muss, sich gar oft die Ueberzeugung auf, dass die abstracte schöne Form und der geistige Ausdruck von einander so gut wie unabhängig oft sein können, und dass nicht selten das unregelmässigste Gesicht etwas so Interessantes und Anziehendes wird besitzen können, dass selbes weit mehr dazu geeignet ist, die Blicke des Beschauers zu fesseln.

Der Künstler, der in seinen Bestrebungen, etwas rein Ideales hervorzubringen, darauf sich verlegte, dies Ideale aus mehreren verschiedenen Köpfen, von denen jeder sonst immer-

hin wohl als schön und geistvoll bezeichnet werden könnte, zusammen zu flicken, er würde ohne Zweifel etwas ganz Unbedeutendes als Resultat erhalten. Die Natur flickt eben nicht zusammen, selbe arbeitet von innen heraus nach aussen hin, und Niemand darf ungestraft ihr etwas entziehen oder zufügen.*) Da, wo wir von Haus aus auf Mängel an Harmonie im Aeusseren stossen, werden wir so ziemlich stets überzeugt sein können, dass auch in dem betreffenden Inneren sich ähnliche Mängel an Harmonie werden auffinden lassen. Nicht immer ist darum die unmittelbare Form dasjenige, was die physiognomische Schönheit bedingt, es ist vornehmlich der Geist, der diese beseelt, das, was derselben den Stempel höherer Bedeutung aufdrückt. So wie man bisweilen sich enttäuscht fühlen kann, sobald man unter die prächtige Hülle einer geheimnissvoll gehaltenen Stätte einen Blick thut und selbe dann ganz leer findet, ebenso müssten wir oft wünschen, wir hätten jene Züge, deren blendende Schönheitslinien das Auge

---

*) Welch innige und unmittelbare Correspondenz überhaupt zwischen der Form und ihrem Inhalt stattfindet, dafür dürfte folgendes kleine Beispiel vielleicht geeignet sein, zum Beweise dienen. Ein tüchtiger Künstler, dem das Vermögen rascher Auffassung nebst einem beträchtlichen künstlerischen Gedächtniss eigen war, bewies es mehr als einmal durch die That, wie sehr es ihm gegeben war, von einer ihm vollkommen unbekannten, nur dann einigermassen hervortretenden Persönlichkeit lediglick mit Hülfe eines ganz vorübergehenden Blickes auf dieselbe ein künstlerisch durchgeführtes und vollkommen ähnelndes Porträtbild zu liefern, — er vermochte dies trotzdem es bei dem flüchtigen Blicke, der ihm in solchen Fällen genügen musste, die Einzelnheiten der Physiognomie unmöglich hatte studiren oder examiniren können. Es liess die augenblickliche Auffassung ihm dann eben nur Zeit, den Eindruck, den die betreffende Persönlichkeit zu erwecken geeignet war, — den geistigen Ausdruck derselben — zu erhaschen; diesen Eindruck benutzte er als Basis, und entwickelte hieraus, nach Massgabe eines gewissen instinctmässigen Gefühles, die Lineamente, welche diesen Ausdruck bedingten. Trotzdem sein Auge, gleichsam geleitet durch eine gewisse innere Nothwendigkeit, es wohl vermochte, die äusseren physiognomischen Wirkungen allemal fein und sicher herauszufühlen, war ein genügendes Mass von Reflexion, um deren innere Ursachen zu erspüren, gleichwohl eigentlich nur in seltenen Anlässen seine Sache.

in so hohem Grade bezauberten, und unsere Einbildungskraft so stark und ahnungsvoll fesselten, lieber niemals sprechen hört oder sprechen sehen.

Ich kann es nicht wagen, die hier aufgestellten physiognomischen Bemerkungen an jener Menge plastischer Beispiele zu erläutern, welche man füglich vielleicht erwarten oder verlangen könnte; es würden dieselben zum Theil auch den jedesmal darin enthaltenen Gedanken gar nicht genügend verdeutlichen können; insbesondere aber würden diese aus den betreffenden doch so unzählige Modificationen einschliessenden Regeln kaum etwas mehr als etwa einen oder einige höchst unvollkommene Fälle uns zur Anschauung bringen, und dann stellten dieselben besagte Fälle auch immer nur von einer Seite aus und unter einer ziemlich einseitigen Beleuchtung dar. Ich möchte zudem es auch nicht wagen, etwas Anderes anzunehmen, als dass eine davon ausgehende Art und Weise des Studiums von Formen und Ausdrücken gar leicht und unmerklich zur Einmischung von Linien und Ausdrucksformen an Stellen verleitet, wo solche gar nicht hingehören; gewöhnlich wird eben Derjenige, der, durch solche Hülfsmittel sicher gemacht, deren blosse m e c h a n i s c h e Uebertragung auf die Natur versucht, sehr oft schon bei den ersten vergleichenden Versuchen entweder durch augenscheinliche Widersprüche sich getäuscht sehen, oder er wird dieselben nur Anderen wie sich selber zum Schaden anwenden. Ja, es werden selbst Demjenigen, welchen ein ziemliches Mass von Feinfühligkeit und Scharfsinn eigen, das nicht allein ihn die sich darbietenden Schwierigkeiten entdecken, sondern dieselben sogar ihn durchdringen und auflösen lässt, die einzelnen materiellen Beispiele bei den Untersuchungen gar leicht in einander fliessen, und die Modificationen nur erschweren.

Dass man ungleich feiner und richtiger sieht, als man zu zeichnen vermag, ist ebenso ausgemacht, wie dass man tiefer empfindet, als man Empfundenes auszudrücken im Stande ist. Darum wird unser gesundes auffassendes Beschauen der Natur uns jederzeit weit mehr und weit sicherer zu belehren

vermögen, als alle supplirenden Beispiele. Ein scharfes Auge, welches im Stande ist, das Charakteristische der jeweiligen fraglichen Physiognomie zu erfassen, eine gewisse Feinfühligkeit, wo es gilt, den Geist derselben rasch zu durchdringen, und zu der Ursache vorliegender Wirkungen zu gelangen, Eigenschaften, wie diese, werden, gepaart mit Witz oder der Gabe der Vergleichung, die es ermöglicht, die äussere oder innere Aehnlichkeit der verschiedenen Individuen herauszufinden, und im Bunde mit einer lebendigen und treuen Einbildungskraft, die das einmal Beobachtete weiter bearbeiten und festhalten hilft, allezeit als die wesentlichsten Bedingungen unseres physiognomischen Beschauens sich erweisen.*)

Ich wollte nunmehr nur noch dem einen Wunsch hier Worte geben: es möchten recht wohlwollende und klarsehende Leser mir bescheert sein, Leser, die mit mir die Ueberzeugung theilen, dass man durch eine einzige unwillkürliche Handlung des Betreffenden, durch einen einzigen Gedanken, den wir äussern sehen, ja an einem einzigen, oft anscheinend vielleicht unwesentlichen physiognomischen Zuge, oder einer unbewachten pathognomischen Bewegung in den menschlichen Charakter, oder in die Geheimnisse des Herzens oft einen weit tieferen Einblick sich zu erwerben im Stande sein wird, als durch tausend prädominirende physiognomische Kleinigkeiten oder Vorstellungen, die aller Augenblicke unser Auge treffen und den Blick gefangen nehmen. Wenn, ich wiederhole es, eine glückliche Fügung mir lauter solche Leser bescheeren wollte, dann seien diese

---

*) In seinen physiognomischen Fragmenten äussert Lavater sich in folgender Weise: „Lass deinen Schatz nicht auf unfruchtbare Stellen fallen; Säe nicht in das Wasser oder auf Klippen; Sprich nur mit denen, die Dich hören; Lass nur Herzen in dein Herz sehen; Philosophire nur mit Philosophen; Innerhalb der gegebenen Grenzen seine Kraft im Zaume zu halten, zeugt von grösserer Kraft als ungezügeltes Wirkenlassen derselben; Verbreite nicht Dich weitläufig über Deine Anschauungen oder Deine Ueberzeugung; Verliere nicht die Gelegenheit zur Beobachtung durch allzuvieles Disputiren, denn Du wirst so wie so doch nimmer denjenigen zu überzeugen vermögen, der nicht sich selbst hat überzeugen können.

Zeilen vertrauensvoll und ohne Zagen von meiner Seite denselben überantwortet; und sollten die hier folgenden Ideen es irgend je vermögen, allgemeines Interesse wachzurufen, sollten dieselben bei denkenden Köpfen die Lust zu weiteren Forschungen erregen, dann würde ich denjenigen vor allen Anderen für einen redlichen und aufrichtigen Freund der Physiognomik ansehen, der durch tiefer fortgesetzte Beobachtungen und Betrachtungen die bereits gemachten mehr erweitern und verbessern wollte, denn nur die unzähligsten und allervielseitigsten Untersuchungen und Versuche werden uns hoffen lassen, eine auf so unendlich feinen Nuancen begründete Wissenschaft wie diese, auf systematische Weise schliesslich fördern zu können.

Ueber das Leben des Autors.*)

Im Jahre 1864 am 21. April verschied, an den Wunden, die er nach heldenmüthigem Kampfe im Gefecht bei Düppel den 18. April empfangen, der Major beim zwanzigsten Regiment des dänischen Heeres, Sophus Peder Lasenius Schack. Der Entschafene gehört einer angesehenen Familie an, die ihrem Vaterlande bereits eine Zahl pflichteifriger Staatsdiener und tüchtiger Krieger geschenkt hat. Sophus Schack erblickte das Licht der Welt im Jahre 1811 als der zweite Sohn vom Etatsrath und Generalfiscal Gregers Schack und dessen Frau geb. Kirksteen. Was diese seine Eltern anbetrifft, so waren sie beide in mehr als einer Hinsicht dazu angethan, ihrem Sohne das Erbtheil seltener Eigenschaften zu übermitteln. Aut Seiten der Mutter war Schack ausserdem mit dem 1807 gefallenen heldenmüthigen Kapitän Restorff und auf väterlicher Seite mit dem braven Kapitän Schack vom zweiten jütländischen Regiment verwandt. Da seine Eltern viele Söhne zu versorgen hatten, so lag der Gedanke für sie ziemlich nahe: einige derselben für die militärische Laufbahn zu bestimmen. Dies ward auch der Fall mit ihm und seinem nächstältesten Bruder. Beide wurden sie im Jahre 1820 in

*) In hier und da etwas verkürzter Fassung entnommen einem Artikel der „Berlingske Tidende“ vom 23. April 1864.

die Akademie der Landcadetten aufgenommen. Sophus Schack durchlief die verschiedenen Abtheilungen der Akademie und wurde darauf beim zweiten jütländischen Regiment als Secondelieutenant angestellt. Im Jahre 1842 trat er auf eigenen Wunsch aus dem activen Dienst, um fortan in ausschliesslicherer Weise sich wissenschaftlichen Studien hinzugeben. Als 1848 indessen der Krieg ausbrach, meldete er sich unverzüglich wieder zum Dienst, worauf er eine der Compagnien der Reservebataillone bekam. Er kämpfte mit grosser Auszeichnung im Gefecht bei Ulderup; obgleich verwundet, hielt er daselbst mit einer Abtheilung sich auf dem Platze, die durch das feindliche Feuer zu einem winzigen Häuflein kampftüchtiger Krieger zusammengeschmolzen war. Bei der Einnahme von Friedrichstadt nahm er mit grosser Bravour an der Spitze seiner Compagnie am Sturme Theil, wobei er durch eine Kugel, die seine linke Schulter durchbohrte, schwer verwundet wurde, eine Verletzung, von der er sich indessen vollkommen wieder erholte. Er avancirte zum Capitän und wurde mit dem Ritterkreuz des Dannebrog und dem St. Annaorden ausgezeichnet. Nach Beendigung des Feldzuges stand er einige Jahre als Capitän à la suite im Heere, und wurde als Platzmajor nach der Festung Rendsburg designirt. In der im eigenen unermüdlichen Betriebsamkeit warf er in diesem Abschnitt seines Lebens sich mit erneutem Eifer auf seine Lieblingsbeschäftigungen, künstlerische und wissenschaftliche Arbeiten. Von Haus aus reich begabt in mehr als einer Hinsicht, besass er eben auch für alles Schöne, das seinem Blick sich darbot, ein offenes Auge; es war darum natürlich, dass er die Blüten des Menschengeistes, Kunst und Wissenschaft mit wahrer Begeisterung liebte. Mit Fleiss und Ausdauer liess er nunmehr es sich angelegen sein, dasjenige nachzuholen, was er wegen der rein militärischen Artung des Entwickelungsganges, den er durchzumachen gehabt, in Hinsicht schulgerechter künstlerischer Ausbildung sich anzueignen, bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte. Die Lücke, die in dieser Richtung sein Wissen und Können damals auf-

wies, empfand er selbst gar schmerzlich, und niemand wusste besser als er, dass dem Künstler nicht eben das gleiche Mass von Freiheit bescheert sei, wie dem Dichter, der ja bisweilen wohl dem Fluge des Genius folgend, sich über die hemmenden Schranken mehr oder weniger hinaussetzen darf, welche die Anforderungen und Gesetze der Form und der Sprache sonst wohl dictiren mögen.

Seine mit rascher Hand entworfenen Arbeiten zeugen, die getreueste Wiedergabe seines Gedankens repräsentirend, stets von einer gar eigenen Anmuth, und mussten es eben wohl auch sein, denn seine Gedanken waren immer schön, immer rein und poetisch. Er arbeitete nun auch mit einem solchen Eifer sich empor, dass er als Lieutenant an dem Concurs, der einige Zeit darauf seitens der Akademie für die schönen Künste veranstaltet ward, sowohl die kleine wie die grosse silberne Medaille gewann und demnächst auch ein Reisestipendium erhielt. Aus der Zeit, die nun folgte, rühren von seiner Hand mehrere Bilder her, die von bleibendem Werthe sind. Unter seinen geringeren Arbeiten sei hier das kleine Bild erwähnt: „Die auf Kriegsrath vor der Schlacht bei Idstedt versammelten Heerführer.“ Von seinem Pinsel hat man ausserdem mehrere gute Porträts und eine Zahl schöner Altargemälde aufzuweisen. Auch befasste er sich jetzt mit wissenschaftlichen Studien und veröffentlichte unter dem Titel „Porträtsparallelen und physiognomische Studien“ eine Reihe physiognomischer Bemerkungen, die durch ihre originelle Auffassungsweise sehr vortheilhaft sich auszeichnen und in seinem Vaterlande grosses Aufsehen erregten. Zu dieser Arbeit lieferte er selbst die entsprechenden Zeichnungen und schnitt auch die Chemitypien mit eigener Hand. Von Schriften militärischen Inhaltes verfasste er in diesem Zeitraum eine „Charakteristik des dänischen Soldaten“, und ebenso einige kleinere Abhandlungen. Eine grössere Arbeit von ihm, betreffend die Defensivlinien Dänemarks und der dänischen Halbinsel gelangte nicht in den Druck: das Manuscript wurde im Feldzuge von 1864 ihm geraubt.

Wieder drohte nach einiger Zeit seinem Vaterlande der Krieg; da eilte er denn alsbald wieder zum Heere, um diesem seine Dienste anzubieten, und zwar nunmehr unter Verhältnissen, die besser als der einförmige Garnisondienst, den er vordem in Rendsburg gehabt, seinem feurigen und rastlosen Charakter entsprachen, — und mit Stolz und Freude erfüllte es ihn jetzt, als er die Nachricht empfing, dass man ihm höhererseits ein Commando zuertheilt hatte, welches ihn, in der Eigenschaft eines Bataillonscommandeurs nach Altona, auf den schwierigsten Posten berief, der in diesem Kriege überhaupt zu besetzen war. Als Holstein geräumt war, und der Krieg in Schleswig und an den Dannevirken unter einer anderen und ernsteren Gestalt begann, da entfalteten sich nunmehr so recht aufs Neue die vortrefflichen Eigenschaften, die er sowohl als Krieger wie als Mensch besass. Denn er verband ja mit einem hellen Verstande, einem raschen Blicke nicht allein ein grosses Mass von Willenskraft und einen unbeugsamen Muth, sondern nicht minder auch ein starkes Pflichtgefühl und eine tiefe Religiosität. Eigenschaften, wie diese, spiegelten in allen seinen Worten und Werken sich wieder.*) Am 18. April des denkwürdigen Jahres sollte er zum letzten Male unter den Vertheidigern seines Vaterlandes in vorderster Reihe stehen. Nicht weniger als dreimal warf er mit dem tapferen Commandeur Scharffenberg die feindlichen Colonnen zurück, da wankte er endlich, von den vielen auf einmal erhaltenen Wunden überwältigt zurück. Eine Kugel hatte ihm den Lungensack

*) Von der Denkungsart, die ihn beseelte, dürften folgende Zeilen, die er unterm 15. Januar von Schleswig aus an einen Freund richtete, genugsam Kunde geben. „Ich will," schrieb er damals, „ich will und ich soll ja den Kopf oben halten, und mit Hoffnung im Herzen ausharren bis zum Aeussersten, indem ich, wenn auch Gefahren und Schwierigkeiten mich tausendfach umringen, gleichwohl aus der tröstlichen Ueberzeugung immer wieder neue Stärkung schöpfen kann, der Ueberzeugung, dass derjenige, der ohne Wanken der Gefahr bislang die Stirne bot, nie und nimmer ganz für verloren zu erklären sein wird. So lange als die Klugheit und die Sorge für



durchbohrt, eine andere war in die Seite gedrungen, sein rechter Arm aber war von mehreren Granatsplittern durch und durch zerfetzt und auch der Rücken wie die Seite waren dadurch beschädigt worden. Seine betrübten Soldaten trugen ihn von der Wahlstatt hinweg. Kein Ausbruch des Schmerzes kam über seine Lippen. An Bord des Dampfschiffes, welches einer grossen Trauerbahre gleichend, ihn und viele andere brave Waffenbrüder nach Kopenhagen überführte, ermunterte er noch seine verwundeten Kameraden mit dreistem Muth, ihr Geschick zu tragen. Er fand noch tröstliche Worte seinem Bruder gegenüber, der durch Zufall gerade herzugekommen war, als das Dampfschiff anlangte, und unerwartet nun den theuren, zum Tode verwundeten Bruder, ihn selbst vorfand, den alle Umstehenden in edlem Wettstreit mit einander nun eiligst nach der Kaserne auf der „Sölvgade" zu schaffen suchten; er fand noch Worte des Trostes an die betrübte Gattin (eine Tochter des als Militärschriftsteller bekannten Oberst Olsen), die mit einer ihm würdigen Geisteskraft und Hingebung diesen Schlag des Schicksals, den härtesten, der sie treffen konnte, aufnahm, und die nun bei ihm ausharrte, bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Ihm selbst aber ward der Trost bescheert, mit ihr noch einmal zusammen zu sein, seine Kinder und diejenigen seiner nächsten Anverwandten zu sehen, denen der Zutritt zu ihm hatte gestattet werden können. Eine Erquickung ohne Gleichen war es für ihn, ein erhebender Trost, der seinen Geist alle Sorgen um

---

die mir anvertrauten Leben dies erlaubt, will ich gewisslich an dieser Ueberzeugung unverbrüchlich festhalten. Freilich beruht es ja wie allbekannt, so unendlich sehr auf Glücksumständen, ob man oft mit den besten Plänen und den umsichtigsten Berechnungen dabei bestehen kann, so sehr, dass ich, was die Ehre und das Glück der Armee betrifft, vor allen anderen Dingen auf die göttliche Gnade mich verlasse" Weiterhin bespricht er in diesem Briefe die arge Kälte, die wenige Tage vorher geherrscht und bis auf 13 Grad gestiegen war, und seine Bestrebungen, die Lage seiner Soldaten zu verbessern.

das „Jetzt“ und „Nachher“ vergessen liess, der ehrenvolle Besuch, den er auf seinem Sterbelager von seinem edlen hochgeliebten König, von Ihm, der Trost spendend überall zugegen war und ist, empfing; wen sollte auch wohl der sterbende Krieger in seinen letzten Augenblicken lieber schauen wollen, als seinen Herrn und König! Als der König sein Lager verlassen, da schlossen seine Augen sich für ewig. Er starb, wie er gelebt, in dem erhebenden Glauben, dass dies sein Auge jenseits wieder sich öffnen würde, um in verherrlichter Gestalt alles das Schöne und Gute zu erschauen, das seiner edlen Seele hienieden nur ahnte.

Einleitung.

Die Welt ist ein von einer inneren Nothwendigkeit ausgehendes versinnlichtes äusseres Bild, in welchem eine jede Einzelheit als theilweise Entäusserung einer von dieser Nothwendigkeit ausgehenden inneren bewegenden Ursache sich entwickelt. Wie beweglich und dem Anschein nach launenhaft diese vielfältigen Entäusserungen auch immer sein mögen, so giebt es in diesem Weltencyclus dennoch nichts Zufälliges, vielmehr nimmt darin ein jeder Gegenstand seinen ihm ursprünglich bestimmten harmonischen Platz ein und ist entwickelt, so wie er ist, weil dessen Platz wie Bestimmung in der Kette der Schöpfung es war, in derjenigen Weise zu sein und zu wirken, wozu derselbe in der Fülle der Zeit und durch die Ordnung des Geschaffenen ein für alle Mal zu werden bestimmt war.

Indem die Welt als Ausdruck der ausgeprägten Kraftentäusserung des Schöpfergeistes, als dessen versinnlichtes Bild dasteht, durch dessen Einzelheiten seine universelle Liebe durch entsprechende bedingende Organe in die Offenbarung des Weltlebens tritt, nimmt der Mensch darin den ersten Platz ein und legt als solcher, als das edelste Organ der Gottheit, das schönste Zeugniss ab, das von deren Grösse überhaupt sprechen kann.

Vermöchten wir es bereits aus jenem grossen allumfassenden Gedanken heraus, der in aller seiner schönen unendlichen Mannigfaltigkeit als der Ausdruck der Physiognomie des **Schöpfers** zu betrachten sein dürfte, von dem Wesen und der Grösse des Schöpfergeistes einen ahnungsvollen Begriff uns zu bilden, um wie viel leichter müssten wir alsdann nicht — indem wir ausschliesslich dann auf den Menschen, der als Fleisch von unserem Fleische und als Geist von unserem Geiste zugleich, wie die heilige Schrift aussagt, nach Gottes Bilde erschaffen ist, unseren Blick gerichtet halten, — hinsichtlich physiognomischer Ursachen und Wirkungen zur Klarheit und Erkenntniss gelangen können!

Es hat nämlich, allem Anschein nach, ein Atom der Göttlichkeit des Schöpfergeistes in seiner irdischen Empfängniss zu dem Begriff „Mensch“ sich potenzirt, und es versenkte der Schöpfer in dieses Atom oder diesen Funken von Göttlichkeit jenes geistige Kapital, das, angespornt durch die läuternde Nothwendigkeit des Erdenlebens, darin nun wuchern soll, bis dass der Schöpfer zu einem höheren Behufe es wieder kündigt. Kraft dieses Funkens behauptet der Mensch den erhabenen Platz, der in der Schöpfung ihm angewiesen ward; er formt darin dessen physisches Aeussere sowohl nach der Grösse des ihm von Haus aus zu Theil gewordenen geistigen Vermögens, wie noch nach Massgabe der irdischen Welt sich aus, worin dieses auf seiner (des Menschen) Wanderung nach der Ewigkeit zu zeitlicher Anwendung bestimmt ist.

Der Mensch zeichnet vor dem Thiere, dem nur Körper und Seele eigen, zugleich noch durch eine gewisse höhere seelische Potenz, genannt Geist, sich aus. Indem dieser Geist das freiere und höhere Bewusstsein des Lebens ausmacht, steht die Seele als das Organische, oder wie wir es wohl auch nennen dürfen, als Mittler für die irdische Condition des Menschen da und macht das versöhnende Glied aus, in welchem Geistiges und Leibliches sich verbinden. Die plastische Empfänglichkeit der Seele modificirt darum sich eben so wohl nach Massgabe der auf die Entwickelung einwirkenden äusseren Welt, als nach

der eigenen höheren geistigen Natur derselben. Gleichwie der Same, der in dem Keime die Urkraft des Baumes in sich birgt, je nach seiner von Natur aus grösseren oder geringeren Vollkommenheit, diesen, durch die in der Erde sich befestigende Wurzel und die himmelanstrebende Krone, zur Entfaltung bringt, so dass alsdann ein mehr oder weniger edler Baum daraus hervorgeht, so wird vergleichsweise das Seelische, betrachtet als Substrat der irdischen Entwickelung des Menschen, dasjenige sein, welches, nach Massgabe der von Natur aus ihm zu Theil gewordenen versöhnenden Kraft, auf der einen Seite die Nahrung des deren Wirksamkeit steigernden oder lähmenden Geistes entwickelt, und auf der anderen Seite im nämlichen Verhältniss ein mehr oder weniger schönes und disponibles Aeussere ausprägt.

Es hat der Schöpfer durch Alles, was erschaffen ist, hindurch, ein jedes, selbst das unbedeutendste und am unvollkommensten organisirte seiner Geschöpfe in tausend und aber tausend Gruppen geschieden, so dass wir, wenn gleich durch Millionen verschiedener Arten hindurch, mit grösster Leichtigkeit im Stande sind, bei den charakteristischen Eigenheiten jeder Art deutlich das Eine vom Andern zu unterscheiden, ja man wird bei jeder verschiedenen Art, je nachdem selbe auf der Entwickelungsstufe der Schöpfung höher oder niedriger steht, wieder Unterabtheilungen derselben Klasse oder Art, von denen eben so eine jede für sich wieder in der grossen Kette der Schöpfung den ihr bestimmten Platz einnimmt, herausgreifen können. — Stossen wir sonach in der ganzen grossen Schöpfung auf keinerlei Sprung, sehen wir vielmehr, wie die gesammte Welt in ihrer ganzen, unendlichen Mannigfaltigkeit vom Schöpfer so systematisch placirt und Alles darin mit seinen besonderen bestimmten Kennzeichen angemerkt ist, und ist der Mensch, als die edelste Art der Schöpfung, dasjenige Glied, das durch seinen göttlichen Geist in dieser Kette am deutlichsten und schönsten bezeichnet und über das Thier erhaben ist, so wird man auf dieser unendlichen und ununterbrochenen Kette, kraft des Gepräges, das grösserer oder geringerer Antheil an diesem

Geiste und dessen grössere oder geringere Entwickelung zeitigt, auch wieder im Stande sein müssen, den einen Menschen vom anderen gegenseitig zu unterscheiden.

Wir werden unsere physiognomischen Forschungen immer nur damit einleiten können, dass wir zunächst von den niederen unmittelbaren Verhältnissen in der Natur aus unseren Anlauf nehmen, und sodann erst deren höheren complicirteren Verhältnissen uns zuwenden. Je mehrere, verschiedene Theile einen Körper zusammensetzen helfen, desto schwieriger wird die Erkennung und Scheidung der in seiner Zusammensetzung sich geltend machenden Einzelheiten sich stellen. So ist der Natur des Thieres und dessen Eigenschaften leichter nachzuforschen und auf den Grund zu kommen, als denen des Menschen*), denen der Pflanzen wieder leichter, als denen des

*) Es dürfte das Thier mit seiner simplen, primitiven, ungekünstelten Natur ganz besonders geeignet sein, bei unseren ersten physiognomischen Versuchen uns zum Wegweiser zu dienen. Seine Eigenschaften offenbaren sich in ungleich deutlicheren, ungleich weniger verstellten und weniger zusammengesetzten Zügen als beim Menschen, und sind darum ungleich leichter ausfindig zu machen und nachzuweisen als bei diesem. — Jene bestimmte und deutliche Scheidung, wie wir selbe z. B. hinsichtlich der äusseren Form des Männchens und der des Weibchens überall beobachten, diese finden wir ebenso überall in der inneren Natur und den inneren Eigenschaften derselben. Ja selbst wenn nur äussere Umstände und Einwirkungen störend oder verändernd in die Natur des Thieres eindringen, werden wir nach und nach unverkennbare, entsprechende Veränderungen des Aeusseren sich anbahnen sehen. Wenn jener Ausdruck von Muth und unbändiger Widerspenstigkeit, wie er aus den glühenden Augen des Stieres uns entgegenflammt, jene wilde Halsstarrigkeit und Kraft, die auf dessen breiter buschiger Stirn, in dessen kurzem Horn und an dessen mächtigem Hals und Vorderbrust sich ausprägt, selbst das indolenteste Auge wird fesseln müssen, so wird man andererseits der Thatsache doch unmöglich sich verschliessen können, dass, sobald bei eben demselben Thiere eine ganz einfache und gewöhnliche Operation vorgenommen, und dadurch Natur und Charakter umgewandelt wurde, diese Umwandlung zugleich auch ganz und gar dessen Form verändern wird; der einfältigste

Thieres; während dabei das eine Glied nach dem anderen zu eine fortlaufende Uebergangsstufe bildet, sind die eben verfügbaren Stufen von unten nach oben auf heranzuziehen. Ein jeder Baum im Walde, jede Pflanze und jeder Grashalm auf dem Felde sprosst, wächst und gestaltet sich auf verschiedene Weise und offenbart in seiner selbständigen Form, in unendlicher Variation das Product einer inneren und äusseren Kraft. Dasjenige, was wir beim Menschen mit Gefühl, untersuchendem Geist, Erkenntniss bezeichnen würden, hat der Schöpfer in das Thier in gewissem Grade als Instinct, in die anderen organischen und in die unorganischen Körper als Naturnothwendigkeit versenkt. Diese Eigenschaften, diese physiognomischen Fühlhörner sind es, was die Bedingung darstellt, nach welcher die ge-

---

Bauer würde mit Fug und Recht lachen, fragte man ihn, ob er denn zwischen einem Stiere und einem Ochsen unterscheiden könnte. Dass in mehr oder weniger in die Augen fallender Weise die nämliche Umwandlung unter ähnlichen Bedingungen mit allen Thieren vor sich geht, ist durch die Hausthiere, welche einer solchen unterworfen sind, ja zur Genüge dargethan; — so geht es mit dem Hengst und dem Pferde, dem Eber und dem Borch, dem Widder und dem Schöps u. m. Eine vielleicht weniger hervortretende, doch eben so leicht nachweisbare Veränderung geht mit den Thieren vor sich, welche vom wilden Zustand in den gezähmten übergehen. Die, wenn wir das so nennen dürfen, pathognomischen Entäusserungen des Thieres, dessen Stimmungen und Neigungen, dessen Begierden und Gelüste, offenbaren sich in noch weniger zu verkennenden Merkmalen als solche der Ausdruck des Allgemeinen in dessen Natur und Eigenschaften mit sich bringt. Wenn der Hund die Zähne fletscht und das Fell sträubt, wenn er die Ohren und den Schwanz hängen lässt, wenn er kläfft, heult oder bellt, wenn der Vogel mit verschiedenen Cadencirungen und Nuancen in seiner Stimme ruft, klagt oder sich freut, wenn die Katze die Ohren zurückschlägt, faucht oder einen Buckel macht oder sich streicht, den Schwanz senkrecht in die Höhe reckt und miaut u. s. w., so dürfte hinsichtlich der gewissen Bedeutung solcher Zeichen, die ja doch alles deutliche und unzweifelhafte physiognomische Ausdrucksweisen innerer Zustände sind, wohl kaum ein Kind im Zweifel sein können. Ein Standpunkt wie dieser, auf welchem der primitive Eindruck unmittelbar und ohne Weiteres sich geltend macht, dürfte darum füglich wohl auch derjenige sein, womit wir in dem physiognomischen A-B-C zu beginnen und von wo aus wir darin sodann uns weiter zu helfen haben.

sammten universellen, gegenseitigen Sympathien oder Antipathien sich richten. Es ist Nothwendigkeit, wenn die Wurzel des Baumes den steinigen Boden umrankt, um den saftigen, nährenden Erdboden zu finden, während der Wipfel über seine Brüder im Walde nach dem Licht der Sonne und deren Wärme emporstrebt. Beim Thiere ist es der Instinct, der dasselbe, anscheinend auf unbewusste Weise, das was ihm nützt oder schadet finden oder vermeiden lässt, und unbestimmte, unerklärliche Empfindungen sind es beim Menschen, welche in seinem Innern einander gegenseitig anziehen oder abstossen; die Nothwendigkeit, der Instinct und das Gefühl, dies sind nur verschiedene Ausdrücke für die nämliche allgemeine unbewusste unmittelbare physiognomische Erkenntniss, welche die gesammte Natur durchströmt.

Je unmittelbarer darum unsere physiognomische Beurtheilung aus unseren Gefühlen und Empfindungen entspringt, desto klarer wird unser Urtheil sein; hier wie eigentlich überall im Leben fällt dem skeptischen, raisonnirenden nüchternen Verstand nur die secundäre Rolle eines Leiters derselben zu. Jenes reine, nicht entartete, unmittelbare Gefühl, dies ist es auch vornehmlich, woran ich hier mich zu wenden wage, und von dem ich hoffe, physiognomisch verstanden zu werden.*)

Künstler und Dichter, überhaupt poetisch feinfühlende Naturen, wie solche vornehmlich beim weiblichen Geschlechte,

---

*) Welch eine wesentliche Rolle das instinctmässige Gefühl in dieser Richtung spielt, solches vermag die Erfahrung uns immer sehr bald zu lehren. Der erste unmittelbare nicht weiter raisonnirte physiognomische Eindruck, den wir bei der Begegnung mit den meisten Menschen erhalten, dieser ist in der Regel der richtigere. Bei näherem Umgang kann der Eindruck wohl einen Theil seiner Intensität einbüssen und zwar entweder darum, weil der Beobachter mehr und mehr dann an dessen Anblick sich gewöhnt, oder darum, weil bei dem Beobachteten Verstellung und Beweglichkeit weit genug gediehen sind, immerhin aber wird die Wahrheit von dessen erster und richtiger Bedeutung mehr oder weniger zeitig wieder sich dem Bewusstsein aufdrängen, je nachdem man eben Gelegenheit finden wird, mit dem Gegenstand seiner Beobachtungen sich genauer bekannt zu machen. Beim Weibe finden wir

bei welchem der Verstand noch den bescheidenen Platz eines Vermittlers des Gefühls einnimmt, anzutreffen sind; Leser, wie diese, will ich zumeist mir wünschen: bei solchen werden diese lose hingeworfenen Gedanken und Ideen vielleicht ein wohlwollendes Gehör finden und Nachhall und Bedeutung gewinnen.

Die erste und wichtigste Frage, welche wir uns selbst aufzuwerfen haben, wollen wir überhaupt an physiognomische Untersuchungen uns heranwagen, ist vornehmlich die: ob wir auch wirklich eine wahre und aufrichtige Sympathie dafür hegen; denn, wie bereits angedeutet, giebt kein Studium sonst mehr zu Irrungen Anlass und führt leichter zu Missverständnissen als eben dieses. Es genügt nicht, Beobachtungen und Bemerkungen, welche Andere gemacht haben, zu prüfen und zu untersuchen, es wird unsere wesentlichste Aufgabe hierbei immerhin darin zu bestehen haben, über jene zerstreuten, unzusammenhängenden und oft so räthselhaften Erscheinungen, auf welche wir bei unseren Bestrebungen nach deutlicher Erkenntniss stossen werden, durch selbständige Beobachtungen und praktische Versuche zur Klarheit zu gelangen.

Will man darnach allmählich feste und systematische Regeln sich formiren, dann wird man, so oft als z. B. eine interessante und ausdrucksvolle Physiognomie dem Blick sich darbietet, bestrebt sein müssen, es heraus zu finden, worin deren

---

diese Gabe unmittelbarer Auffassung ungleich öfter als beim Manne; es scheint, dass die Frau bei ihrer subtileren Organisation und ihrem feineren Nervenbau darauf angewiesen sei, das, was der Mann auf dem Wege der Reflexion sich anzueignen sucht, instinctmässig durch das Gefühl zu erfassen. Da leichte Auffassung physiognomischer Eindrücke indessen mehr bei der ersteren als bei der letzteren Kategorie zu suchen sein dürfte, so wird man auf diesem Gebiete ganz unzweifelhaft mehr in das Urtheil der Frauen als in das der Männer Vertrauen setzen dürfen; und zwar wird solches um so mehr dort gelten, wo die Frau, von nachherigen Einflüssen in ihrem Urtheil noch nicht befangen, die Einwirkung des ersten unmittelbar aufgenommenen Eindruckes in sich festgehalten und allmählich sich klar werden zu lassen vermag.

charakteristische Eigenheiten eigentlich bestehen, und während man zur nämlichen Zeit es sich angelegen sein lässt, von Charakter und Eigenschaften der betreffenden Persönlichkeit, deren hervortretendsten Anlagen und Fähigkeiten sich Kenntniss zu verschaffen, synonymisirt man diese mit dem der Auffassung gemäss dem Bewusstsein gerade vorschwebenden Eindrucke. Diese Zusammenstellung von Bild und Charakter im Gedächtniss behaltend, sucht man selbe demnächst auf eine jede dem Blick sich fernerweit darbietende Physiognomie, die einen ähnlichen Ausdruck trägt, in Anwendung zu bringen, abstrahirt, prüft und untersucht so lange, bis man für beide eine bestimmte Einheit erreicht, in der Weise, dass ein gewisser bestimmter Ausdruck dann einem gewissen bestimmten Charakter entspricht; geht man dabei noch von mehreren Seiten aus, dann wird man für seine physiognomischen Untersuchungen nach und nach einen ziemlich sicheren Leitfaden sich heranbilden können.*)

Was die pathognomischen Bewegungen anlangt, so sind deren Aeusserungen und Anzeichen wohl ungleich deutlicher wahrzunehmen und leichter zu erfassen und aufzuspüren als die physiognomischen. Die verschiedenen Leidenschaften drücken im Momente ihres Ausbruches nämlich in den Liniamenten des Gesichtes stets auf eine ganz gewisse, besondere, charakteristische Weise sich aus; bei wiederholten Ausbrüchen einer oder mehrerer vorherrschender Leidenschaften wird es nicht eben ausbleiben, dass die Physiognomie vom Ausdruck dieser Leidenschaften einen ganz bestimmten Anstrich annehmen wird. Sucht

---

*) Soll ein derartiges Verfahren mit Erfolg gekrönt werden, ist es unerlässliche Bedingung, dass der Beobachter auch im Stande sei, ähnlich, wie der Maler „charakterisirt", gewisse Merkmale deutlich herauszufinden und anzugeben, d. h. dass er für den zumeist so unendlich subtilen Ausdruck, der bei einer Physiognomie das Charakteristische derselben ausmacht, und der dieselbe von allen anderen Physiognomien unterscheidet, Auge und Gefühl besitzt; ohne Eigenschaften wie diese wird ganz gewiss eine jede sonstige Bestrebung vergeblich sein.

man darum mit dem Sitz und dem eigenartigen Ausdruck einer jeden Leidenschaft genau sich bekannt zu machen, dann wird man es unschwer auch dahin bringen, es zu deuten, was der Mensch im Schosse seines Sinnes und seiner Leidenschaften mit sich herumträgt. Wir haben im Pathognomischen der Physiognomie, den weichen und beweglichen Theilen derselben, überhaupt das zu suchen, was wir sind; in deren festen und unbeweglichen aber das, was wir vermögen. Während der Physiognomiker mit einem „Was?“ frägt, so frägt der Pathognomiker mit einem „Wie?“ *)

---

*) Sibbern sagt in seiner Psychologie: „Die vorübergehenden körperlichen Spuren und Wirkungen dessen, was im Innern des Menschen sich regt, diese machen das Pathognomische und Mimische aus; der bleibende Ausdruck dagegen, der entweder von Anfang an in Folge der eigenthümlichen Natur des Individuums oder nachher durch häufiges Sichwiederholen der nämlichen Sinnesregungen und Sinnesthätigkeiten am Körper sich abprägt, macht die sogenannte Physiognomik aus. Dass dergleichen körperliche Abprägungen des Geistigen ebensowohl wirklich stattfinden, als auch sich erkennen und bestimmen lassen, ist unverkennbar. Die Maler- und Bildhauerkunst wie die Schauspielerkunst liefern, eine jede derselben in ihrer Art, den entscheidenden Beweis hierfür; und so oft es auch sonst dem Widerspruch begegnen oder daran gezweifelt werden mag, dass eine Physiognomik möglich sein sollte, die Realität einer derartigen Erkenntniss wird doch in der That von einem Jeden vorausgesetzt, der die Bestrebungen, welche innerhalb jener Künste sich geltend machen, als wohl begründet ansieht, da diese ja zu einem nicht geringen Theile sonst auf Einbildung sich gründen müssten, prägte nicht das Innere des Menschen, und zwar mit einer nicht geringen Genauigkeit und Bestimmtheit in seinem Aeusseren sich ab und liesse es sich aus diesem nicht erkennen. Die Resultate der einschlägigen wissenschaftlichen Bestrebungen stehen indess weit zurück hinter dem, was die Kunst zu leisten vermag. Geordnete Beobachtungen über deren Darstellungen auf der einen Seite, und Vergleiche zwischen Thier und Mensch auf der anderen Seite werden indessen, in Verbindung mit unmittelbaren Beobachtungen des menschlichen Lebens, hier ohne Zweifel höchst fruchtbringend sein. Gleich von vorn herein jedoch vorauszusetzen, dass physiognomische Bestrebungen zu nichts führen könnten, oder solche als lächerlich oder schwärmerisch zu behandeln, davor sollte denn doch, so häufig das an sich auch geschehen mag, Derjenige sich wohl in Acht nehmen, der die Bestrebungen des Malers, des Bildhauers und des Schauspielers für wohl begründet ansieht. Denn es wird doch wohl Niemand etwa mit der Behauptung kommen wollen, dass es in

Der Physiognomiker muss im Besitz einer scharfen und raschen Auffassungsgabe sein, muss über einen klaren und tiefen Blick, der in das Innere des Menschen eindringt, über einen Blick verfügen können, der, geübt und befruchtet durch ausgebreitete und genaue Weltkenntniss, von einem feinen instinctmässigen Gefühl unterstützt wird, soll er die flüchtigen, leicht begeistigten und vorübergehenden physiognomischen Abspiegelungen der Physiognomie erhaschen und im Geiste festhalten können.

„Die Fähigkeit, mit einem einzigen Blicke die tieferen Beweggründe im Menscheninnern entdecken zu können, macht", wie ein berühmter Autor sagt, „zum Verstehen und Durchschauen seiner Mitbrüder geeigneter, als Kenntniss aller jener zufälligen Umstände, welche diese Regungen verursachten. Es ist nützlicher, einer Ursache nachzuspüren und selbe aufzudecken, als in den tausenderlei Wirkungen derselben zu forschen und darin sich zu verirren." *)

---

der Praxis ja wohl gültige und anwendbare physiognomische Kenntniss und Einsicht gäbe, dass solche aber nicht zu einer wissenschaftlichen zu erheben sei, so dass es also wohl einen Inbegriff zusammenhängender und wohlbegründeter physiognomischer Vorstellungen gäbe, dass jedoch Beobachtung und Nachdenken hier nicht würden dazu führen können, diese in sich selbst existirenden und wohlbegründeten Vorstellungen wissenschaftlich zu entwickeln und systematisch zu ordnen.

*) Vornehmlich ist es dem Scharfsinn, den ein offenes empfängliches Auge und eine stete unermüdliche Aufmerksamkeit unterstützt, vorbehalten, die verschleierten Geheimnisse der Natur zu entdecken; die erschlaffende Macht der Gewohnheit aber hindert die Menge, etwas Anderes zu bemerken, als was deren Augen plötzlich gefangen nimmt oder frappirt; die grossen, stillen, gleichmässig vorwärts schreitenden Bewegungen und Umwandlungen, welche in der Natur sich vollziehen, sind ihr ein Buch mit sieben Siegeln, sie sieht eben nur mit dem äusseren Auge, ohne die Erscheinung nach dem inneren Auge durchdringen zu lassen. „Wenn die Zeit in ihrem steten unveränderlichen Gange mit ihren ewig schaffenden und störenden Schritten durch das Leben wandelt, dann entdeckt der sinnige Beobachter aus Ursache und Wirkung die grossen Züge der Natur, während die Menge nur deren unzählige kleine und unbedeutende Einzelheiten bemerkt und darin sich verirrt."

Eine grosse Schwierigkeit, überhaupt wohl die grösste und vielleicht die einzige wirkliche, welche der Physiognomiker zu überwinden hat, liegt ohne Zweifel in den unabsehbaren Combinationen begraben, zu denen die schon an und für sich zahlreichen primitiven Elemente, aus welchen die menschliche Natur und der menschliche Charakter sich zusammensetzt, Veranlassung geben. Denkt man nämlich sich einen abstracten Menschenbegriff, worin alle primitiven Theile desselben in einem vollkommenen Gleichgewichtsverhältniss zugegen sind, und wendet man dieses Bild als Ausgangspunkt an, von welchem aus man die Gegenstände seiner Beobachtungen zu messen, abzuwägen und zu beurtheilen unternimmt, dann wird man freilich wohl hierin eine Art Massstab finden, nach welchem man im Stande ist, zu beurtheilen, um wie viel das einzelne Individ sich über diesen allgemeinen Begriff erhebt oder um wie viel es darunter herabsinkt; bei thatsächlicher Anwendung werden wir jedoch es bald gewahr werden, dass wir, so leicht, so einfach und deutlich der bewusste Massstab auch für Vergleichungen und Beurtheilungen des Aeusseren sich anlegen liesse, auf eben so grosse und unüberwindliche Schwierigkeiten stossen werden, wollen wir hierdurch hinsichtlich des Inneren zu einer befriedigenden Lösung gelangen. Stellt man sich z. B. vor Augen, welch unendliche Nuancen die Zusammenmischung der wenigen Hauptfarben darbietet, oder betrachtet man jene Massen von Combinationen, welche einer kleinen Reihe von Zahlen entspringen können, so wird man auch im Stande sein, von jener unabsehbaren Mannigfaltigkeit, in welche die grosse Menge primitiver menschlicher Fähigkeiten sich vermischen und verzweigen konnte, und worin weder unser eigenes inneres Auge, noch das äussere Auge Anderer es im Stande sein wird, sich vollkommen zu orientiren, ein schwaches Bild sich zu entwerfen. Nur sind es darum die stark Charakterisirten — diejenigen, bei denen einzelne Gaben und Eigenschaften mehr oder weniger hervortreten und damit Gegenstände unserer Forschung werden können — sie sind es, bei denen unser kurzsichtiger und abgestumpfter Blick es noch fertig bringen wird, neue Ent-

deckungen zu machen. Bei der grossen Menge dagegen, bei denjenigen, wo im Gleichgewichtsverhältniss ihrer Fähigkeiten ein geistiges Unbeweglichkeitsverhältniss stattfindet, bei der grossen unendlich überwiegenden Mehrzahl der Menschen werden unsere physiognomischen Forschungen in der Regel fruchtlos bleiben.

Es macht die Kunst des Durchschauens der menschlichen Handlungen, vornehmlich Weltkenntniss genannt, einen sehr wesentlichen Bestandtheil des physiognomischen Studiums aus. Der Physiognomiker hat darum nicht gewöhnliche und unbedeutende Menschen aufzusuchen, oder in reflectirender Einsamkeit die Quelle zu meiden, aus der nun einmal stets zu schöpfen ist, vielmehr hat er aus möglichst weitläufigen, ausgebreiteten Bekanntschaften, im beobachtenden und forschenden Umgang mit den markirtesten, unter sich dabei entgegengesetzten Charakteren seinen Vorrath zu sammeln. Er soll nicht einseitig den Schlechten meiden, etwa deswegen, weil er mit den Klugen und Tüchtigen sich vertraut zu machen wünscht, sondern soll durch häufigen Umgang und häufige Unterredungen mit den verschiedenartigsten Menschen, mit dem Thoren wie mit dem Philosophen, mit dem schlichten, unverderbten Manne des Volkes wie mit dem tiefsinnigen, hochbegabten Menschenkenner, bestrebt sein, mitten in die geistige Peripherie des Lebens sich zu stellen, um von da aus auf eben so bequeme als sichere Weise zu unbegrenztem Stoff für seine Erkenntniss und Ueberzeugung zu gelangen.

Die Auffassung und Beurtheilung des Charakters und der Physiognomie Anderer ist ebenso auch abhängig von dem eigenen individuellen Charakter des Beobachters und dessen moralischen Gefühlen. Steht z. B. die undurchdringbare und übertäubende Schaar niedriger, elender Leidenschaften um die Seele Wache, oder hüllen veraltete Irrthümer oder vergilbte Vorurtheile den Geist in einen blendenden Nebel ein, dann werden dessen Beobachtungen nur allzu oft unzuverlässige und nicht selten gar vollkommen verschrobene und falsche Aussagen zu Tage fördern. Wo Feindschaft, Stolz, Hass oder Eigennutz

das Urtheil bestimmen helfen, wo das Herz böse oder von schlechten Neigungen verdüstert ist, dort wird man von einer Stirn, auf der nur Tugend thront, oft gar Laster ablesen und wird Fehler da finden, wo keine solchen vorhanden sind. So wird oft derjenige, der unserem Feinde ähnelt, wenn durch die Brille der Leidenschaften oder der Erbitterung betrachtet, alle jene Fehler und Gebrechen uns zu besitzen scheinen, die unsere verletzte Eigenliebe dem Original angedichtet. Andererseits darf man ebensowenig wieder den warmen und wohlwollenden Gefühlen eines Optimismus blind sich hingeben, der hinter jedem freundlichen oder zuvorkommenden Lächeln ohne weiteres einen Engel zu erblicken glaubt, nur allzuoft dient aufmerksame Freundlichkeit, dienen die glatten Worte oder das einnehmende, entgegenkommende Lächeln dem Falschen und Hinterlistigen zu einem gelegenen Versteck, um darunter, unter der Maske der Ehrlichkeit, den Schalk zu spielen.

Eine andere Schwierigkeit, welche ebenfalls zu Irrthümern gar leicht Anlass geben kann und dabei ziemlich allgemeiner Natur ist, welche in hohem Grade geeignet ist, das physiognomische Studium unter Umständen zu discreditiren, und alsdann mit daran Schuld haben könnte, wenn dasselbe etwa nicht weiter Terrain gewinnt, liegt zweifelsohne darin, dass man in einschlägigen Fällen sich oft dazu verleiten lässt, Räthsel lösen zu wollen, wo gar keine solchen vorhanden sind.

Nur dort, wo der Geist im Innern lebendig, wo derselbe, sei es in der Richtung nach dem Guten oder nach dem Bösen hin, in Aufregung gerieth, wird die Schrift, welche er dabei im Innern des Menschen zurücklässt, zu einer deutlich erkennbaren und dem eingeweihten Auge durch die Oberfläche des Aeusseren hindurch sichtbar werden.

Es dürfte unser geistiger Charakter und unsere geistige Wirksamkeit von zwei sehr wesentlichen Eigenschaften des Geistes, nämlich von geistiger Kraft und von geistiger Leichtbeweglichkeit gleichsam seinen Ursprung herleiten, oder wenigstens doch seine verschiedene Nuancirung davon entlehnen.

Diese beiden Factoren haben wir bei unseren physiognomischen Forschungen beständig vor Augen zu halten; es ist das um so unerlässlicher, als dieselben nicht allein sämmtlichen Entäusserungen unseres Geistes, wie es scheint, einen bestimmten Charakter aufdrängen, sondern zugleich auch bei deren steter Beachtung uns dazu verhelfen werden, gar viele Phänomene zu erklären, deren Ursache wir sonst vergebens nachspüren würden.*)

Da ich hiermit einmal auf das Gebiet der Phrenologie gelangt bin, so kann ich es nicht unterlassen, hinsichtlich meiner Anschauungen über das Verhältniss dieser Wissenschaft zur Physiognomik ein paar Worte einzuschieben. Trotzdem ich nämlich der Phrenologie als einer Wissenschaft huldige, so hege ich doch immerhin die Ueberzeugung, dass dieselbe es auf die Dauer nicht im Stande sein dürfte, ihre Principien aufrecht zu erhalten, ausser in Verbindung mit der Physiognomik. Sowie keinerlei Qualität von Bedeutung ist, ausser in Beziehung zu ihrer Quantität, so kann auch bei den Geisteseigenschaften nicht äussere Form und Grösse allein deren Werth bestimmen.

---

*) In einer vortrefflichen Abhandlung über die Phrenologie äussert Dr. Otto hinsichtlich dieser Geistesdisposition sich mit den folgenden Worten (die ich hier an Stelle meiner eigenen Erklärungen treten zu lassen um so weniger Anstand nehme, als dieselben diese Dispositionen auf eine höchst lebendige und erschöpfende Weise beleuchten und erklären). Er sagt: „Die Grösse eines bestimmten Organs giebt die Stärke der entsprechenden geistigen Eigenschaften zu erkennen; in der Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit die geistigen Qualitäten sich äussern, begreift sich die Leichtbeweglichkeit, und sind diese beiden Eigenschaften als von einander gänzlich unabhängig zu betrachten. In der Physik ist Stärke und Kraft von Leichtbeweglichkeit ganz und gar verschieden und in den geistigen Entäusserungen ist Kraft und Leichtbeweglichkeit ebenso in die Augen fallend. Vor Gericht, im Rath, auf der Kanzel, überall bemerkt man diesen Unterschied sehr genau. Viele zeichnen durch einen glänzenden Vortrag und eine gewisse Leichtigkeit des Ausdruckes sich aus und überraschen uns durch die Raschheit und Leichtigkeit, mit der sie von dem Einen zum Andern überspringen können, und doch dringen dieselben weder tief auf uns ein, oder vermögen auf uns sonst besonderen Eindruck zu machen, noch reissen sie

Es lehrt uns z. B. die tägliche Erfahrung, dass grosse Köpfe, die nach der Phrenologie so grosse Fähigkeiten verbürgen sollen, oft das geistige Arsenal grosser Gimpel darstellen; dass dagegen kleine, wohlgebaute, wohl organisirte Köpfe sehr oft ungleich mehr Intelligenz in sich bergen. Es ist sowohl die vitale wie die höhere geistig belebende Kraft, womit die organische Masse erfüllt ist, das den Werth ihrer Entwickelung Bestimmende; beim Menschen spiegelt deren grössere oder geringere Intensität vornehmlichst durch die Liniamente sich ab. Beim Thiere, ja selbst bei den niederen, organischen und unorganischen Körpern, machen die nämlichen Principien sich geltend. Welche weit intensivere Stärke besitzt nicht z. B. das kleine fein gebaute arabische Ross gegenüber dem grossen europäischen Pferde! Müssten die geistigen Vorzüge des Walfisches nicht bedeutend vor denen des übrigen Thiergeschlechtes sich auszeichnen, wenn dem Umfang seines ungeheuren Kopfes, der bei ihm, wie bekannt, ein Drittel seines ganzen Leibes ausmacht, Bedeutung beizumessen sein sollte! Welchen Umfang hat nicht auch ein Pfund Federn gegenüber einem Pfund Gold! Eine aufgeblasene Schweinsblase hat auch Form und Umfang,

---

unsere Gefühle und unsere Ueberzeugungen alsbald mit sich fort. Sie besitzen Scharfsinn ohne Kraft und Geistreichthum ohne umfassenden tiefen Verstand. Solches resultirt ebenso aus grosser Leichtbeweglichkeit und geringer Kraft. Dagegen finden sich wieder andere öffentliche Redner, welche langsam, jedoch mit ausserordentlicher Kraft ihre Expectorationen beginnen; ihre Worte fallen gleich Minutschüssen in die Ohren der Zuhörer, und dem oberflächlichen Beobachter scheinen sie schon dem Ende ihrer Rede sich zu nähern, ehe sie noch richtig angefangen haben. Selbst ihr erstes Wort schon ist ein kräftiges; es erregt alsbald Aufmerksamkeit, und solche erlischt denn auch nicht im weiteren Verlauf ihrer Rede; sogar die Pausen, welche sie machen, sind ausdrucksvoll und lassen den Hörer eine Kraft ahnen, welche sich sammelt, um im folgenden Satz wieder aufs Neue loszubrechen. Gerathen Redner wie diese erst in Leidenschaft, dann sind sie hinreissend wie der rauschende Strom, glänzend wie der Lichtstrahl, flössen unwillkürlich die Empfindung gigantischer Kraft dem Hörer ein, und bemächtigen sich mit ihrer überwältigenden Macht eines jeden schwächeren Geistes, — alles dies ist die Entäusserung geistiger Stärke."

und kann, wenn ordentlich bemalt und ausstaffirt, gar leicht ein täuschendes Aussehen nach einem Gesicht erhalten; und doch, was enthält dieselbe? Die Phrenologie dürfte wohl kaum allein stehen können; es hat die Physiognomik ihr das Licht zu halten; reichen Beide einander die Hand, dann misst und bestimmt die Phrenologie, was den Menschen anlangt, Form und Umfang der Masse seines Hirns, während die Physiognomik, in den Liniamenten des Gesichtes und in dessen Ausdruck jenen Grad von Geist angiebt, der es durchströmt.

Obschon nun die geistig belebende Kraft des Menschen, wie nicht zu verkennen, durch den ganzen Körper hindurch, in allen Theilen desselben, als wirksam sich erweist, so dass eigentlich nicht wohl sich annehmen lässt, dass ein einzelner Theil desselben den ausschliesslichen Sitz des Geistes bezeichnete, so dürfte selbe doch immerhin durch gleichsam vermittelnde und versöhnende organische Glieder sich zu erkennen geben, vornehmlich also ihre denkende Kraft durch den Kopf, ihr fühlendes, verlangendes und begehrendes Ich durch das Herz, ihre allgemeine belebende organische Wirksamkeit durch den gesammten Leib in allen seinen Theilen aussprechen. Diese verschiedenen Kräfte concentriren sich wieder zu vollkommen regierender Einheit im Hirn, und spiegeln am reinsten und deutlichsten eben in der Form des Kopfes und der Physiognomie des Gesichtes sich ab.

Die Natur hat Magen, Brust und Haupt, wie es scheint, in successiver Ordnung übereinander gestellt, so dass jedes der drei Glieder, dieser Ordnung gemäss, in respectiver Weise den Sitz unserer thierischen Neigungen, unserer Gefühle und unserer intellectuellen Fähigkeiten abgiebt, und jedes derselben wieder seine entsprechenden Organe oder Correspondenten im Gehirn besitzt, welche dann allemal, mehr oder weniger gewissenhaft, angefragt werden, so oft eines derselben sich in Bewegung setzen soll.

Der Kopf,

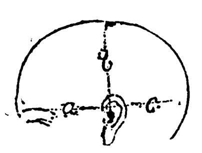
jenes Meisterstück der Natur, ist unstreitig derjenige Theil des äusseren Wesens beim Menschen, welcher mit seinem Dasein das schönste und unverkennbarste Zeugniss davon ablegt, dass wir zu Herren der Schöpfung berufen sind; es ist derselbe nicht allein, zum Unterschied vom Thiere, im Körper zu oberst gestellt, um gleichsam von diesem schönen Piedestal aus zu sehen und wieder gesehen zu werden, es scheint dieses Körperglied seine erhabene Stellung zugleich auch darum erhalten zu haben, um dem Erdensohn es zu ermöglichen, mit Würde zu gebieten, und während er so den Blick über die ganze Mannigfaltigkeit des Geschaffenen schweifen lässt, die Grösse der Gottheit zu erkennen, und mit Leichtigkeit und Freiheit das äussere wie das innere Auge zu jenem Schöpfer und zu jenen höheren Gefilden dankend zu erheben, aus denen wir von Haus aus stammen.

Die edelsten Kräfte des Organismus, die feinsten, subtilsten Regungen der Vitalität, sie haben im Haupte ihren Ausgangspunkt; hier, an der rechten Schmiede, ist am deutlichsten die Wirksamkeit des Geistes und der Gedanken zu spüren; von keiner anderen Stätte aus erholen auch die geistigen Bedürfnisse des Lebens sich Licht und Führerschaft.

Dass der Kopf im Organismus diesen bedeutungsvollen Platz einnimmt, erweist sich unter anderem auch daraus, dass wir nach einer jeden heftigen Gedankenanstrengung oder heftigen Erregung, vornehmlich hier deren Wirkungen spüren, und dass eine jede äussere Verletzung, welche auf die Functionen des Gehirns störend einwirkt, auch ebenso den Verstand beeinflusst.

Es giebt einen gewissen angenommenen imaginären Punkt, von welchem aus man die Distanzen für die äusseren Contouren des Hauptes auszumessen sucht, den Punkt, welchen man im Allgemeinen als den Centralpunkt des Kopfes bezeichnet; von hier aus bestimmt es sich, wie dessen verschiedene Theile zu einander proportionirt sind, bestimmt sich ferner die

gegenseitige organische Bedeutung gewisser Theile, die freilich ihren hauptsächlichen Werth wieder durch die mehr oder weniger ausgeprägte Physiognomie der Liniamente erhalten. Die Distanz *a*, vom Ohre an bis nach dem vordersten Theil der Stirn hin, bestimmt die Grösse der intellectuellen Fähigkeiten; die Distanz *b*, vom Ohr an nach dem Scheitel oder der obersten Partie des Hauptes hin, deutet die Stärke der moralischen Empfindungen an; und die Distanz *c*, nach dem Nacken hin, zeigt die Stärke der thierischen Neigungen an. Die Ausdrucksformen des Gesichtes und der Liniamente offenbaren die grössere oder geringere Kraft, welche die Fähigkeiten, Neigungen und Empfindungen, beseelt.



Das Haar.

Die oberste und vorderste Partie des Kopfes ist mit Haaren bewachsen, Gebilde, welche auf ähnliche Weise zum Schutz der Hirnmasse bestimmt zu sein scheinen, wie die Blattkrone des Baumes für die zarten Keime und Knospen eine natürliche Wehr bildet. Wie wohl das Haar an und für sich keine entscheidende oder deutlich bestimmende physiognomische Rolle zu spielen scheint, so dürfen wir es trotzdem doch nicht unbeachtet lassen; jedenfalls steht es als unmittelbares Product sowohl des Erdbodens da, auf dem es hervor wächst, wie des Keimes, der es hervortreibt, und ebenso wie denn die Blätter des Baumes uns dessen Physiognomie angeben, so wird auch das Haar unzweifelhaft, mehr oder weniger deutlich, den Charakter derjenigen Natur, aus der es hervorspross, uns anzugeben geeignet sein müssen. Immerhin giebt jene ausserordentliche Verschiedenartigkeit, welche hinsichtlich des Wuchses und der Farbe, der grösseren oder geringeren Dichtigkeit und Stärke sowohl, wie des künstlichen Zuschnittes und der Form des Haares, zu eingehenderem Nachdenken wohl Anlass. Allein schon der Umstand, dass heftiger Schreck und starke Leiden-

schaften und Gemüthsregungen, wie allbekannt, sogar in einer einzigen Nacht seine ursprüngliche Farbe in ein vollkommenes Grau zu verwandeln im Stande sind, beweist deutlich jene nahe Beziehung, die zwischen diesem und den Regungen des Gemüthes stattfindet.

Nicht selten hat jenes alte Sprichwort, wonach „struppiges Haar oft einen weichen Sinn und weiches trotzige Gedanken birgt," mich die Wahrheit dieses Glaubens erfahren lassen, wenn ich auch dasselbe nicht gerade als feste Regel aufstellen kann.

So wie schwarze Haare und schwarze Augen, wie solche den Südländer vorherrschend charakterisiren, ein Product aus der Glut südlichen Lebens und tropischer Wärme zu sein scheinen, ebenso dürfte das blonde Haar, dürften die hellen Augen gleichsam unter dem kühlenden Himmel des Nordens gebleicht und gemildert sein.*)

Das hellbraune oder sogenannte rothe Haar ist nicht selten Gegenstand einer Zahl von wenig Vertrauen verrathenden Schlüssen und Bemerkungen gegen dasselbe tragende Personen; vermuthlich denkt man bei dieser Farbe immer an den Pelz des Fuchses. So gewiss indessen, als man auch andere Thiere finden kann, welche dieselbe Farbe tragen, wie der Fuchs, ohne deswegen eine Natur wie die seinige zu besitzen, ebenso sicher glaube ich, darf man annehmen, dass die Charakterzüge, welche man beim Menschen mit dieser rothen Farbe im Allgemeinen in Verbindung bringt, damit noch nicht in unmittelbarem Zusammenhange zu stehen brauchen.

Bei sehr ausschweifenden, einem unregelmässigen Lebenswandel ergebenen Menschen habe ich an deren Haar ziemlich oft eine starke Fettigkeit wahrgenommen; zugleich schien es mir, wie wenn diese Haare über das ganze Gesicht gleichsam einen fettschweissigen Abglanz verbreiteten.

---

*) La passion est brune, l'amour est blond, sagt Dumas.

Bei vielen geistesgrossen Männern, insbesondere bei solchen, in deren Gedankenthätigkeit die Phantasie überwiegt, erregte immer ein wunderlicher Mangel kräftigen Haarwuchses, besonders um Kinn und Wange herum, meine Aufmerksamkeit; es sah mir das aus, als wenn die productive Kraft des Körpers hier derjenigen des Geistes zum Opfer gefallen wäre.

Unter vielen Krankheiten, besonders solchen, welche die Nerven afficiren, leidet, wie bekannt, auch das Haar. Ja selbst bei allgemeinen Gemüthsleiden büsst dasselbe oft ein mehr oder weniger Bedeutendes von seiner natürlichen Geschmeidigkeit und seinem Glanze ein und fällt schliesslich aus, wird aber gewöhnlich dann wiedergewonnen, sobald die Leiden selbst aufhören.



Den Wirbel, den das Haar von Natur aus bisweilen um den obersten Theil der Stirn und insbesondere um den obersten Theil des Stirnhöckers bildet, wobei es dann nicht selten daran herniederwächst, und welcher in der Regel mit einer kurzen Oberlippe und einer perpendiculären Stirn in Verbindung steht, diesen fand ich gar oft bei trotzigen und starrsinnigen Charakteren.

Der künstliche Zuschnitt und die künstliche Form des Haares kann, ebenso wie die ganze Kleidung eines Menschen, in dessen Charakter oft einen nicht unwesentlichen Einblick uns eröffnen. Wer z. B. mit ängstlicher Vorsicht und Apparaten und Präparaten in der Tasche immer bemüht ist, dass von seiner künstlichen Haartour ja nichts, auch nicht das Geringste in Unordnung gerathe, oder wer mit ebensoviel Formalität wie Genauigkeit stets eine jede Falte in den eigenen Kleidern und denen Anderer beobachtet, und von nichts Anderem die Rede aufkommen lässt, als was eben genau in diesen Rahmen passt, der verräth unstreitig, neben einem hohen Grade von Eitelkeit, dass er seine ganze Zeit und all seine Gedanken vermuthlich keiner anderen Beschäftigung widme, als nur der mit sich selbst, und lässt, unter einem derartigen Wesen und einer

solchen Form, schwerlich eine gründliche oder aufopfernde Persönlichkeit ahnen. Wer Bagatellen eine beträchtliche Aufmerksamkeit opfert, dürfte kaum wohl dazu angelegt sein, mit grossen Dingen sich zu befassen.*)

Die Stirn.

Es schliesst die Stirn, als der unmittelbare körperliche Ausdruck unserer Fähigkeiten und deren Organe, des Menschen höchste und edelste geistige Kräfte ein, und spielt in der Physiognomie, was deren Geist und Ausdruck anlangt, unter den sonstigen Theilen derselben, eine der wesentlichsten Rollen. Gleichwie der stille, wolkenfreie Himmel in feierlicher Schöne sich über die Erde wölbt, so thront die Stirn, majestätisch herrschend, wenn der Sinn in Ruhe, über den Liniamenten des Gesichtes, während selbe sich verdunkelt oder droht, gleichwie der Himmel sich verfinstert und umwölkt, wenn Sorgen oder Leidenschaften das Gemüth in Erregung versetzen. Ja, das Verbrechen wie die Unschuld steht, wie das gute oder böse Gewissen, darin mit leserlichen Zügen verzeichnet, und eine jede Leidenschaft wird durch die Furchen der Stirn, gleichwie die Fähigkeiten durch deren Form, uns des Menschen inneres Wesen verrathen.

Bereits seit den ältesten Zeiten scheint jener Ausdruck von Geisteshöhe und geistiger Kraft, wie solcher in der Form

---

*) Von dieser Sorte von Puppenmenschen, welche überhaupt zu jenem halb feinen, halb vornehmen und viertelsverständigen Typus zu gehören scheinen, wie solcher den Füllkalk der Menschheit zum Theil ausmacht, sagt Bulwer an einer gewissen Stelle: — — — „Die Anschauungen derselben sind von Mode, Herkommen und Ansehen dermassen abhängig, und sie nehmen mit Aeusserlichkeiten und Kleidern es stets so närrisch genau, dass sie wie vernichtet und versteinert stehen können, wenn man einmal nicht nach ganz gewissen, bestimmten Formen isst, trinkt oder spricht; es können Leute dieses Schlages sich keine grössere Schande denken, die ihnen widerfahren könnte, als diejenige, in Gesellschaft mit Personen zu sein, welche auf diese kleinlichen Anforderungen der Form weniger Werth legen als sie selber.“



der Stirn sich abzeichnet, erkannt worden zu sein; nicht allein in den Schriften der Alten wird man es lesen können, wie Männer von ausgezeichneten Geisteseigenschaften als Besitzer hoher und schön gewölbter Stirnen bezeichnet werden, sondern man wird, zu weiterer, deutlicherer Bezeichnung, dies in den Antiken selbst, in denen der menschliche Ausdruck des Grossen und Erhabenen sich ausgedeutet findet, sowohl an edelgeformten Stirnen wie an grossen ruhigen, imponirenden Liniamenten sich wiederholen sehen.*)

Eine Schädelpartie, welche beim Thiere gänzlich mangelt, ist dessen vorderster und oberster Kopftheil, der gebildet wird von Stirn und Scheitel; je mehr dasselbe indessen nach Massgabe seiner inneren Disposition, in der Reihe der Geschöpfe seinen höheren Rang zur Geltung bringt, desto mehr finden wir auch den Kopf dem des Menschen sich nähern und die Physiognomie einen intelligenteren Ausdruck annehmen.

Es stehen Höhe und Umfang der Stirn, und Grösse der Hirnmasse in der Regel zu einander in directem Verhältniss, doch genügt, wie angedeutet, der Umfang der Stirn zur Bestimmung des derselben beizumessenden Werthes nicht allein;

---

*) — — „Nicht ist es die edle Form oder die ausserordentliche Schönheit der Gesichtszüge," sagt Bulwer, „was allein dem Menschen das Ansehen von Kraft und Adel, was ihm seine lachende Anmuth verleiht. Es ist das insbesondere der freie, derbe, stets offene und doch so kluge und bedächtige Ausdruck der Stirn, der die ahnende Empfindung einer höheren Kraft, jener höheren Stärke in dem Beschauer erweckt, die nicht durch zukünftiges noch durch gegenwärtiges Missgeschick verdunkelt zu werden vermag, sondern in einem elastischen, unerschöpflichen Reichthum von Kraft die Bitterkeit des Kummers und die quälende Bürde schlimmer Zeiten herauszufordern scheint; und möchte auch eine traurige Ahnung uns bei dem Gedanken daran überschleichen, dass der unerbittliche Gang der Zeit diesen klaren Himmel der Stirn noch einmal mit Wolken überziehen dürfte, so würden wir hierbei doch immerhin so etwas wie eine Versicherung fühlen müssen, dass die Natur in ihre herzliche, kraftvolle Form, in das reine, tiefe, kecke Feuer, das im Auge lodert, ein glückliches Anzeichen von Fähigkeiten und Muth zu erfolgreichem und rüstigem Kampfe um die Palme des Sieges legte."

sowie man in einem kleinen, behaglichen, wohl eingerichteten Zimmer oft weit bequemer wird wohnen können, als in einem sehr grossen und geräumigen, so wird man vielfach auch kurzen, gedrängten Stirnen begegnen, denen weit weniger Gehirnmasse zu entsprechen scheint, als bei anderen, auf denen dennoch ein seltener Geist thront. Wenn man unter einem Haufen Nüsse unwillkürlich nach den grösseren greift; so wird man in der Regel bemerken, dass die vollsten, besten Kerne nicht unter diesen zu finden sind. Beim Hirn ist einzig und allein dessen intensive Stärke und qualitative Beschaffenheit dasjenige, was die Bedingung seines Werthes abgiebt; es sind Ausdruck und Form des Gesichtes dasjenige, worin wir den Gradmesser dafür zu suchen haben. Wir suchen darum in Grösse und Form des Kopfes den Massstab für den Umfang der Hirnmasse, während wir in Ausdruck und Lebensäusserungen des Gesichtes die Bedeutung finden, die jenem Geiste und jener Kraft beizumessen ist, welche dieselbe in Erregung versetzt: Nicht ist es beim Weine Farbe und Aussehen, sondern auch Blume und Geschmack desselben, was dessen Werth bestimmt.

Ich habe auf diese Art auch keinen rechten Glauben an jene ungewöhnlich hohen Stirnen, die zu den Massen der übrigen Liniamente in keinem richtigen Verhältniss stehen, Stirnen, welche nicht keck und unmittelbar auf den Augenbrauen ruhen; die Kraft des Gedankens, sie dürfte hier gleichsam auf einen zu grossen Raum vertheilt sein, und das setzt eben jene energische und gedrängte Klarheit, Schnelligkeit und Sicherheit, wie solche oft die kurzen und dabei gescheiten Stirnen charakterisirt, mehr oder weniger herab. Diese ängstliche Unsicherheit und Unbehüflichkeit, da wo es gilt, mit leichter, klar durchdringender Schlagfertigkeit und Kraft zur rechten Zeit und am rechten Orte Gedanken und Ideen zu sammeln und zu entwickeln, dergleichen wird eine solche unverhältnissmässige Höhe der Stirn in der grösseren Mehrzahl der Fälle charakterisiren. Gewiss ist es indessen, dass die grosse, geräumig abgerundete Stirn, welche im Profil eine Halbkugel bildet, eine Stirn,

welche Gall wunderlicher Weise als Wohnsitz einer ausgezeichneten Denkkraft definirte, mir sehr oft als die allerumbedeutendste vorgekommen ist. Man begegnet oft Stirnen, welche farblos, ohne Zeichnung und Charakter, wie sie sind, gerade wie aufgeblasene Thierblasen sich ausnehmen, und welche eben sowohl hoch wie geräumig sind.

Wenn eine kurze; breite Stirn über geistreichen Zügen indessen oft mehr Vorzüge birgt als manche hohe, so wird eine solche trotzdem doch niemals im Stande sein, gegen eine hohe, geräumige wohlorganisirte Stirn, welcher ähnliche Züge zu Theil wurden, einen Wettkampf zu bestehen.

Wenn der Verstand Empfindungen und Instincte ordnen will, lässt deutlich sich eine Bewegung unter den Augenbrauen und um dieselben herum wahrnehmen. Wir greifen unwillkürlich nach der Stirngegend und suchen durch Reiben und Berühren derselben gleichsam ein gewisses Etwas zu erwecken, sobald irgend ein schwieriges Problem zu dessen Lösung eine klärende und ordnende Gedankenanstrengung von uns erheischt; wir dürfen darum wohl annehmen, dass die allgemeine Auffassungsfähigkeit, ebenso auch das Ordnungsvermögen, dort residirt, wo das Organ sich äussert.*)

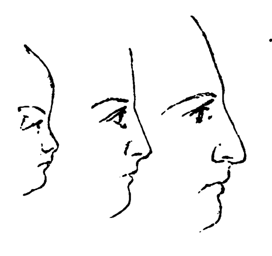
Idealität und Einbildungskraft, sowie unsere höheren geistigen Fähigkeiten, scheinen dagegen an den übrigen Stellen der Stirn ihren Platz zu haben; eine solche Bestimmung liegt übrigens mit den vorhergehenden Auslassungen, wonach einer niedrigen Stirn bisweilen grössere Klarheit und raschere Auffassungsgabe eigen sein kann, als einer hohen, darum noch nicht im Widerstreit.**)

---

*) Wer überhaupt stark im Besitz untersuchender und ordnender Fähigkeiten ist, und dieselben oft mit Anstrengung herangezogen hat, der bekommt nach und nach wohl immer jene tiefen gedankenvollen ernsten Runzeln, welche gerade zwischen den Augenbrauen hervorstehen, so oft wir unser Nachdenken anstrengen.

**) Selbst an dem Gepräge und dem Ausdruck, welcher die Physiognomie der verschiedenen Nationen charakterisirt und insbesondere an der Form

Verfolgen wir die Entwickelung des Menschen durch verschiedene Stadien hindurch, so werden wir darin für die Wahrheit dieser Hypothese eine nicht mehr zweifelhafte Bestätigung finden. Die ersten Fähigkeiten, welche beim Kinde ihre Wirksamkeit äussern, sind, wie nicht anzuzweifeln, Einbildungskraft und Phantasie, und wir finden bei ihm den obersten Theil der Stirn auf Kosten der Partie über den Augenbrauen so stark entwickelt, dass derselbe als concav sich darstellt; nach und nach, wenn dann Verstand und Reflexion bei fortschreitendem Alter sich geltend zu machen beginnen, hebt sich die letztgenannte Partie. Das Auge tritt weiter zurück und die Nase bekommt ein grösseres Relief, so dass dann, beim reifen Jüngling, das Profil der Perpendiculären sich nähert, während dasselbe bei dem kräftigen, vollkommen entwickelten Manne, bei dem Verstand und Berechnung, je nach Massgabe seiner primitiven Begabung, die Phantasie und das Gefühl mehr oder weniger in den Hintergrund drängt, der Convexität sich nähert.



Es kann an den oberen Stellen einer hohen Stirn bisweilen eine lebendige Phantasie, eine tiefe und innige Sympathie für alles Grosse und Schöne, ja selbst geniale Funken verborgen liegen; wo freilich der Mangel gewisser niederer Organe, des

---

ihrer Stirnen werden wir die Bestätigung dieser Behauptung finden. So wie der Franzose nämlich mit seinem aufgeweckten Geiste und seiner lebendigen Einbildungskraft dazu ausersehen zu sein scheint, den leuchtenden Funken der Idee anzuschlagen, scheinen die Deutschen, vermöge ihres Nachdenkens und tieferen Fühlens, dazu bestimmt zu sein, deren theoretische Seite zu erhaschen und zu erfassen, während die Engländer mit ihrem klugen und praktischen Sinne dieselbe lebendig und anwendbar ins Leben setzen. Darum finden wir auch: die Stirn des berechnenden, thatkräftigen John Bull in der Regel kurz, keck und gedrängt, die des Deutschen, als Ausdruck seines philosophischen Phantasirens und Raisonnirens hoch und oben geräumig, die des Franzosen fein, gerade und perpendiculär.

ordnenden Verstandes denselben nicht erlaubt, zur Selbstrealisirung zu gelangen, dort werden sie entweder niemals sich geltend machen können oder sie werden höchstens nur, schwach und wankend, gleich einem Schiff ohne Ruder sich zeigen können. Wo der Verstand, das Vermögen des Nachdenkens oder der Reflexion eben, als die regierende Nothwendigkeit des Menschenlebens oder als der Zaum und Zügel der höheren Fähigkeiten, die willkürlichen Regungen und das regellose Spiel der Empfindungen und der Phantasie, nicht lenkt und unterstützt, dort wird es dem Menschen, sobald derselbe erst in ein gewisses Alter gelangt, ergehen wie dem Kinde, das da weinte, weil es ja den Mond nicht zu haschen vermochte.

Verstand und Geist müssen darum gegenseitig und harmonisch einander unterstützen. Es ist eben so gefährlich, ausschliesslich aus der unmittelbaren Empirie zu schöpfen, oder derselben sich zu vertrauen, wie blind den Offenbarungen poetischer, instinctmässiger Empfindungen sich hinzugeben, denn es wird Beides schliesslich nur einem und demselben Ziele uns zuführen. Wenn der Eine nämlich mit seinen ewigen Verstandeszergliederungen die erhabensten Probleme der Ahnungen und Ideen durch sinnliche und materielle Bedingungen zu disseciren, zu durchdringen und zu erklären sucht, und der Andere, einzig nur auf dem Strom der Inspirationen, der Gefühle und der Poesie unmittelbar in die grossen, ewigen Wahrheiten hineinsegeln zu können glaubt, dann werden sie Beide in ihren äussersten Bestrebungen unzweifelhaft einander in der — Nullität — auf dem Gipfelpunkt des Zweifels, des Widerspruches und der Wirrsale begegnen.*)

---

*) Gleichwie das Gewürm im Staube verwirrt umherirren und verhungern müsste, würde es seiner Fühlhörner, Organe, die zur Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse es anleiten, beraubt, so ist auch unser menschliches Fühlen dazu bestimmt, sowohl durch unsere geistigen Fühlhörner, wie durch unsere materiellen irdischen Gefühle zu den erhabenen ahnungsvollen Wahrheiten des Lebens uns emporzuleiten. Verstand und Gefühl sind wie



Obschon die allgemeine Auffassungsfähigkeit und das allgemeine Ordnungsvermögen, als die ersten Fähigkeiten, welche bei unserem Eintritt in das Leben uns die Hand reichen, andererseits auch wieder als die ersten, welche uns Lebewohl sagen (weshalb das Kind so schnell und leicht aufnimmt und fasst, und der Greis von dem unmittelbar Aufgenommenen so wenig behält), obwohl diese beiden Fähigkeiten, besonders in der ersten Periode unseres Lebens eine so wesentliche Rolle spielen, so halte ich dieselben dennoch nicht für selbständige Fähigkeiten, sondern für Supplementkräfte, welche nothwendig sind, um die übrigen zu unterstützen und zu verwirklichen. Wir finden eben gerade so viele verschiedene Auffassungs- und Ordnungsbranchen, als wir Fähigkeiten sehen; der **Musiker**, der **Poet**, der **Mathematiker**, der **Philosoph** u. s. w., dieselben können jeder für sich, ohne Anstrengung, in jener speciellen Richtung, in der sie sich disponirt fühlen, ihren Geist absorbiren, während sie in anderen Richtungen wieder sich vielleicht vollkommen unvermögend fühlen werden. Diese Supplementsfähigkeiten sind es, welche die höheren Fähigkeiten gleichsam erhaschen, erwecken und erhalten, dieselben mit den irdischen Bedingnissen aussöhnen und damit in Verbindung setzen, indem sie dieselben in das materielle und sociale Leben eintragen und diesem zugänglich machen. Gar mancher hochbegabte Mann, dem diese vorbereitenden und ordnenden Fähigkeiten in geringerem Grade zu Theil geworden waren, als dem sonst Geistesarmen, und der erst in seiner späteren freien und nothwendigen Entwickelung sich schliesslich im Stande sah, die psychische Eihaut zu sprengen, welche ihn so lange daran hinderte, in mächtigem Fluge sich zu den Gestirnen aufzuschwingen, wurde

---

Mann und **Weib**, in denen sie beide respective auch verkörpert zu sein scheinen, zwei Halbheiten, welche erst durch ihre Vereinigung Ganzheit und Bedeutung erhalten. Sowie der Mann von der Natur zum Leiten und Regieren bestimmt zu sein scheint, so ist es dem Weibe wieder vorbehalten, zu erwecken und zu erregen. **Der Mann hat durch den Verstand zu fühlen, das Weib soll mit dem Herzen verstehen.**

in seiner Kindheit, in seinem träumenden Unmündigkeitszustande, insbesondere aber während seiner Schuljahre, die wie ein lähmendes, bleiernes Gewicht seinen Schwingen anhafteten, von seinen beschränkten, kurzsichtigen Richtern oft als ein verlorenes und untaugliches Geschöpf, dessen Zukunft zu Zweifeln und Besorgniss Anlass gebe, betrachtet, und das allein nur deswegen, weil bei ihm die Regulatoren, jene allgemeinsten und materiellsten Dotationen, welche uns verliehen sind, noch der Kraft ermangelten, die ihn befähigt hätte, dem mächtigen Geiste, der darüber weilte, unmittelbar seinen freien, ungehinderten Lauf zu lassen; vergleichbar dem zu schwachen Blitzableiter, scheinen selbe noch genügenden Vollwuchses ermangelt zu haben, um darin auf einmal alle jene Electricität, womit hier die höheren Regionen des Geistes schwanger waren, in sich aufzunehmen.

Unter den Augenbrauen und um dieselben herum, an der Nase und gleichsam unter den Augen, die alsdann oft etwas flach und hervortretend zu liegen kommen, sich hernieder streckend, scheint das allgemeine Auffassungs- und Ordnungsvermögen seinen Sitz zu haben.

Die Einbildungskraft ist ebenso nur eine Supplementseigenschaft für die übrigen Organe. Gleichwie die Verstandeseigenschaften dazu bestimmt zu sein scheinen, die höheren geistigen Kräfte verständlich zu machen, und in das Leben einzuführen, so steht die Einbildungskraft, als ein dienendes Glied, zwischen Beiden, dazu bestimmt, je nach den Umständen, wie durch einen gut oder schlecht geschliffenen Spiegel, entweder wahre oder falsche Nachrichten aus dem Vorrath des Inneren an den Tag zu bringen. So wie der Kammerdiener, geschäftig, augendienerisch und allezeit in Bereitschaft, wie er sich zeigt, bisweilen es fertig bringt, den Fürsten sammt seinen Ministern zu beherrschen, so eignet oft die Einbildungskraft die Herrschaft über Geist und Verstand sich an und tyrannisirt und verwirrt sie Beide. In unzähligen Richtungen der Geistesthätigkeit werden wir den schädlichen Einfluss der Einbildungskraft wiederfinden und werden an der Hand mannigfaltiger

Beispiele aus dem täglichen Leben uns davon überzeugen können, eine wie mächtige Rolle dieselbe in unserem Thun und Trachten, ja in unserer gesammten physischen Entwickelung und unserem ganzen geistigen Leben zu spielen im Stande ist. Welch einen bedeutsamen Einfluss übt selbe z. B. nicht bereits auf den ersten Keim unseres Erdendaseins, durch die Mutter, auf die Hervorbildung des Lebens aus; dieselbe wirkt bei ihr in Gestalt von Furcht, Reizbarkeit, Schreck, Schlaffheit oder Muthlosigkeit u. a. m. auf dessen Entwickelung ebenso schädigend ein, wie selbe durch Freude, Hoffnung und eine stete Einwirkung von Schönem, Edlem und Erhabenem wohlthätig wirkt. Vornehmlich hieraus erklärt es sich, warum Eltern, welche beide schön sind, hässlichen Kindern das Leben geben können, und umgekehrt, ebenso wie auch die anscheinenden Launen der Natur hinsichtlich des sogenannten gezeichneten oder missgestalteten Nachkommen dadurch ihre Erklärung finden. Wir haben in der Sorgfalt und der Vorsicht, welchen ein Jeder der schwangeren Frau mehr oder weniger angedeihen lässt, ohne Zweifel das oft vielleicht unbewusste Gefühl dieser Wahrheit.*)

Selbst bei den Thieren übt die Vorstellungsfähigkeit auf das Werden der Frucht ihre unverkennbaren Wirkungen aus. Schon im Alterthum stösst man, wie es scheint, auf Spuren dieses Glaubens. Jacob nämlich, der nach der Bibel der Hütung der Schafe Labans sich unterzogen hatte, unter der Bedingung, dass alle bunten Lämmer, welche danach fielen, ihm gehören sollten, stellte während der Paarung den Schafen

---

*) Eine junge Mutter litt während verschiedener Schwangerschaften an einer tiefen Verschlossenheit und Schwermuth, welche ihr in diesen Perioden eine für sie absolute und unüberwindliche Schweigsamkeit und Unzugänglichkeit auferlegte, und alle die Kinder, welche sie da zur Welt brachte, waren taubstumme. Als der Arzt indessen bei ihren späteren Schwangerschaften so glücklich war, Mittel zu finden, durch deren Anwendung es gelang, sie aus dieser ihrer Apathie herauszureissen, gebar sie von da an nur fehlerfreie und wohlorganisirte Kinder.

bunte Stöcke hin, und die Bibel erzählt, dass er daraus seinen Vortheil zog. Warum kann auch, wie in den deutschen Gestüten nicht wenige Beispiele das beweisen, eine schwarze Stute, die ein farbiger Hengst deckte, ein weisses Füllen werfen, wenn man während der Deckung, und später während der Trächtigkeit ein in natürlicher Grösse gemaltes weisses Pferd der betreffenden Stute vor die Augen bringt?

Das Gefühl für das Schöne, Edle und Erhabene in der Natur, der Sinn für Kunst, Poesie und Religion findet in obiger Ueberzeugung seine höhere psychische Bedeutung. Kraft dieses Glaubens hoben die Griechen, das schönste, edelste und begabteste der Völker, auf jene Stufe von Vollkommenheit sich empor, von welcher noch jetzt so viele Lichtstrahlen ausgehen und über die Erde hinleuchten, sie fühlten und erkannten die Bedeutung der Veredelung des Sprosses, als der nothwendigen Bedingung zu höherer Entwickelung der kommenden Geschlechter. In dieser Ueberzeugung umgaben sie ihre Weiber, insbesondere während der Schwangerschaft, mit den schönsten Bildern, leiteten ihren Geist und ihre Einbildungskraft durch edle, lichte Vorstellungen, zum Glück und zum Segen für ihre Nachkommen, und lösten hierdurch das Problem der höchsten und heiligsten Bedeutung, welche der Kunst für das Leben überhaupt zufällt. Wie manche Mutter verbringt leider mit stumpfer Gleichgültigkeit, gedankenlos, diese wichtigste Zeit ihres Lebens. Reichten Kunst und Religion einander die Hände, um in ihrer idealen Bedeutung, ihrer höheren Bestimmung gemäss, gegenseitig einander zu heiligen und zu verschönern, dann liesse sich noch hoffen, dass reine, schöne, erhabene Bilder das Lager des Weibes stets umgäben, auf dass dessen Seele, ob wachend oder träumend, von veredelnden, bildenden Vorstellungen erfüllt werden könnte, darum, weil durch das Weib sich ja der Keim gestaltet, aus dem die kommenden Geschlechter heranwachsen.

Es übt die Einbildungskraft auf das Weib, kraft seiner subtilen und sensibleren Natur, einen weit grösseren Einfluss

aus, als auf den Mann. In seinem Dichten und Trachten lässt das Weib im Allgemeinen unmittelbar im Strom der Gefühle sich gehen. Während der Mann dieselben mehr von der kühlenden Vernunft in sich beherrschen und lenken lässt, der Vernunft, deren ernüchternder Einfluss ihn von den pfadlosen, verführerischen Wegen seiner Ausschweifungen zurück auf die geebnete Strasse des Normalen führt, ist es auch nur dem Weibe vorbehalten, den beiden Antipoden des Moralprincips, dem Engel oder dem Teufel auf Erden sich zu nähern. Wenn der Mann, einerlei ob er steigt oder fällt, durch das abkühlende Pulver der Eigenliebe und Reflexion immer sich wieder ernüchtert und darum niemals es fertig bringt, so hoch wie ein Weib sich zu erheben, oder so tief wie dieses zu sinken, wird die Tochter Evas dagegen, auf der einen Seite entlastet von den lähmenden Wirkungen des Egoismus und des kalten Raisonnements, kraft ihrer feinen, instinctmässigen, reinen Empfindungen hoch nach dem Engel zu sich aufschwingen können, während dieselbe auf der anderen Seite, beeinflusst von gefährlichen Neigungen und verführerischen Beispielen, aus keinem anderen Grunde wieder so tief wird zu sinken vermögen, dass nur der Teufel ihr das nachzumachen im Stande sein wird.*)

Es haben an den oberen Regionen der Stirn, im Allgemeinen bezeichnet durch das weiche Vorwachsen der Stirnhöcker und eine feine nach dem Scheitel zu aufwärts strebende Rundung der letzteren sowie durch vollwüchsige Schläfe, wie es scheint, die edelsten Kräfte des Menschen, Phantasie,

---

*) Man unterscheidet zwischen den Begriffen: Einbildungskraft und Phantasie nicht immer klar genug. Trotzdem beider Natur und Charakter vollkommen deutlich und unzweideutig bezeichnet sind, so werden sie doch nicht selten mit einander vermengt, ja bisweilen schlägt man sie gar unter einen und denselben Begriff und betrachtet die Phantasie nur als eine verworrene Einbildungskraft. Wo uns das Gefühl indessen erkennen lässt, dass für anscheinend ein einziges Phänomen zwei Begriffe vorhanden sind, da werden wir zwei Benennungen diesen schon nicht versagen können. Natur und Charakter der Einbildungskraft offenbaren sich nämlich als wieder-

Witz und höhere geistige Abstraction, sowie die Grundlage der originalen productiven Kräfte des Geistes, das Genie, ihren Sitz aufgeschlagen. Es wird diese Form der Stirn unter normalen Bedingungen immer von einem über die ganze Physiognomie ausgebreiteten, ungewöhnlich geistreichen Ausdruck begleitet sein.

Wenn wir bereits von der Abspiegelung und dem Ausdruck der niederen und untergeordneten Fähigkeiten und Anlagen des Geistes einräumen müssen, dass dieselben schwer nachzuweisen und schwer verständlich zu machen sind, um wie viel schwieriger, ja sozusagen, unmöglich wird die Aufgabe alsdann sich stellen, bei den höchsten, subtilsten Eigenschaften des Geistes, durch trockene, dürftige und materielle Worte deren Ausdruck und eine entsprechende Bezeichnung dafür zu finden: denn nicht im oberen Theil der Stirn allein, nicht im Bereich oder der Form des Auges, nicht in Nase oder Mund noch in irgend einem einzelnen Theile der Gesammtphysiognomie spüren wir jenen Ausdruck, der das Genie bekundet, allein; ja in der Mehrzahl der Fälle lässt dies sein Dasein nur etwa in einem flüchtigen vorübergehenden Lichtblitzen uns ahnen, die eine gleichsam momentane, von allen Theilen der Physiognomie ausgehende, harmonisch beseligende und unbeschreibliche Helligkeit, nur dem feineren, ungetrübten Auge bemerkbar und verständlich, alsdann verbreiten.

Zwar tritt das Genie in seinen mannigfaltigen Richtungen unter unzähligen verschiedenen Phasen auf; doch leiten dieselben insgesammt stets aus der nämlichen Quelle ihren

---

gebend, bei der Phantasie aber als schaffend; die erstere ist ein Complement des Talentes, die letztere ein Complement des Genies. Während die Einbildungskraft die durch die Sinne von der Aussenwelt empfangenen Bilder unter der nämlichen Form, in welcher dieselben aufgenommen wurden, ohne Zusatz oder Brechung zurückwirft, strahlt die Phantasie dagegen, wie es scheint, das Aufgenommene und Erfasste, gleich wie durch ein Prisma aus, welches die betreffenden Gegenstände umformt und dieselben, in mannigfachen Brechungen, unter einem schöneren und reineren Farbenspiel wiedergiebt.

sprung und Charakter ab. Es wird jener forschende Wissensdrang, jene Klarheit und Sicherheit in der Anwendung des Gelernten und der gemachten Erfahrungen, jene Gabe, mit unbeschreiblicher Leichtigkeit mit jedwedem Hinderniss, das einem erstrebten Ziele etwa in den Weg tritt, fertig zu werden, jene schaffende Kraft und jene stolze Zuversicht, die des Vermögens sich bewusst ist, Hülfsmittel, welche diese Hindernisse beseitigen und überwinden, aus sich heraus erschaffen zu können, sowie endlich jene Fülle äusseren und inneren Lebens und jene Originalität in Anschauungen und Ideen, wie solche in Gedanken wie Handlungen sich offenbart, alles dies wird, einerlei nach welcher Richtung gerade das Genie sich regt, stets dessen unveräusserliches und hervortretendes Kennzeichen sein.

Es scheint das Genie im Leben gleichsam auf einen eigenen und höheren Standpunkt gestellt zu sein und von da aus unter anderen Bedingungen und in einem klareren Lichte, als solches bei anderen Sterblichen der Fall, alle Dinge zu erschauen. Während es so den Flug durch höhere Regionen lenkt und pfadlose und bisher unbetretene Stege und Wege mit Sicherheit durchwandelt, schwingt es stolz und mächtig, gleich einem erhabenen Räthsel, über den gewöhnlichen Haufen sich auf, und niemals fühlt es von seinem erhabenen Standpunkt aus sich kleiner, als dann, wenn es für Andere am höchsten steht, denn gerade je mehr es steigt, desto deutlicher wird es der unendlichen Entfernung seines eigentlichen Zieles sich bewusst, und verspürt es das Dasein höherer und unbegreiflicher Welten von Kräften und Wirkungen.*)

*) „Derjenige, welcher zuerst den abgedroschenen Satz aufstellte," sagt Bulwer, „den Satz, wonach Misstrauen gegen sich selbst der privilegirte Begleiter des Genies sei, dessen Kenntniss war vom menschlichen Herzen nur eine geringe. Was sollte das Genie wohl mit seinen Leiden, seinen Opfern, seinen fieberhaften Aufregungen und Beunruhigungen, seinen inneren unablässigen Anstrengungen, die alles das ihm verursacht, was dazu gehört, soll es aus sich heraus etwas schaffen, das die oberflächliche Welt dann wohl als riesenhaftes mechanisches Erzeugniss augenblicklicher Begeisterung an-

„Der Parnass liegt auf des Berges Gipfel,“ wir aber sind Kinder des Thales; der Kraft des Genies ist es erst vorbehalten, jenen Abhang des Berges, der unseren kurzsichtigen eingeengten Blick beschränkt und der die Grenzscheide bildet, an der die Welt des Allgemeinen und unserer täglichen Bestrebungen aufhört, zu erklimmen, und damit nach und nach, was unser Verhältniss zu Gott und dem Leben anlangt, eines freieren und klareren Blickes theilhaftig zu werden. Je höher indessen das Genie hinansteigt, desto klarer wird es sich bewusst werden, dass jener Abhang, an welchem es mit solchem Aufwand von Anstrengung sich den Weg nach aufwärts erkämpfte, und der, wie es anfangs wohl wähnte, unmittelbar dem höchsten Ziele es zuführen sollte, nur eine unbedeutende, fast unmerkliche Abwechslung in dem grossen All darstellte, und dass der Berg, von dessen Gipfel aus es bereits der Hoffnung sich hatte hingeben wollen, die Gottheit von Angesicht zu Angesicht schauen zu können, wo dann die Räthsel des Lebens sich aufklären und lösen müssten, der Berg, welcher dem niedriger stehenden Haufen in solch schwindelnder Höhe

---

sieht; was sollte das Genie wohl mit allem diesen versöhnen, wenn nicht jenes stolze unauslöschbare Bewusstsein innerer Kraft, jene zur Ueberzeugung gereifte Hoffnung, dass der Lohn zur gemachten Anstrengung in entsprechendem Verhältniss stehen werde, jener sanguinische und lebhafte Vorausgenuss zukünftiger Ehre es wäre, was in ihm die Schranken von Zeit und Raum herunterreisst und mit der Verzückung eines Profeten zu den endlosen Regionen der Unsterblichkeit sich aufschwingt. Nehmt dem Genie sein Selbstvertrauen, sein keckes Selbstbewusstsein, und ihr habt dem Adler die Flügel gestutzt. Wissentlich zwängt ihr den schwärmenden Geist, den ihr nicht habt fassen können, in die engen Schranken der hausbackenen, angestammten Neigungen ein; nach den unwürdigen Grenzen des Horizontes eures Alltagsurtheils, in den trägen, beschränkten Gesichtskreis eurer kleinlichen, widerlichen Moralprincipien reisst ihr es nieder und dämmt darin es ein. Ihr benehmt ihm die Kraft des Aufschwunges und damit jenen dreisten Muth, der, den Wolken des Unwetters trotzend, sich vermessen darf, auf den Klippen zu nisten, um den stolzen Triumph zu geniessen, über sein Geschlecht sich erhoben zu haben und den Himmel von einem ungleich höheren und näheren Gesichtspunkt aus zu betrachten.“

erschien, von oben herabgesehen, den gewaltigen Riesenmassen des Ganzen, der Welt und der Gottheit gegenüber, zu einem winzigen Häuflein zusammensinkt.

Intensive Genies, solche, die auf *einen* Punkt hin eine mächtige Einwirkung entfalten, haben im Allgemeinen feste, scharfe Züge, bestimmt hervortretende Stirnhöcker und perpendiculäre Stirnen, den *expansiven* dagegen sind feinere, weichere, luftigere, abgerundetere Züge und zurückfallende Stirnen eigen.

Rasches Auffassungsvermögen und die *Gabe leichten Lernens* findet oft mit weich abgerundeten, zurückgehenden Stirnen, ein grösseres Abstractionsvermögen, *eine langsamere, dafür aber desto treuer behaltende Fassungskraft* mit der mehr perpendiculären sich gepaart.

Perpendiculäre Stirnen, deren oberste Partie etwas hervorspringt, über horizontalen Augenbrauen und tiefliegenden Augen, deuten immer auf Anlage zu kaltem, stillem und tiefem Denken.



Eine hohe, feingeformte, am Scheitel erhabene und gegen die Schläfe zu geräumige und breite Stirn mit einem im Ganzen perpendiculären Profil, dessen Aussenlinie jedoch an der Nasenwurzel leicht nach vorn ausbiegt, eine Stirn, deren Umrisslinien zugleich eine weiche Rundung bilden, und welche von einer feinen und leicht beweglichen Haut bedeckt wird, auch unmittelbar dann auf sauber und bestimmt gezeichneten, gegen die Schläfe zu eingebogenen Augenbrauen ruht, bildet nicht allein die Norm einer schönen Stirn, sondern verbürgt zugleich auch einen ausgezeichneten Geist, der Feinheit und Empfänglichkeit mit Kraft und grossen Fähigkeiten in sich vereinigt.

Hohe, schmale, gegen die Schläfe zu nach innen gebogene, plattflache Stirnen bezeichnen *Trockenheit des Ver-*

standes, **Wankelmuth und Mangel an geistiger Energie**.



Ueberhaupt darf man so ziemlich als Regel annehmen, dass **schmale, eingeengte Stirnen**, selbst wenn dieselben hoch sind, bedeutungslos sind, wogegen die **breite, kräftig geformte**, selbst wenn dann niedrige Stirn immer auf geistige Kraft und Lebendigkeit deutet. So wird eine kurze, scharfgezeichnete, an den Augenbrauen und Schläfen dominirende Stirn, über grossen, markigen, ziemlich festgeformten Gesichtszügen, lebhaften, anscheinend tiefliegenden Augen und kräftigen Brauen, stets untrügliches Kennzeichen eines lebhaften und praktischen, mit einer unermüdlichen Arbeitstüchtigkeit ausgerüsteten Geistes sein.

Verschlagenheit, Schlauheit oder List findet sich ungleich öfter unter niedrigen, gedrängten, scharf und bestimmt gezeichneten Stirnen, als unter hohen, abgerundeten und geräumigen.

Personen, deren Stirnen oben abgerundet und hervorspringend, unten flach geformt sind und auf horizontalen Augenbrauen ruhen, sind oft sehr verständig, sehr lebhaft, sehr heftig, — aber eiskalt; sie sind reizbar, aber nicht sensibel; sie können wohl lebhafter, leicht erregbarer Begeisterung fähig sein, ermangeln dabei jedoch der eigentlichen warmen, poetischen Gefühle.



Bei Menschen, die mit Glauben an das Uebersinnliche und mit Verehrung dafür beseelt, die mit Bewunderung für das Edle und Erhabene erfüllt sind, oder die entweder von tiefen, religiösen Gefühlen durchdrungen, oder doch mit einem unüberwindlichen Hange zum Mystischen und Uebernatürlichen behaftet sind und einen starken Glauben demselben entgegenbringen, bei solchen erhebt sich die Stirn stark auf der Mitte der obersten Partie zwischen den Sirnhöckern.

So wie die tägliche Erfahrung uns lehrt, dass aus unserem intellectuellen und moralischen Charakter, ebenso wie aus unserer thierischen Beschaffenheit, oft einzelne Eigenschaften auf Kosten der übrigen sich entwickeln, und in der gegenseitigen Stellung der Organe zu einander gleichsam eine gewisse Schiefheit zu Wege bringen, so wird diese innere Disharmonie unzweifelhaft auch im Aeusseren sich wiederholen. Da wo die Fähigkeiten und Neigungen dagegen zu unserer intellectuellen und moralischen Kraft in ein harmonisches, secundirendes Gleichgewichtsverhältniss treten, dort werden Stirn und Gesichtszüge, deren Linien und Verhältnisse entschieden in gegenseitiger Harmonie stehen. Eine höckerige oder zu weit vorspringende Stirn, zu kleine oder zu tiefliegende Augen, eine zu krumme oder zu sehr nach oben gebogene oder eine zu kleine Nase, zu volle oder zu schmale Lippen, ein zu grosses oder ein zu kleines Kinn, zu grobe oder zu magere Kiefer oder Kinnbacken, werden ohne Zweifel bewusst oder unbewusst einem Jeden in die Augen fallen müssen. Warum sollte alsdann die innere Ursache, welche solches zu Wege bringt, nicht mit eben solcher Wahrscheinlichkeit und mit eben solchem Recht einem in die Gedanken fallen können?

Was nun den Sitz, den die Intelligenz, oder die höheren Fähigkeiten und Eigenschaften an der Stirn, wie anzunehmen, innehaben, anlangt, so scheint es, dass dieselben hier im Ganzen in einer gewissen systematischen Ordnung, von unten nach oben, je nach deren geringerer oder grösserer Bedeutung, placirt sind; es haben einschlägige Beobachtungen in Kürze zu folgendem Resultat mich geführt:

a) an der Partie, welche am unteren Theil der Stirn, unmittelbar zwischen den Augenbrauen sich befindet, hat der erste und nothwendigste bedingende Factor der Wirksamkeit der Intelligenz, das allgemeine Auffassungs- und Ordnungsvermögen, seinen Sitz.*)

*) Um ein hervortretendes Beispiel anzuführen: siehe die Jupiter-Maske.

b) Mitten zwischen der niedrigsten und der obersten Partie der Stirn, doch nach den Seiten hin, an den breiten und kräftig gewölbten Schläfen findet der Scharfsinn und die Urtheilskraft Platz.*)

c) die Gabe der Vergleichung und der hieraus fliessende Witz findet sich unter der hervorstehenden Form der Stirnhöcker.**)

d) die Reflection und der Tiefsinn an dem zwischen den Stirnhöckern hervorspringenden Stirnberge.***)

e) die Phantasie findet sich an der obersten und auf der Mitte der Stirn erhobenen Partie.†)

f) Gefühl für das Uebersinnliche, Gottesfurcht, Sinn für das Schöne, Edle und Erhabene in der Natur, solches fand, als jene erhabene, bedeutsame Geisteseigenschaft, die das Leben mit der Ewigkeit verknüpft, auch seinen bezeichnenden Platz, nämlich über allen sonstigen Kräften, an dem obersten erhabenen Theil der Stirnpartie unmittelbar über der Phantasie, und unter dem vordersten Theil des Haarbodens hin verlaufend.

Ein interessanter und bezeichnender Umstand ist es jedenfalls, dass die Haut des Ober- und Hinterkopfes, wenn die Jahre auf der Hirnhaut nach und nach ihre furchenden und störenden Spuren einzeichnen, selbst noch im vorgerücktesten Alter ihre glatte Oberfläche behält. Es dürfte hierin vielleicht wieder ein für den Platz und die Bedeutung unserer regierenden und übergeordneten Fähigkeiten sprechender Beweis zu suchen sein. Sofern die Stirn die Intelligenz in sich begreift, und die Stirnhaut den mimischen Verkündiger der inneren Erregungen der Geisteskraft darstellt, so liegt der Gedanke

---

*) S. Kants, Lessings, Werders, Humboldts Büsten u. A. m.

**) Voltaire, Friedrich der Grosse, Holberg, Vessel u. A. m.

***) Sokrates, Tycho Brahe, Erasmus, Franklin, Herder, Kant, Sibbern u. A. m.

†) Wallenstein, Swedenborg, Shakespeare, Byron, Bulwer, Oehlenschläger, Andersen u. A. m.

eben nicht wohl fern, dass dort, wo wir, an dem verstörten und durchfurchten Aussehen der Stirnhaut, den Wahlplatz finden, dort oder in der Nähe davon der Kampf stattgefunden haben und dass dies die Stelle sein muss, wo die guten und die bösen Kräfte aneinander gerathen, um ihre schliessliche Versöhnung auszukämpfen. Hieraus ziehe ich nun wieder den Schluss, dass die Stirn unsere höheren bewussten und regierenden Kräfte in sich begreift, und dass das Aussehen der Stirnhaut für den Kampf, den diese Kräfte gegen die instinctmässigen Neigungen der untergeordneten Eigenschaften nach und nach zu bestehen hatten, den genauen Massstab abgiebt.

Die Augenbrauen.

Derjenige Theil der Physiognomie, welcher die Grenze zwischen Stirn und Auge ausmacht, und den man die Augenbrauen benennt, bildet eine der beweglichsten und ausdrucksvollsten Partien der pathognomischen Theile der Physiognomie. Die Augenbrauen verrathen mehr als irgend eine andere Partie der Physiognomie, die Leidenschaften und Affecte; durch keine andere als diese tritt z. B. der Kummer und die Freude, die Sehnsucht, Wehmuth oder Betrübniss, der Zorn oder die Zufriedenheit u. A. deutlicher und unmittelbarer hervor. Gleichwie der Druckstrich auf den Buchstaben diesem seinen in die Augen fallenden Charakter verleiht, so geben die Augenbrauen der Physiognomie und insbesondere dem Auge, sein grösseres oder geringeres Relief; Niemand erweist es deutlicher als der Schauspieler, welche Rolle dieselben bei der Mimik des Gesichts spielen, und da sonach ein jeder daran sich im Stande sieht, die Stimmung oder die Empfindung, welche dieser jedes Mal ausdrücken will, daraus deutlich abzulesen und zu deuten, so wird doch wohl Niemand dabei in einem Athem die physiognomische Berechtigung dieser verschiedenen Ausdrucksweisen in Abrede stellen können. Während die Augenbrauen so den Hauptsitz der pathognomischen Bewegung und Erregungen der

Physiognomie darstellen und gewisse bestimmte Leidenschaften vornehmlich hieran, und zwar sowohl bei ihrer augenblicklichen und unmittelbaren wie durch ihre tiefe und anhaltende Wirksamkeit ihren Charakter abzeichnen, so wird die Schrift, welche diese an besagter Stelle der Physiognomie aufdrücken, nach und nach um so leserlicher und verständlicher werden, als die Zeit und die Kraft zunimmt, mit und in welcher dieselben dieses Organ beeinflusst haben.

Beim Kinde, dem Jüngling und auch beim Weibe, wo die Leidenschaften entweder schlummern, oder nur ausnahmsweise aus dem erregbaren Innern wie Blitze aus einer am Horizont vorbeiziehenden Wolke hervorbrechen, oder grübelndes Nachsinnen, anstrengende Gedankenarbeit noch nicht des Sinnes sich bemächtigt hat, wird man im Allgemeinen finden, dass die Augenbrauen einen schönen regelmässigen Bogen bilden, der, nach den Schläfen hin aufsteigend, das Gepräge der Kindlichkeit, der Weiblichkeit und der Unmittelbarkeit trägt.

Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit in den Denkbewegungen wird man oft bei dem erhabenen Augenbrauenbogen, dabei aber auch weniger Kraft, weniger Gründlichkeit und Tiefe, als mit dem flacheren, mehr über das tiefliegende Auge herabgesenkten Bogen wahrnehmen. Ueberhaupt scheint diese aufgeworfene Form der Augenbrauen bei den begabteren Menschen eher die Neigung anzudeuten, den Phantasien und Ideen in ihrem launenvollen Spiele nachzuhängen, als durch strenge wissenschaftliche Untersuchungen dieselben festzuhalten.

Trifft man bei einem eminenten Talente Augenbrauen, welche einen nach den Schläfen hin eckig verlaufenden Bogen darstellen, dann wird Klarheit und Schnelligkeit der Auffassung und wird die Gabe leichten Erhaschens, Festhaltens und Verfolgens der Ideen, auch eine objective und vielseitige Productivität gewohnheitsmässig die Wirksamkeit des Talentes charakterisiren.

Wirre, unregelmässig gebuchtete Augenbrauen, deren Senkung nach der Nasenwurzel hin dann vorzugsweise neben rohen Zügen und einem gewissen abstossenden Ausdruck des Auges einhergeht, deuten ein *unruhiges, reizbares und leidenschaftliches Temperament* an.

Augenbrauen, welche an der Nasenwurzel emporsteigen, und von da aus sich schräg nach den Schläfen zu wieder senken, und, wie dabei meistentheils der Fall, mit feinen, edlen Lineamenten in Verbindung sich finden, deuten auf *Geschmack und Seelenadel, auf ritterlichen Takt und Delicatesse*, selten aber auf *selbstthätige* oder aus sich heraus schaffende Geisteskraft. Man trifft solche Augenbrauen oft bei der englischen Aristokratie, vornehmlich bei deren Tories an.



Ungewöhnliche Länge der Augenbrauen, welche bei Aelteren dann oft eine derartige Grösse erreichen, dass sie wie buschig über die Augen herniederhängen, scheinen auf den ersten Blick hin wohl etwas Hartes und Abstossendes auszudrücken, bei näherem Zusehen wird man jedoch nicht selten finden, dass dieselben ganz herzliche und gutmüthige Augen bergen. Je mehr die Augenbrauen den Augen sich nähern, desto mehr Kraft deuten dieselben an; je höher sie sich emporheben, desto mehr *Beweglichkeit*.

Menschen, die niemals uns gerade ins Auge sehen, sondern vielmehr verstohlen und schielend wie durch die Augenbrauen dreinblicken, um lauernd uns auszuspähen, sobald sie sich unbemerkt glauben, sind jedenfalls solche, vor denen man auf der Hut sein soll. Es ist dieser Ausdruck indessen nicht mit der denkenden Aufmerksamkeit zu verwechseln, wie solche der Grübelnde und Scharfsinnige bisweilen zu erkennen giebt, um während des Gespräches die Gedanken Anderer in sich aufzunehmen und zu durchdringen, wobei dann ein ähnliches Sehen durch die Augenbrauen stattfinden kann. Die Situation und der Ausdruck, der dieser Gewohnheit secundirt, wird den

feinen Sinn nicht im Unklaren darüber lassen, wie solches Blicken zu deuten ist.

Mephistopheles sah ich oft dargestellt, indem er das eine seiner Augenbrauen erhoben und das betreffende Auge weit aufgeschlagen hielt, während das andere der beiden Brauen sich tief über das dahinterliegende und lauernde Auge herniedersenkte; es drückte das seiner Maske zu gleicher Zeit etwas von dem Charakter der Hyäne und etwas von dem des Fuchses auf.

Was die Bedeutung anlangt, die der Richtung, welche die Linien der Augenbrauen bilden, beizumessen ist, so glaube ich, dass man darüber als Regel wohl aufzustellen hat: es dürfte bedeuten: Linie *a* Kraft und Beweglichkeit, *b* Unmittelbarkeit, *c* Verstand und Nachdenken, *d* Geschmack und Gefühl.



a b c d

Das Auge.

Unter demjenigen Theil der Stirn, dessen charakteristische Linien die Augenbrauen bilden, haben die Augen ihren Platz und ruhen wie unter deren Schirm sicher und geschützt in ihrem Lager.

Indem das Auge als der zarteste, unmittelbarste Uebergangspunkt, durch welchen der Körper in die Seele hinüberzuziehen scheint, und als der geistreichste, interessanteste und ausdrucksvollste Theil der Physiognomie, mit Fug und Recht als der Spiegel der Seele betrachtet wird, ahnen wir in seinem klaren und matten Glanze die Ereignisse der Vergangenheit und schöpfen Vermuthungen betreffs der Zukunft. Der Thau der Freude erfrischt, der Regen des Kummers und der Sorge verdunkelt dessen Klarheit, das Auge spricht nur die Sprache der Engel, die Sprache des Uebersinnlichen, die kraft der Sympathie, ohne Zunge und Sprache, von Jedem empfunden und verstanden wird. Weit beredter und ausdrucksvoller als der

Mund, der vornehmlich durch die Rede erst im Stande ist, Gedanken Anderer uns zu verdolmetschen, bringt das Auge uns Nachricht über die Begebenheiten, welche in unserem Innern sich regen, und verschafft unmittelbar sowohl zu den schönsten Empfindungen des Herzens wie zu dessen tiefsten verborgensten Geheimnissen uns Zutritt.

Indessen nicht bei Allen ritzt die Seele mit gleich leserlicher Schrift ihre Spuren dem Auge ein; bei gar vielen Menschen spricht deren Inneres durch dasselbe leider nur in unbewussten oder unbewachten Augenblicken in natürlichen und unverstellten Zeichen. Eigentlich prägt nur beim Kinde und Jünglinge die Seele in unverminderter Frische und Lebendigkeit sich ab, denn da ist das Herz von den Stürmen des Lebens noch unberührt und unverdüstert. Wenn die rauhe Hand der Welt an das Herz rührt, wenn selbe Gedanken in die Seele schleudert, welche nach den Geboten der Klugheit es erheischen, diesen schönen Spiegel zu verhüllen, dann lernen wir zu behüten, was nicht Alle sehen dürfen und nur unter dem unbewachten feinen Luftzug der Empfindungen oder seelischen Regungen, der auf einen Augenblick etwa seine Decke hinwegfächelt, erschaut man dann, was im Herzen sich regt, und was das Innere birgt.

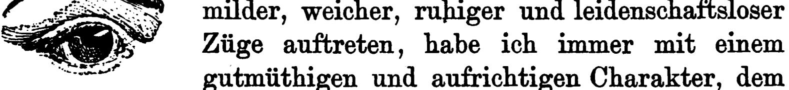
Der feine und subtile Ausdruck des Auges und dessen Bedeutung lässt auf beschreibendem Wege nur schwer sich festbannen und in verdeutlichende Worte kleiden. Es muss derselbe durch das Gefühl erfasst, durch die Einbildungskraft realisirt, in der Natur erschaut und verstanden werden; ich sehe darum mich leider ausser Stande, hinsichtlich dieses doch an und für sich so wichtigen Organs etwas Anderes als ziemlich allgemeine, oberflächliche und nur wenig bezeichnende Bemerkungen vorzubringen.

Grosse Augen, deren Iris, die zudem eine milde, durchsichtige Klarheit aufweist, an den oberen und unteren Contouren von den oberen und unteren Augenlidern eben berührt wird, diese werden nicht allein eine Bedingung schöner Augen sein, sondern als nicht anzuzweifelnder Ausdruck eines offe-

nen, gutmüthigen und liebenswürdigen Charakters zu betrachten sein.

Kleine, lebhafte Augen deuten jederzeit auf einen lebhaften, rührigen Geist; treten dieselben mit dünnen, gleichsam durchsichtigen Augenlidern zusammen auf, und ist ihre Lage zugleich, ohne dass dies gerade von Magerkeit herrührt, von Natur eine tiefe, blicken dieselben, in Verbindung mit einem beweglichen, den Contouren schmaler Lippen und scharf gezeichneter Lineamente entschwebenden Lächeln gleichwie lauernd hinter den Augenbrauen hervor, dann bezeugt dies, dass die Lebhaftigkeit und Betriebsamkeit hier im Dienste der List und der Tücke thätig ist. Sind dieselben dagegen von grossen, abgerundeten, würdigen Zügen, welche Milde und Ernst auf einmal in sich zu vereinigen scheinen, begleitet, während darüber eine kurze gedrängte, bei den Augenbrauen hervortretende Stirn sich wölbt, so lässt das ein Capital von Kraft, Betriebsamkeit und Arbeitstüchtigkeit ahnen, das Scharfsinn und Umsicht im Allgemeinen dann mit einem unerschöpflichen Fonds praktischer Hilfsquellen in sich vereinigt.

Fleischige, sauber gezeichnete obere Augenlider, welche



über grossen Augen ruhen und in Begleitung milder, weicher, ruhiger und leidenschaftsloser Züge auftreten, habe ich immer mit einem gutmüthigen und aufrichtigen Charakter, dem ein wenig Hang zum Phlegma nicht ganz fremd ist, vereinigt gefunden.

Tiefliegende in knochigen Umgebungen ruhende Augen finden sich selten mit dem reinen poetischen Sinne oder mit einer glühenden Einbildungskraft vereinigt. Je tiefer das Auge liegt, je schärfer dessen Umgebungen, desto verständiger und weniger poetisch scheinen die Entäusserungen des betreffenden Geistes zu sein. Die Einbildungskraft wie die Phantasie und unsere poetischen Empfindungen schärfen Muskeln und Nerven des Gesichtes nicht, im Gegentheil scheinen sie dieselben zu erweichen, zu ebnen und zu vertheilen.

Fällt die Haut, welche die zwischen Augenbrauen und

Augenlidern befindlichen Partien bildet, tief über das Augenlid hernieder und ruht gleichsam auf den Augenhaaren, so bedeutet das ein heftiges, leidenschaftliches Temperament. Zeichnet dies in einer reinen, runden und fleischigen Form sich ab verbunden mit einer leichten Schattirung von Roth, dann begründet die Heftigkeit sich in der leichten, warmen und raschen Circulation des Blutes, und es führt dies einen reizbaren sanguinisch-cholerischen Temperamentscharakter mit sich; senkt diese Haut sich dagegen über das Augenlid nur als blosse Haut ohne deren runde und fleischige Füllung, und bringt dem ganzen Auge damit einen Charakter bei, der demselben einen gewissen unangenehmen abstossenden Ausdruck verleiht, so deutet solches auf einen jähzornigen, aufbrausenden, rein cholerischen Charakter, der seinen Hauptgrund in einer überflüssigen Gallenbildung und in einem irritabeln und leicht afficirbaren Nervensystem hat, insbesondere da, wo der Ausdruck mit scharfen Zügen und einer blassfahlen Gesichtsfarbe in Verbindung steht.

Augen, welche in einem sehr spitzen Winkel an den äusseren Augenwinkeln sich sammeln, und dabei von Augenlidern überdacht werden, so dünn und durchsichtig, dass das Auge selbst im Schlafe noch lauernd Wache zu stehen scheint, sind, begleitet von einer kurzen, scharf gezeichneten Stirn, ein untrügliches Kennzeichen von Verschmitztheit und Hinterlist.

Da wo die oberen Augenlider sich wie in schläfriger Stumpfheit über grossen, und, wie dann meistentheils der Fall, hellen und mattglänzenden Augen herniedersenken, und zwischen der Iris und dem untersten Augenlide ein Stück vom Weissen des Auges, der Sclerotica, sehen lässt, und daneben auch schwere, schlaffe Züge einhergehen, dort finden wir im Allgemeinen ein stumpfes, gefühlloses Innere vor, welches, im Geiste schlafend, nur körperlich lebt und vegetirt.

Obschon eine derartige Stellung des Auges in der Regel Phlegma ausdrücken hilft, so wird deren Bedeutung doch immerhin nach Massgabe der verschiedenen Liniamente, womit deren Ausdruck verbunden ist, sehr modificirt werden. Sowie man nämlich selten oder vielleicht niemals überhaupt einen Temperamentscharakter durchaus ungemischt finden wird, so kann z. B. der phlegmatische Ausdruck des Auges nicht selten noch mit einem cholerischen Anstrich der übrigen Liniamente gepaart sein; oder wo der phlegmatische Ausdruck des Auges, wie solches nicht selten ist, mit dem unstreitigen Ausdruck von Geist vereinigt ist, dort steckt unzweifelhaft ein fester und besonnener Charakter, ein tiefes und gründliches Denken dahinter.

Eine gewisse Art Augen giebt es, deren Ausdruck der oberflächliche Beschauer gar leicht mit dem phlegmatischen verwechselt; Augen nämlich, bei denen das oberste Augenlid tief über einem Drittel des Augapfels ruht, wo aber dann, zum Unterschied vom phlegmatischen Ausdrucke, das unterste Augenlid und die Iris zusammenstossen. Diese Form, welche am ehesten der Ausdruck eines phlegmatisch-cholerischen, melancholischen Temperamentes ist, verräth nicht selten entweder das Genie oder zum mindesten doch einen Geist, der, geleitet und unterstützt von einem klaren und durchdringenden Intellect, es versteht, in den Wechselbeziehungen der Ereignisse und den schwierigsten Verhältnissen mit Ruhe und Sicherheit sich fortzubewegen.



Die sogenannten hellen Köpfe, diese klar und schnellsehenden rationellen Vernunfthelden ohne eindringenden abstrahirenden Tiefsinn, tragen ihr Patent als solche vorzugsweise in der Helligkeit und der Erregung ihrer grossen, klaren, lebhaften Augen und an ihren hohen, weichgewölbten zurücktretenden Stirnen zur Schau.

Was die Farbe der Augen anlangt, so findet man mehr Leidenschaftlichkeit, mehr Feuer und mehr Leben bei den sogenannten schwarzen oder dunkelbraunen, dagegen

wieder mildere Empfindungen und Regungen, einen reineren, leidenschaftsloseren Gesammtausdruck bei den klaren, hellen Augen. Dass dagegen ein grösserer Scharfsinn, ein tieferes und klareres Denken, ein stärkerer Wille bei dunklen Augen öfter oder in höherem Grade zu finden sein sollte als bei hellen, wie man das im Allgemeinen wohl annimmt, dazu liegt für mich keinerlei Grund vor, dafür finde ich keinerlei Beweise, zum allermindesten schlägt das ganz ausserhalb meiner Erfahrung. Ich fand im Gegentheil sehr oft bei und in geistreichen hellen Augen die ganze Tiefe der Seele, den feinsten Scharfsinn, die gründlichste Umsicht, ja selbst einen energischen und consequenten Willen. Warum bildet die Mythe die Göttin der Weisheit auch mit grossen, offenen, leuchtenden himmelblauen Augen ab, warum sagt dieselbe Mythe auch, dieser sei eine so erhabene, edle, milde und doch so ernste, ruhig imponirende Würde eigen, dass der Beschauer es nicht vermöchte, den Adel dieses ihres Blickes auszuhalten? Weil, denke ich, das bilderreiche, mythologische Alterthum vermöge seines ungleich feineren, sichereren, weniger voreingenommenen und befangenen Blickes meistentheils weit klarer und richtiger sah als wir.

Das Weisse im Auge, die Sklerotica, findet man, eine Folge der Verschiedenheit der Temperamente in Natur und Charakter, bei einem jeden Einzelnen bestimmt und deutlich nuancirt. Die Sklerotica ist nämlich: rein weiss beim Sanguiniker, seiner leichteren, lebhafteren und ungetrübteren Gemüthsbeschaffenheit gemäss; schmutzig weiss beim Phlegmatiker, als Product seiner schweren, fetten und materiellen Natur; mit einem Stich ins Gelbliche behaftet beim Melancholiker, wegen seiner bibliös-kränklichen Sinnesverfassung; röthlich angelaufen, weil mit röthlichen Adern durchzogen, beim Choleriker eine Folge seines Blutreichthumes und seiner heftigen Aufregungen, die häufig wohl nach verschiedenen Körpertheilen hin zu Congestionen Anlass geben, wiewohl solche an dieser Stelle am deutlichsten sich abgeprägt zu haben scheint. Uebrigens vermag ein vor-

übergehender kränklicher Zustand, die Folge von Zug, starker Erkältung und Schnupfen, von heftigem Husten u. a. auf eine gewisse Zeit es gleichfalls wohl zu Wege bringen, dass das Auge mit einer solchen Farbe angezeichnet wird, nur ist diese dann natürlich nicht mit der stationären zu verwechseln.

Ein böses Gewissen, ein schlechtes Innere, ein Herz voller Gedanken und Regungen, die das Licht des Tages scheuen müssen, solches offenbart im Allgemeinen sich durch unstäten, schiefen und schielenden Blick, aus Augen, die gleichsam verschleiert sind und immer zur Seite weichen; ferner durch ein schleichendes, stilles und doch so unruhiges, kopfhängerisches Umherlungern und durch jenen unsicheren und gesenkten Blick, der niemals dem gerade Angeredeten sich zuwendet. Zu dieser Kategorie gehört eine gewisse Art charakterschwacher Menschen, denen eine sehr erregbare Sinnlichkeit und dabei zugleich wieder ein feines moralisches Gefühl zu Theil wurde; während dieselben zu Lastern sich hinreissen lassen, die sie ihrer sonstigen Natur nach eigentlich verabscheuen müssen, besitzen sie nicht genügende Kraft, um denselben mit Erfolg zu widerstehen; es bringt der fruchtlose Kampf zwischen diesen beiden Gegensätzen dann jene Unsicherheit und Muthlosigkeit zu Wege, welche nach und nach in Gestalt, in Charakter und Wesen solcher Menschen ihre traurigen Spuren zurücklässt.

So wie wir oft Physiognomien antreffen, deren scharfe Liniamente und tiefernste Stirnen die Anklage wegen tiefer unerklärlicher Leidenschaft zu enthalten scheinen, und unter deren Trägern wir trotzdem, bei genauerer Untersuchung, oft einen auf Grundsätzen aufgebauten, edeldenkenden Sinn antreffen, so begegnen wir ebenfalls oft Menschen, deren schlechtes, gewissenloses Innere ein glattes, gefälliges Lächeln, ruhige, anscheinend unbewegliche, leidenschaftslose Züge decken. Bei diesen ist es das Gewissen, das entweder ganz schlummert oder den bösen Neigungen höchstens eine nur ohnmächtige Opposition macht, und bei jenen der innere heftige und unablässige Kampf zwischen Tugend, Liebe und den natürlichen

schlechten Neigungen, dasjenige, was diesen anscheinenden Widerspruch uns wird erklären können.

— — „So wie der eingeschlossene, unbewegte See, der, unberührt von dem erfrischenden Hauche des Windes, unter seiner glatten ruhigen Oberfläche den giftigen Schlamm des Bodens und das hässliche Gewürme der Tiefe angesammelt hat und darunter verdeckt", so kommt mir auch der feine, eiskalte, gewissenlose Schurke vor. Doch „wie der Bach, der über den unebenen, steinigen Grund dahinhüpft, und mit seiner gekräuselten, erregten Physiognomie sich wild in die Tiefe stürzt, wo er, in seiner verstörten Gestalt, wieder seine ruhige Form zu gewinnen sucht, um, kaum beruhigt, von neuem sich zu kräuseln, bis er gegen das Ende seines Laufes schliesslich ein ebeneres Bett vorfindet, wo er dann, nach und nach, die unreinen Theile, die er bei seinen heftigen Bewegungen mit sich gerissen, alle ausscheidet, um endlich, gereinigt und geläutert, sich in den Schoss des Meeres zu wälzen, so will der leidenschaftliche, zwischen guten und bösen Neigungen siegreich kämpfende Mensch mir erscheinen.

Die drei, vier kleinen Züge, welche mit zunehmendem Alter, in Verbindung mit einer natürlichen Hebung des unteren Augenlides nach der Linse zu in den äusseren Augenwinkeln oft nach und nach sich einstellen, deuten auf einen heiteren, milden und wohlwollenden Sinn.

Der Ausdruck von Einfalt oder List, den schielende oder schiefe (sogenannte windschiefe) Augen der Physiognomie beibringen, dürfte wohl mehr von dem Eindrucke herrühren, den die unvortheilhafte äussere Bildung des Auges erweckt, als physiognomischer Ausdruck des Inneren einer Person sein. Man wird eben so oft Listigen begegnen können, welche schielen, wie es Einfältige giebt, die da windschief sehen.

Es dürfte, so will mir scheinen, hinsichtlich der Augen sich folgende Regel aufstellen lassen: „Da wo in den übrigen Theilen der Physiognomie dem sonst nichts widerspricht,

werden alle grossen und seelenvollen Augen hell, alle kleinen, lebhaften und tiefliegenden Augen tief, alle keck, rein und bestimmt gezeichneten fein und scharf sehen.

Die Nase.

Gleichwie die Pflanzen und Gewächse die Beschaffenheit des Erdbodens andeuten, aus dem sie hervorwachsen, so thut unter den verschiedenen Partien des Gesichtes vornehmlich die Nase die Güte oder Bedeutsamkeit und die praktische Brauchbarkeit der inneren Facultäten dar, deren Product sie selber ist, erweist nämlich die Intensität unserer geistigen Tragkraft, unserer moralischen Empfänglichkeit, und der Feinheit und Delicatesse unserer moralischen Gefühle.

Indem die Nase zwischen den beweglichen und den unbeweglichen Partien des Gesichtes sich theilt, und zu gleicher Zeit einen physiognomischen, wie einen pathognomischen Ausdruck abgiebt, steht selbe auf der einen Seite als ein Werkzeug da, welches die vorübergehenden Regungen unserer Leidenschaften und Neigungen abspiegelt, und erweist sich andererseits als das Thermometer, welches die qualitative Kraft des Geistes an sich ablesen lässt, so wie sie endlich der äusseren Schönheit des Gesichtes zu einem ungemein charakteristischen Relief verhilft.

Ich glaube ein für die höhere Bedeutsamkeit der Nase sprechendes Argument in dem Umstande gefunden zu haben, dass man die Gesichtszüge und insbesondere die Nase, je nach dem mehr oder weniger hohen Bildungsgrade ihrer Träger, und je nachdem Gefühle und Sitten derselben sich verfeinern und damit auch deren Geschmack sich veredelt, die Rohheit sich abstreift und von Adel und Ehre delicatere und deutlichere Begriffe sich entwickeln, sehr oft wird eine feinere Form annehmen sehen. Beim Kinde macht die Nase immer einen der unbedeutendsten und wenigst entwickelten Theile der Physiognomie aus; beim Neger, wie überhaupt den

rohen, wilden, nur wenig begabten Völkern, tritt die Nase vorzugsweise unter einer kleinen, klumpigen oder unförmlichen Gestalt hervor. Bekanntlich formt nur beim Menschen die zwischen Augen und Mund befindliche Partie sich zur Nase. Selbst bei den Affen, deren Organismus sonst noch am meisten dem des Menschen sich zu nähern scheint, finden wir im Allgemeinen nur einen missglückten Versuch dazu. Warum wendet man nun so oft den Ausdruck an: „An der Nase geführt werden", oder „eine feine Nase haben?" Es lehrt die Geschichte: Je vollkommener ein Volk entwickelt war, desto edler waren bei ihm durchgängig die Liniamente gebildet, desto feiner die Nase ausgeformt. So waren die Nasen der Repräsentanten des Geschmackes, des Geistes und der Genialität, der Griechen, im Allgemeinen gerade, krumm jedoch bei den Repräsentanten der Kraft und des kalt berechnenden Verstandes, den Römern.

Die feine und gerade Nase, deren Formen vornehmlich durch eine delicate und bestimmt gezeichnete Spitze, deren unterste Partie horizontal fällt, sich auszeichnen, und welcher grosse, lebhafte, ausdrucksvolle Augen und eine feingeformte Wange das Geleit geben, Exemplare einer solchen fand ich jederzeit bei denjenigen Menschen vor, deren geistigen Bestrebungen ein reiner Geschmack, ein feines und tiefes Gefühl zum Führer dient*).

Niemals findet sich eine fein und sauber gezeichnete Nase neben unedlen Zügen vor.



Nasen, deren Wurzel und Rücken durch Breite und Fülle sich charakterisirt, deuten immer auf einen kräftigen Geist und einen charakterstarken Willen. Bei Abgüssen von Sokrates, Crom-

*) Ueber die Profilform der Nase sagt Lavater: „Zu starke Concavität drückt Mangel an Kraft gegen Leidenschaften und Neigungen aus, sehr hervortretende Convexität deutet auf Adel und männliche Festigkeit."

well, Luther, Peter dem Grossen u. m. finden wir diesen kraftanzeigenden Ausdruck ziemlich stark ausgeprägt.

Wo mit einer breiten Wurzel ausgestattete Nasen in Gesellschaft dicht zusammenliegender, an der Nase ausgebohrter und von bläulichen Ringen umgebener Augen auftreten, dort künden dieselben *tiefe, mächtige Leidenschaften* uns an. Es deutet dann die sauberere oder plumpere Zeichnung des Nasenrückens und der Nasenspitze die grössere oder geringere Kraft an, mit welcher deren Besitzer dieselben zu beherrschen vermag.

Bei Trägern einer in Ansehung der übrigen Theile der Physiognomie unverhältnissmässig kleinen, plumpen und unregelmässig gezeichneten Nase entdeckte ich niemals eine andere Regelmässigkeit in Gefühlen und Geberden, als eine niemals sich vergessende Vorliebe für das eigene Ich.

Eine sehr lange und scharfe, kantige Nase, die über einem flachen, zurücktretenden Kinn und unter einer ähnlichen Stirn sich befindet, und der dann, in der Regel, noch ein kleiner von schmalen Lippen gebildeter Mund Gesellschaft leistet, solche kündet eine *kalte, kleinliche, egoistische* Natur an, deren negative Gefühle, gleich „Wolken ohne Wasser", der Wärme des Herzens nur immer einen Dämpfer aufsetzen, doch niemals es benetzen.*)



Eine kleine, nach aufwärts gebogene Nase, der muntere Gesichtszüge zur Seite stehen, die, wie man glaubt, bei Soubretten und Stubenmädchen sehr allgemein ist, deutet vorzugsweise auf *Pfiffigkeit, witzige Laune* und *List*, auf gesunde, praktische Alltagsweisheit, auf Vorliebe für Intrigue, sowie auf jene Art Sicherheit und Takt, welche in den allgemeinen, vulgären und oberflächlichen Verhältnissen des Lebens sich mit Leichtigkeit zu bewegen vermag. Nasen

---

*) Ist schmal die Lippe und die Nase lang,
Des Herzens Schläge klopfen matt nur, ohne Klang.

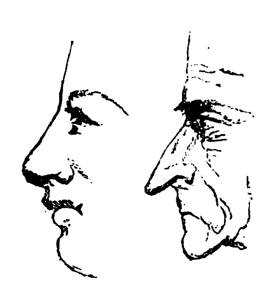
dieser Art können bisweilen interessant, keck und pikant sein; doch sind selbige so ziemlich stets eitel und impertinent.

Kleine Nasenlöcher fand ich immer in Verbindung mit einer unüberwindlichen, jegliches öffentliche Auftreten oder Unternehmen (besonders wo solches der Unterstützung durch die Rede bedarf), vereitelnden oder doch schädigenden Aengstlichkeit. Mir will es vorkommen, als ob hier das Athemholen, das während des Gebrauchs der Stimme durch die Nasenlöcher geschieht, durch die wegen der zu engen Oeffnung der Nasenrespiratoren zu raschen Schläge des Herzens in seiner freien Bewegung gehindert zu werden scheint.

Die rothe Farbe, welche einzelne Nasen verunziert, und welche, wie man allgemein annimmt, von Ausschweifung sich herschreibt, rührt öfters auch von einer eigenen Disposition des Blutes her, und man wird, bei näherer Untersuchung, auch gar leicht im Stande sein, die richtige Ursache herauszufinden. Ist diese Verunstaltung des Gesichtserkers nämlich Folge künstlichen Zuthuns, dann wird allemal eine mehr als gewöhnlich blühende Fettigkeit und blauröthliche Anfärbung dieses Organes, die noch über einen Theil der Stirn hinaus, zwischen den Augenbrauen, einen gewissen Wiederschein verbreitet, und zugleich auch die Augen mit einer ungewöhnlichen Saftcouleur versieht, zu bemerken sein. Anderen Falls concentrirt die Farbe sich auf eine bestimmte Stelle, im Allgemeinen nach dem Ende der Nase hin, ohne weitere Abzeichnung oder Nüancirung.

Im Zustande von Erregtheit, beim Gerührtwerden, doch insbesondere beim Weinen, lassen in der Nase und der Partie um die Augen leichte Congestionen von Blut sich verspüren; bei häufigen Wiederholungen solcher Stimmungen ist es nicht eben unwahrscheinlich, dass diesen Theilen auch dauernd durch das Blut eine grössere Menge Nahrstoffes zuströmt; denn, wie ich bemerkte, ist Gemüth, Mitleid und rückhaltloses Zutrauen wie Aufrichtigkeit weit öfter bei den fleischigen, gerundeten, leicht angefärbten Nasen anzutreffen, als bei den bleichen, trockenen und scharf gezeich-

neten. Es führen beim Gemüthsmenschen Affectionen des Sinnes dem Kopfe grössere Mengen Blut zu. Aufwallungen, Heftigkeit oder Erbitterung macht solche „erröthen bis zum Scheitel“ wie man sagt. Bei reflektirenden Menschen, beim Verstandesmenschen scheint dagegen aus dem Haupte beim Zorn Blut zu entweichen; das Gesicht wird alsdann blässer als sonst, besonders an der Nase; es scheint die Galle hier die Function des Blutes zu übernehmen, ein Umstand, der wahrscheinlich auch dazu beiträgt, dass dergleichen Menschen während der Affecte ihre Ruhe beibehalten, während beim Gemüthsmenschen dessen Hirn unter dem Drucke des in grösserer Masse demselben zuströmenden Blutes Gleichgewicht und Besinnung verliert; der Zorn nagt dem ersteren an seinem Herzen, während derselbe beim letzteren mit der Wallung des Blutes im Allgemeinen wieder verraucht.



In der Regel findet man bei den kleinen und aufwärts gebogenen Nasen Schlauheit und List, bei den geraden und feinen Geschmack und Delicatesse, bei den krummen Verstandesklarheit und Egoismus, bei den plumpen und unförmlichen Plumpheit und Taktlosigkeit.

Der Mund.

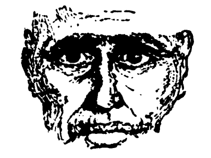
Es vermag der Mund, einerseits durch seine Schönheit in Form und Ausdruck, und andererseits durch hässliche Linien und Massverhältnisse, ebensowohl die tiefsten, beseligendsten Empfindungen des Herzens, wie die schlechte und sinnliche Anwendung der Fähigkeiten und Neigungen zu offenbaren. Gleichwie wir bisweilen mit Bewunderung und Entzücken an der zarten, edlen, einschmeichelnden Form des Mundes verweilen und von dem reizenden, unschuldigen Lächeln desselben, in welchem Liebe, Grazie und Unschuld ihren Wohnsitz auf-

geschlagen zu haben scheinen, um in dessen weichen, beweglichen Wellenlinien sich zu wiegen, so sehr hingerissen werden können, so vermögen oft grobsinnliche, widerliche Ausdrucksformen desselben uns glauben zu machen, der Herrgott habe den Mund in der Physiognomie nur als ein nothwendiges Speiseloch, das den Magen mit Futter zu versorgen hat, angebracht.

Es haben die Dichter, so weit als man deren Spuren auch rückwärts verfolgen mag, den Mund einstimmig als den anmuthigsten Dolmetscher der Liebe und der Gefühle erkannt, und haben den Wohnsitz der Amorinen in das Lächeln und in die reizenden Umgebungen dieses Gesichtstheiles verlegt. Während die Linie, welche zwischen schönen plastischen Lippen erscheint, genau die Form von Amors Bogen darstellt, und so gebildet zu sein scheint, um seine Pfeile auszuschiessen, hängt Ausdruck und Bedeutung des Mundes vornehmlich von der schönen oder hässlichen Zeichnung dieser Linie ab.

Ein zusammengedrückter, lippenloser Mund, der, geschlossen, eine so gerade und geschlossene Linie bildet, dass das Roth der Lippen kaum zu sehen ist, ein solcher ist unverkennbares Merkmal von Kälte und Fleiss, von Liebe zur Genauigkeit, zur Ordnung und Reinlichkeit. Ziehen die Enden dieser Linie sich in die Höhe, so hat der Charakter vorzugsweise einen gewissen Anstrich von Beweglichkeit angenommen, neigt im Allgemeinen jedoch nur zur Kleinlichkeit, zu prätendirender Affectation und zur Pedanterie hin. Feinheit, Geschmack und kluge vorsorgliche Umsicht, oft auch Kälte, Herzenshärte und Unbarmherzigkeit findet sich bei schmalen dichtgeschlossenen Lippen und scharfen Gesichtszügen nicht selten vor. Ein weiches, empfängliches Herz, ein leichter und biegsamer Sinn ist entschieden bei weichen Gesichtszügen, und schön geformten, vollen Lippen zu suchen.

Grosse, dicke, fleischige rothe Lippen ohne saubere, bestimmte Zeichnung, die von dicht an einanderliegenden, an



der Nase tief eingebohrten, in dunklen Umgebungen ruhenden Augen begleitet sind, charakterisiren oft denjenigen, der ein Spielball seiner Leidenschaften und sinnlichen Gelüste ist.

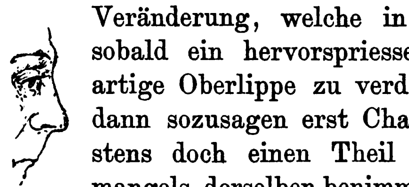
Oft wird man da, wo die übrigen Theile der Physiognomie uns nur etwa dazu anregen, etwas ganz Gewöhnliches zu suchen, trotzdem doch Charakter und Bestrebungen der betreffenden Persönlichkeit sich weit über alle Erwartungen zu erheben scheinen, diesen augenscheinlichen Widerspruch dann durch die schönen und antik gezeichneten Lippen, welche dabei auftreten, lösen können. Auf diesen Lippen springt



dann vielleicht insbesondere der Mittelzipfel der Oberlippe in einer sauberen und bestimmten Zeichnung hervor, und es begegnen beide Lippen sich ohne Anstrengung unter einer kecken, vollen und edlen Form. Ein klarer Wille, ein fester, kraftvoller und doch biegsamer Sinn, Vorzüge wie diese werden bei antik gezeichneten Lippen nicht fehlen. Gepresste, verdrehte und gleichsam verpfuschte Lippen dürften dagegen wohl Gefühlen ähnlicher Art zufallen.

Wo die oberste Lippe hervortritt, dort werden wir vorzugsweise Adel und Kraft antreffen; wo die unterste hervorsteht, Wohlwollen und Güte.

Bei weitem Abstande des Mundes von der Nase begegnet man stets schmalen, bedeutungslosen Lippen. Die günstige



Veränderung, welche in der Physiognomie eintritt, sobald ein hervorspriessender Schnurrbart eine derartige Oberlippe zu verdecken beginnt, und derselben dann sozusagen erst Charakter verleiht, oder wenigstens doch einen Theil ihres bisherigen Charaktermangels derselben benimmt, beweist es deutlich, welch ungünstigen Einfluss diese Form auf den Eindruck des ganzen Gesichtes ausübt. Man findet derartige Lippen übrigens

vorzugsweise bei herzlosen, kalten Verstandesmenschen.

Offenstehen des Mundes, im Allgemeinen das Gepräge der Stumpfheit und Einfalt ausdrückend, rührt sonst von sehr verschiedenen Ursachen her und scheint, bei einer gewissen Stellung der Lippen, nur das angenommene Gepräge der Wahrheit des Ausdruckes zu sein. Sinkt nämlich die Unterlippe von der Oberlippe hinweg und sind ausserdem noch todte und schlaffe Züge zu bemerken, so deutet das wohl auf geistige Stumpfheit und Einfalt, und es wird diese Art, den Mund zu öffnen, bei Menschen dieser Kategorie insbesondere beim Ausdruck ihres Erstaunens und ihrer Bewunderung, bei ungewohnten Gedankenanstrengungen, die sie machen, bei combinirten Situationen oder bei plötzlichen, für sie unfassbaren Ereignissen stattfinden. Befindet dagegen das innere Leben sich in seinem frischen, aufgeweckten Zustande, die Lippen aber sind, wegen eines durch physische Ursachen erschwerten Athmens, der Respiration wegen genöthigt, offen zu stehen, dann werden dieselben gegen einander vorzugsweise eine Stellung einnehmen, die zum Unterschied von jenem schlaffen Herabsinken der Unterlippe dadurch sich charakterisirt, dass die obere Lippe gleichsam von der unteren sich abzuheben, diese dagegen in ihrer gewohnten horizontalen Stellung zu verbleiben scheint, wodurch dann die obere Zahnreihe zugleich sichtbar wird.



Von der offenen Stellung der Lippen, wie solche bei einer Persönlichkeit zu Tage tritt, die eben einer gefährlichen oder gar nur peinlichen oder unangenehmen Scene entgegen geht, wobei die obere Lippe dann immer von der unteren bedeutend sich abheben wird, wird man, wenn dazu auch aufgerissene Augen und gespannte Gesichtszüge mit in Erscheinung treten, bei der betreffenden Persönlichkeit kaum ein grosses Mass von Conduite oder schwerlich einen grossen Helden darin erwarten dürfen. Das Oeffnen des Mundes scheint in diesem Falle herzurühren von dem zu starken Andrang des Blutes nach

dem Herzen, wo es dann gleichsam sich staut, ein Zustand, bei welchem die dichtere Pressung der Lungen ein grösseres Gegengewicht von Luft erheischt, und darum durch den geöffneten Mund eine leichtere und freiere Verbindung anstrebt.

Wer nur physischer Ursachen wegen sich gewöhnt hat, den Mund offen zu halten, wird sicher denselben in dem Augenblick schliessen, wo er handeln oder befehlen soll*).

In derjenigen Bewegung des Mundes, welche (nicht selten sehr uneigentlich) mit **Lächeln** bezeichnet wird, liegt gar oft die Möglichkeit gegeben, in das Innere des Menschen einen tiefen Blick zu werfen. Jeder verschiedene Charakter hat sein besonderes Lächeln, der Denkende, der Scharfsinnige, der

---

*) Ich darf es dreist behaupten, dass die Gelegenheit, von dem in das Menscheninnere versenkten physiognomischen Sinne eine handgreifliche Erkenntniss zu gewinnen, selten gewisser sonst sich darbietet, als in jenen gefahrvollen Augenblicken, wo die Menge bei dem Einzelnen für ihre eigene Standhaftigkeit und ihren eigenen Muth, in dessen ruhigem Auftreten, in dessen ganzer Haltung einen Stützpunkt sucht. Wie viel wird bei dem Betreffenden hier eine ängstliche Miene, eine unruhige Bewegung mit den Augen, ein offener Mund, ein noch so unbedeutendes, von dem gepressten Herzen verschuldetes Versagen der Stimme, nicht dazu beitragen, der in ihrer gespannten Erwartung doppelt scharf beobachtenden Schaar alsbald das ganze Zutrauen zu benehmen uud derselben jene Ruhe zu rauben, welche von ihm doch hätte ausgehen sollen! Wer darf da noch den tiefen bedeutungsvollen Eindruck ableugnen, den der grosse, die Menge beherrschende Geist, sowohl kraft seiner äusseren wie seiner inneren Persönlichkeit, auf diese Menge dort ausübt, wo die Reihen soeben vor einer grossen und gefahrvollen Schlacht stehen, die über das Geschick von Tausenden entscheiden soll: Er, der als Lenker und Leiter der Legionen, mächtig und hehr, und, anscheinend ruhig und unbeweglich, doch mit Feuer in Augen und Mienen, kalt, steinern und unerforschlich, sich Aller Blicken zeigt, und im ruhigstolzen Bewusstsein seiner Alles beherrschenden Kraft, durch seinen scharfsinnigen und umsichtigen Geist vor dem Falle gesichert einherschreitet, kraft seiner angeborenen Grösse stark genug sich fühlend, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, die Menge durch die Gefahren des Augenblickes hindurch zum Ziele, dem Ziel gigantischer und schwieriger Wagnisse zu führen.

Verständige, der Einfältige, der Wollüstige, der Traurige, der Selbstgefällige, der Gezierte, der widerlich Affectirte, der Offene, Gutmüthige, Herzliche, der Sarkastische, der Heimtückische, Boshafte, Niederträchtige u. s. w. Alle lächeln sie, jeder auf seine charakteristische Weise und eröffnen schon allein hierdurch uns einen ziemlich sicheren Weg nach ihrem Inneren.

Gar wenig Menschen ist ein feines und gefälligen Lächeln eigen; noch wenigere aber, weit wenigere besitzen dieses reine und einzig wahre, das die stumme, doch unmittelbare und beredte Sprache, der erhabene Dolmetscher des Herzens und der Gefühle ist, welcher über die Liniamente, gleich einem Sonnenstrahle, der auf die Landschaft fällt, sein mildes belebendes Licht ausbreitet, sie beseelt und Glanz und Bedeutung ihnen verleiht. Während jede Tangente der Seele, jede Empfindung und Regung des Herzens zu lächeln vermag, zu wärmen und zu erquicken ist doch allein nur jenes Lächeln angethan, welchem der Engel im Innern das Geleit giebt. Die weichen und milden Liniamente einzelner Menschen sind zum Lächeln gleichsam wie geschaffen, während die scharfkantigen, spitzen und trockenen Gesichtszüge anderer wieder gleichsam wie versteinert sich ausnehmen. Wenn ihr Mund nämlich je einmal, unversehens, lächeln muss, so ist es dann, als wenn derselbe über diese ungewohnte Bewegung förmlich erstaunte, und als wenn er dabei, wie eine Thür in ihren rostigen Angeln, knarrte und knackte, und hat er es doch endlich fertig gebracht, sich zu öffnen, dann nimmt er allemal einen Ausdruck an, als wenn er an einer sauren Gurke sich verschluckt hätte. Rohe, verderbte, abgestumpfte Gefühle vermögen es nicht zu lächeln, bei diesen verzieht der Mund sich höchstens zu einem widerlichen Greinen.

Das **Lachen** empfängt, gleichwie das Lächeln, Anstrich oder Nüancen von dem Charakter oder den Leidenschaften. Wer mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, auf wie verschiedene Weise oft ein Gegenstand, eine Erzählung, ein augenblickliches Gelächter erregendes Ereigniss u. a. m. aufgefasst und

belohnt wird, der wird ohne Zweifel es bemerkt haben müssen, wie charakteristisch das Lachen bisweilen sich anhören kann, welch unverkennbare Lichtblitze aus den verborgensten Seiten des Charakters dasselbe unwillkürlich uns wahrnehmen lässt. Das Lachen ist ausserdem eine der Ausdrucksweisen von Erregungen des Sinnes, die allein nur dem Menschen vorbehalten sind. Wir finden beim Thiere nichts dergleichen. Das rohe, plumpe Lachen, das unbedachtsam überall da ausbricht, das dort sich vernehmen lässt, wo die Delicatesse erröthen muss, und das mit einem lospolternden betäubenden Eclat den Faden der Unterhaltung überstimmt und abschneidet, gerade wenn, wie zumeist dann der Fall, dieselbe an ihrem interessantesten Punkte sich befindet, ein solches verräth schwerlich ein gebildetes, feinfühlendes Innere oder natürlichen Geschmack und Takt. Es spricht die Einfalt, der Narr, der Leichtsinn, die Gutmüthigkeit oder die Bosheit ihr inneres Wesen sicher niemals deutlicher aus, als beim Lachen.

Das gesunde, herzliche, ehrlich gemeinte Lachen, das einem warmen Herzen und einem hellen Kopfe entquillt, charakterisirt sich dadurch, dass es die einzelnen Lachtöne in einer gleichmässigen, leichten und melodiösen Fülle herauswirft; es drückt die Lippen an die Zähne zurück, lässt die Augen dabei mit eine wesentliche Rolle spielen und lässt noch lange nach dem Aufhören des eigentlichen Lachens den Ausdruck von Heiterkeit zurück, auch breitet es über die Physiognomie dieses warme Lächeln und diese wohlwollende Miene aus, wie solche für die harmlose und richtige Auffassung des ridicülen Gegenstandes und die unverstellte und aufrichtige Meinung des Belohners ein unverkennbarer Beweis ist.

Wie leer und klanglos tönt dagegen nicht jenes unnatürliche, affectirte oder verlegene Lachen, das sich ausnimmt wie als allerdevotester, pflichtschuldiger Tribut an die brühwarmen, aber sehr gnädigen und herablassenden Einfälle seiner Excellenz vom Stapel gelassen, oder das einem leeren, aber bereitwilligen Gemüthe entspringt, welches, arm an Geist, einen passenden

Verlegenheitsausweg darin sucht, getreulich mit einzustimmen, so oft Andere lachen.

Wie störend wieder hört nicht das beissende, kalte, schonungslose Gelächter sich an, das Bosheit und Ironie anstimmen, und wie diabolisch nicht jenes hohle und klanglose, wobei wohl die dem Lachen eigenen Töne sich hören lassen, das Gesicht aber mit seinen wie versteinerten, unbeweglichen Zügen, in theilnahmsloser Ruhe verbleibt; gleich einem Wiederhall der Finsterniss tönt uns dasselbe entgegen, es wird uns, als hörten wir das Frohlocken der Hölle über den Sieg der Bosheit.

Das Kinn.

Während die Stirn, als die wesentlichste und vornehmste Partie der Physiognomie, dieselbe sozusagen einleitet, und über den sonstigen Liniamenten als Herrscherin thront, bildet das Kinn jedoch den Schlussstein der Physiognomie und spielt unter diesen die wenigst bedeutende Rolle. Es scheint darum jener Charakter von Kraft oder Schwäche, den seine Form der Physiognomie aufdrückt, eher den untergeordneten moralischen Facultäten als den höheren seelischen Fähigkeiten zu entspringen oder damit zu correspondiren.

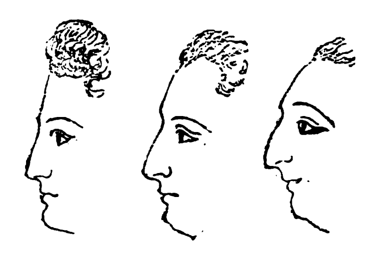
So wie das vorspringende Kinn im Ganzen und Grossen auf Kraft und Willen deutet, scheint das kleine, flache, zurücktretende Kinn Wankelmuth, Unsicherheit und Mangel an Thatkraft anzuzeigen.

Ein langes, flaches Kinn deutet immer auf Unselbständigkeit, Wankelmuth und Mangel an Kraft, wo es gilt, zu beschliessen und zu handeln.

Ein grosses, hängendes, fettes Kinn, das in der Regel wohl von Hang zur Bequemlichkeit, zu Wohlleben und phlegmatischer Gutmüthigkeit zeugt, kann indessen nicht selten auch mit Kraft und Charakter bedacht sein.

Ich habe an einer gesammelten, in Gips abgegossenen und wohlgelungenen Reihe von Medaillons historischer Persönlich-

keiten die Wahrnehmung gemacht, dass, je geistloser, schwächer und muthloser notorisch deren Charakter war, desto grösser die Convexität ihres Profils, desto kürzer, flacher und zurücktretender das Kinn war; und dass in gleichem Verhältniss, als Geisteskraft, Muth und Bestimmtheit deren Charakter und ganzes Wirken ausgezeichnet hatte, auch das Profil dann in dem nämlichen Masse eine mehr perpendiculäre Form bildete und die Stirn unter einer ungleich kecker hervorstehenden und bestimmter gezeichneten Rundung hervortrat; etwa so z. B.:



Ebensowohl wie es gewisse Nasen und keckgeformte Stirnen giebt, so existiren auch gewisse Kinnformen, deren jede auf einen gewissen Vorrath von Kraft hindeutet, deren physiognomische Bedeutung aber wieder besondere Richtungen geistiger Stärke verkündet. Vielen ist eine grosse, fast unerschöpfliche Kraft bei rein geistigen Anstrengungen, eine ungemeine Ausdauer bei ihren Studien, bei Büchern, bei ihren Forschungen, in der Fähigkeit, Ideen zu verfolgen und festzuhalten, in der Mächtigkeit ihres Denkens und schöpferischen Vermögens eigen, ohne dass dieselben deswegen gerade eigentlicher moralischer Stärke theilhaftig, oder mit praktischem Sinne und praktischer Tüchtigkeit, wo es gilt, Gedachtes auf das Leben zu übertragen, bedacht wären. Anderen wieder ist eine Seelenstärke, eine Geduld eigen, die an Stärke nur zuzunehmen scheint, je mehr die Sorgen des Lebens und dessen Bürden sie überwältigen und zu Boden drücken wollen; es sind das Menschen, die mit dem Heldenmuth des Märtyrers den Tod

und dessen Qualen erleiden würden, ohne dass sie deswegen gerade mit einem *grossen* oder einem *hochfliegenden Geiste* begabt wären; und endlich giebt es deren, welche mit unerschütterlichem Muthe und mit der ganzen Kraft ihres ein für allemal gefassten Entschlusses keck und unerschrocken jeglichem Hinderniss, jedem Widerstand, der sich ihnen dabei in den Weg stellt, entgegentreten, welche Gefahren und Beschwerlichkeiten trotzen, die ihre Kräfte zu steigern scheinen, in dem Masse als diese anwachsen, ohne dass dieselben etwa durch *grosse moralische oder intellectuelle Fähigkeiten* sich auszeichneten.

Wollen wir den physiognomischen Ausdruck der eben bezeichneten Haupteigenschaften unseres Innern in den Contouren des Gesichtes aufsuchen, so glaube ich, wird man finden, dass *Grösse und Form* der Stirn den Grad der rein intellectuellen Stärke andeutet, dass die *Nase*, und besonders die *breite* und *massive* Zeichnung der *Nasenwurzel* auf die *moralische* Ausdauer hinweist, und dass die *kecken, hervorspringenden Linien des Kinnes praktischen Unternehmungsgeist* und *Thatkraft* verrathen.

Adel des Geistes wird man niemals vorfinden da, wo grobe und plumpe Gesichtszüge oder ein massenhaftes und ein förmliches Knochengerüst die Formen des Gesichtes aufbauen half, insbesondere da nicht, wo die Stirn zugleich oben plattgedrückt und die Ohren gross und aufgeschossen sind.

Eine Klasse von Menschen giebt es, bei denen das kleinliche Getriebe ihres geistigen Seins ihren Anschauungen niemals gestattet, sich über das Allgemeine zu erheben, deren Thun und Denken nur in engherzigen egoistischen Berechnungen sich abspinnt, und deren Charakter ebensowohl hervorstechender Leidenschaften wie selbständiger intellectueller Bestrebungen baar ist. Beim Herannahen des Alters nehmen die bedeutungslosen Züge derselben unter dem natürlichen, nagenden und furchenden

Einfluss der Zeit gewöhnlich das Aussehen eines schmutzigen zerknitterten Taschentuches an, ihre Haut durchfurcht sich nach allen Richtungen hin mit einer Menge kleiner, bedeutungsloser Runzeln, von denen nicht eine einzige stark oder hervortretend genug ist, um zu charakterisiren.

Alle wirklich hochbegabten, geistesgrossen Männer, die ohne Anstrengung wirken und schaffen, und die gleichsam kraft einer unwiderstehlichen inneren Nothwendigkeit sich produciren, behalten selbst noch in vorgerückterem Alter ihre ruhigen, ungefurchten, unleidenschaftlichen Liniamente; nur Anstrengung oder Leidenschaften vertrocknen die menschliche Maschinerie, verkrüppeln Seele und Leib; Sinnenruhe, Gleichgewicht und Zufriedenheit glätten dieselben. So drückt jene rastlose, fieberhafte Thätigkeit, wie solche bisweilen das geistige Wirken Einzelner charakterisirt, ihren Liniamenten nach und nach ein mageres, vertrocknetes Aussehen auf. Dass rein physische Ursachen übrigens den nämlichen Einfluss ausüben können, wie die Sinnesbeschaffenheit, das sehen wir z. B. am Arbeiter und dem Armen. Der arme Handwerker, welcher, der nöthigen kräftigenden Nahrung entbehrend, Tag aus Tag ein in harter und übermässig anstrengender Arbeit seinen Körper sozusagen aufschleisst, und auf dem die Sorge um sich und die Seinigen unablässig lastet, wird immer vor der Zeit altern und zeitig an Seele und Leib vertrocknen, wogegen Derjenige, der einer lichten Zukunft mit leichtem Sinn entgegen sieht und dessen pecuniäre Verhältnisse so gestellt sind, dass er nicht länger zu arbeiten braucht, als Lust und Kräfte ihm das erlauben, in der Regel seine vollen, rothen Wangen, sein gedeihliches glattes Aeussere bis weit in das vorgerückte Alter hinein bewahren wird.

Wenn ich hier von Verkrüppelung der Seele und des Leibes, zu Wege gebracht durch Anstrengungen, spreche, den Geist dagegen nicht mit hineinbringe, so geschieht das eben in der Ueberzeugung, dass der Geist ein vom Himmel uns unmittelbar anvertrautes und diesem, als ein Theil Gottes, angehörendes Kapital ist; es vermag Missbrauch oder

Ueberanstrengung der Maschinerie denselben für eine gewisse Zeit wohl einzudämmen, doch drängt ihn das nie und nimmer mehr von dem Schritte zurück, den er unter den Stadien, die er auf seinem Wege nach der Ewigkeit zu durchlaufen hat, einmal vorwärts gewann. Es ist die Seele als Product der eigenen Nothwendigkeit des Geistes entwickelt, auf dass sie als versöhnendes Glied diesen durch den Körper mit dem Leben in Verbindung bringen kann, um hieraus für ihre höhere Bestimmung wieder läuternde und veredelnde Nahrung zu ziehen. Indem die Seele als der Versöhner, als der Mittler unserer irdischen Bedingnisse, geleitet und befruchtet durch unseren freien Willen, den Geist für die Ewigkeit bereichert und den Körper für den Genuss höheren Lebensglückes veredelt, kann selbe wohl gemissbraucht, verzerrt werden und zu Grunde gehen, der Geist aber verbleibt unsterblich und verlässt die Maschinerie oder wirft sie ab, sobald selbe nicht länger zu brauchen ist, um unter höheren Bedingungen sich eine neue, eine bessere Werkstätte zu bilden, und zwar ganz nach dem Masse von Vollkommenheit, das er hier auf Erden erreichte.

Das Ohr.

Gleichwie die Erzeugnisse der Kunst, wie alles Schöne und Ausdrucksvolle, das in den Formen schlummert, durch das Auge nach der Seele hin Einlass findet, so steht das Ohr für den Laut und den erhabenen Klang, der in den Tönen der Harmonie gebunden liegt, als Diener der Seele da. Es ist ebenso sehr das innere Ohr, wie das äussere, dasjenige, welches hört, und alle logische Consequenz spricht dafür, dass dies sowohl in geistiger (in sympathischer) Empfänglichkeit, wie physisch betrachtet (im unmittelbaren Gehör), seine physiognomische Berechtigung haben muss. Eben so gewiss, als wir durch das Ohr verstehen, was wir hören, so sind wir

auch im Stande, durch das Ohr es herauszufühlen, wie wir hören.

Was Form, Stellung und Lage des Ohres anlangt, vermag ich freilich nur einige wenige, ziemlich belanglose Resultate zu erbringen. Dagegen aber kann ich auf desto zahlreichere und dabei bedeutungsvollere Spuren hinweisen, welche von der Wirksamkeit sprechen, die der Geist unter dem Empfang von Eindrücken durch dieses Organ entfaltet.

Es liegt in hoch aufgeschossen grossen, abstehenden Ohren immer etwas Lauerndes, etwas Thierisches und Dämonisches, sowie etwas Nobles und Antikes, etwas rein Menschliches wieder dem kleinen, wohlgeformten und anliegenden Ohre zukommt. Grosse, wohlgeformte, abstehende Ohren, die im Allgemeinen neben einer feinen Gesichtsform einhergehen, verleihen der Physiognomie etwas vom Charakter des Hasen, des Wiesels und der Katze zugleich. Grosse, plumpe, gleichsam hängende Ohren erinnern, bei ähnlichen Liniamenten, an das Schwein; die abstehenden Ohren, die den Laut leichter auffangen als die anliegenden, scheinen der Physiognomie einen gewissen Ausdruck von Aufmerksamkeit und Gewecktheit zu verleihen, die hängenden dagegen Phlegma anzuzeigen. Uebermässig grosse Ohren, welche nach oben zu, in der obersten Partie, am stärksten entwickelt sind, deuten auf Furchtsamkeit und Unsicherheit; überwiegt bei grossen Ohren die Entwickelung nach unten hin, so dass dieselben dann gleichsam hängend werden, verrathen sie zwar mehr Kraft, es mangelt ihnen jedoch an Beweglichkeit. Zu kleine Ohren habe ich oft bei kleinlicher Aengstlichkeit und Besorgtheit angetroffen. Ein wohl ausgeprägtes und wohl proportionirtes Ohr wird in seiner Länge allemal nach der normalen Nase sich richten.

Warum gebraucht man so oft den Ausdruck: „Den Schalk hinter den Ohren haben“, und warum wandelt Einen in der Verlegenheit oft die Lust an, sich hinter dem Ohre zu kratzen? Vermuthlich drängt alsdann sich uns so etwas wie ein Gefühl davon auf, dass der „Schalk“ dort nicht sitzt,

und man will dann durch diese Bewegung ihn gleichsam herbeirufen.

Die psychologisch-physiognomischen Kennzeichen, welche man bei Beobachtungen über die Auffassung durch das Ohr bei damit correspondirendem Ausdruck der Liniamente zu entdecken im Stande ist, geben zu physiognomischen Beobachtungen oft sehr reichhaltigen Stoff.

„Welch ein unbehagliches, beklemmendes Gefühl bemächtigt sich nicht unser z. B. jenem lauernden, ironischen Zuhörer gegenüber, in dessen Mienen ein spottender satirischer Teufel jeden Augenblick bereit zu stehen scheint, die verwundenden, giftigen Pfeile seiner absprechenden Kritik auszuspeien. Wie bezeichnend trifft uns nicht jener unausstehlich höhnische, nichtachtende und anscheinend unaufmerksame und gedankenlose Blick des Arroganten, Uebermüthigen oder Eingebildeten, sobald man im Verlaufe eines Gespräches, durch eingestreute Bemerkungen und Einflechten seiner Anschauungen bestrebt ist, sein bescheidenes Licht dabei leuchten zu lassen; mit wie kalt verspottender und theilnamsloser Miene schenkt er nicht der Entwickelung der interessantesten Gedanken und Ideen, weil dieselben ja nicht von ihm ausgingen, Gehör, während er dabei selber am allerwenigsten dazu angethan oder dazu aufgelegt ist, der Unterhaltung einen neuen oder einen höheren Impuls zu geben; es wirkt dann seine arrogante Schweigsamkeit auf die Heiterkeit und geistige Stimmung der Uebrigen gleichsam wie lähmend, und macht dieselben zurückhaltend und verlegen; es ist, als wenn durch ihn und seine Gegenwart ein jegliches warme Gefühl, was da etwa noch aufkommen wollte, mit kaltem Wasser übergossen würde. Wer aber fühlt andererseits nicht sich erwärmt und beglückt, wenn er jene freundliche theilnehmende Aufmerksamkeit gewahrt, die mit einem offenen Lächeln und mit wohlwollender Nachsicht uns entgegenkommt, und mit einer milden, aufmunternden und zuvorkommenden Miene unsere Gedanken und unsere Rede entgegennimmt, so wie selbe gerade fällt, die das Herz er-

wärmt, das Band der Zunge löst und jenen gegenseitigen offenherzigen und wohlthuenden Erguss von Gedanken und Gefühlen herauszaubert, der immer das richtigste Kennzeichen des Wohlwollens und der Sympathie ist.

Wer ist nicht ab und zu mit jener eigenen Sorte von Menschen in Berührung gekommen, die in einer höchst ungemüthlichen, plump und roh unterbrechenden Weise den Ausführungen, die man ihnen da vorzubringen hat, Gehör geben, die unaufgefordert und unbefugt jeden Augenblick sich in das Gespräch Anderer mischen, und in ihrer geräuschvollen, aufdringlichen, brüsken Manier bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen, mit irgend etwas, so zu sagen, mit der Thür ins Haus fallen; Leute, deren Gegenwart bei den anwesenden, gebildeten, feinfühligen Zuhörern immer so etwas wie das Gefühl erweckt, als wäre ein bissiger Hund in der Nähe, der jeden Augenblick befürchten liesse, dass er Einem in die Beine fahren möchte. Die Rohheit solcher Personen und deren undelicates Wesen steht übrigens allemal ziemlich deutlich in ihren plumpen und leidenschaftlichen Zügen zu lesen.

Weiter giebt es eine Klasse von Menschen, die arm an Geist, doch sehr erfüllt von Dünkel und Eitelkeit, bei Gesprächen, öffentlichen Verhandlungen oder Vorträgen, wovon sie insgesammt gar nichts verstehen, sich ein gewisses aufmerksames, denkendes oder kritisirendes Air zu geben suchen. Es ist interessant, zu beobachten, welche dumme oder verlegene Metamorphose mit deren Physiognomie in dem Augenblicke vor sich geht, wo eine direkte oder eine sonstige Frage, der sie sich nicht wohl entziehen können, dann unerwartet sie trifft; die erkünstelte Miene, die sie aufgesteckt hatten, macht alsdann einem gar dummen und verlegenen Ausdrucke, dem regelmässigen Vorläufer einer ebenso dummen Antwort, Platz.

Welche Schlüsse ist man dann wohl erst Zuhörern gegenüber anzustellen berechtigt, die bei Gesprächen, von einem Interesse, dass man glauben sollte, dieselben müssten die Auf-

merksamkeit von Ochsen auf sich lenken, entweder abwesend sind, gähnen oder sanft in Morpheus' Arme hinübersinken.

Ich glaube hinsichtlich der Auffassung durch das Ohr im Ganzen und Grossen aufstellen zu dürfen: So wie man hört, so fasst man, und so kann man das Gefasste behalten und benützen; und in demselben Grade, wie man solches zu bergen vermag, wird man handeln und aushalten können.

Es nimmt die Stimme in ihrer Nuancirung sehr oft das Gute oder Schlechte des Charakters an; ein gewisser bestimmter Ausdruck der Stimme scheint z. B. stets geistige Confusion oder Leere des Verstandes zu begleiten oder zu verrathen; dieser Ausdruck kann freilich mit der Zeit sich bessern, oder als solcher gar ganz verschwinden, je mehr man eben es lernt, klarer und richtiger zu denken. Nur Wenige aus der Zahl derjenigen Menschen, welche viel mit der grossen Welt verkehren, behalten den ursprünglichen Tonfall ihrer Stimme bei. So wie die Stimme des jugendlichen Erdenbürgers, noch ganz von der Natur durchdrungen, ungekünstelt und unverstellt, die Leidenschaften des Augenblickes zum Ausdruck bringt, so nimmt die Stimme des älteren Mannes einen ungleich vorsichtigeren und ruhigeren Tonfall an und behält hinsichtlich dessen Eigenheiten bei, wie solche von Eindrücken des gesellschaftlichen Lebens, in welchem man sich bewegt hat, wie von Eindrücken der gewohnten Beschäftigungen des Lebens überhaupt unverkennbar Zeugniss ablegen. Es wird die Stimme, da wo es gilt, zu überreden, zu überzeugen oder zu befehlen, nach und nach den nämlichen Tonfall annehmen, dessen man bei dergleichen Anlässen zumeist sich bedient hat; Anstriche sowohl momentaner wie vorübergehender Erregungen, wie andauernder, beständig einwirkender Leidenschaften, solche wird die Stimme ohne Zweifel allemal in mehr oder weniger deutlichen Nuancirungen annehmen. Beobachten wir die Stimme in Verbindung mit den Liniamenten unter gewissen Verhältnissen und Situationen, so werden wir bisweilen Wahrheiten des Inneren entdecken, die zu den

Worten, von denen die Lippen erzählen, in schreiendem Widerspruch stehen. Je nach den Umständen weiss der Scheinheilige oder der Hinterlistige bald den Anschein des Treuherzigen, bald Milde und Sanftmuth in den Ausdruck seiner gleissnerischen Worte zu legen, und der Fuchs blitzt ihm dabei doch aus den Augen. Der Verführer versteht es sowohl mit der gedämpften, einschmeichelnden Betonung seiner verlockenden Worte, wie durch seine schmachtende Bocksmiene, die Unschuld ins Garn zu treiben. Wie wohl weiss nicht die raffinirte Kokette einen süssen, verführerischen Ton in ihre überredenden Worte zu legen, sobald das Interesse sie zwingt, denjenigen zu gewinnen, den sie von Herzen hasst, während sie in Gedanken Gift und Galle birgt. Wie verscheucht nicht der Rohe und Ruchlose allein schon durch seine grobe und heisere, ausdruckslose Stimme eine jede edlere und sanftere Sympathie, die etwa sich genähert haben sollte. Wie abstossend und erstarrend fühlt das tief und warm empfindende Gemüth sich nicht berührt von jener schnarrenden und klanglosen Stimme, die, vergleichbar dem Laut einer geborstenen Glocke, nur der Wiederhall eines kalten, ungebildeten und geistesarmen Inneren zu sein scheint. Wie abstumpfend und abspannend wirkt in der Unterhaltung, bei Vorlesungen oder Vorträgen, nicht oft jene matte, monotone, ausdruckslose Stimme, die gleich einer eintönigen Maschinerie auf die Sinne der Zuhörer eine schier unwiderstehlich einschläfernde Wirkung ausübt, eine Stimme, wie solche nur der Ausdruck eines trockenen, sterilen und farblosen Geistes sein wird. Auf schlüpfrigglatten, seidenweichen Pfötchen erschleicht der Verleumder sich, durch seine katzenfreundlichen Töne, oft unser Zutrauen und unsere Ueberzeugung, um hinterdrein, hinter unserem Rücken, unbarmherzig über unseren guten Ruf herzufallen. Welchen liebenswürdigen, vertrauenerweckenden und wohlthuenden Eindruck übt dagegen der unverstellte sanfte und melodiöse Tonfall einer Stimme auf uns aus, wie selbe nur einem reinen, offenen, wohlwollenden und feinfühligen Sinn entstammen konnte.

Welch interessantes Duo führen nicht bisweilen der Richter und der Delinquent vor den Schranken mit einander auf. Durch die gegenseitigen physiognomischen Merkmale suchen beide in einander einzudringen und ihr Terrain vorzubereiten; es versucht auf der einen Seite der Richter während des Kreuz- und Querganges des Verhörs, je nach der Art des betreffenden Gegenstandes, bald mit einem milden, versöhnenden Ton den verstockten Sünder zu erwecken, bald durch eine donnernde, kraftvolle Harangue ihn zu verwirren und zu schrecken, und sucht gleichzeitig durch den Eindruck seiner vorbereiteten Ueberraschungen seine eigene moralische Ueberzeugung zu befestigen, indem er in dessen Gesicht die Unwahrheit oder die Aufrichtigkeit seiner Zugeständnisse liest, während der Verbrecher auf der anderen Seite im jedesmaligen Ausdruck der Physiognomie des Richters den Massstab dafür sucht, wie weit er zu gehen habe. Es wird der kundige, scharfsinnige, talentvolle Richter durch die Zeichen der Physiognomie die Wahrheit oft weit klarer und sicherer entdecken, als durch alle äusserlichen juridischen Formeln und Indicien.

Dass auch in den Bewegungen eines Menschen, in dessen Gesten, Gang und Haltung sich unverkennbar Spuren seines Charakters verrathen werden, dürfte unleugbar sein. Wer wird auch darüber noch im Zweifel sein können, dass der ruhige Gestus oder der gemessene, stetige und feste Gang, wie dieser den ruhigen, besonnenen und denkenden Menschen charakterisirt, mit glühender Begeisterung oder sprudelndem Leben nicht gut wird harmonisiren können? Wem würde es einfallen, Geistesruhe, Geisteskraft und Tiefsinn mit jener planlosen, unstäten und unbestimmten Gang- und Bewegungsart züsammenzubringen, wie solche dem Charakterlosen, Leichtsinnigen und Wankelmüthigen, wie es scheint, nun einmal eigen ist und ihm als solchen erkennen lässt. Wird man Uneigennützigkeit, edle Bescheidenheit, Milde und Güte wohl dort suchen dürfen, wo ein stolzes, arrogantes sich Vordrängen, polternde, stürmische und hitzige Bewegungen zu den „be-

rechtigten" Eigenthümlichkeiten der betreffenden Persönlichkeit zu gehören scheinen? Sollte wohl derjenige, der bald schnell, bald langsam geht, bald stille steht, um dann wieder darauf los zu eilen, und der überhaupt niemals eine grössere Strecke Weges in der nämlichen Cadance zurücklegen kann, nicht zu der Vermuthung Anlass geben, dass ähnliche unstäte, flüchtige, wechselnde Bewegungen und Regungen auch seinem Sinne nicht fremd sind?

Die **Hände** und **Füsse** haben nicht minder ihre unzweifelhafte physiognomische Berechtigung. Es eröffnet die Betrachtung der bei den verschiedenen Individuen so unendlich variirenden Form, Lage und Farbe dieser Körpergliedmassen physiognomischen Untersuchungen und Schlüssen jedenfalls ein gar weites Feld. Leider sind über diesen Punkt meine Beobachtungen nur ziemlich oberflächliche zu nennen; ich wage deshalb nur, anlässlich dieser, mit ein paar allgemeinen einschlägigen Bemerkungen aufzuwarten.

Kleine, feingeformte Hände und Füsse scheinen von jeher immer das physiognomische Prärogativ der Sprösslinge edlen Stammes gewesen zu sein. Es hat dies jedenfalls nicht allein seinen psychologischen Grund darin, dass edle Gefühle nach und nach edle Formen zeitigen, sondern es rührt solches ohne Zweifel auch davon her, dass die verfeinerte Bevölkerungsklasse der Geburtsadeligen anstrengende physische Arbeit, welche nur robuste materielle Kraft erfordert, als ihrer unwürdig ansieht oder ehedem wenigstens ansah, und vornehmlich deswegen mehr solchen Beschäftigungsweisen sich zuwandte, welche auf Geist und Herz Beschlag legten.

Man findet allerdings oft, anscheinend im Widerspruch hiermit, dass kleine Hände und Füsse auch innerhalb der arbeitenden Klasse auftauchen können, während umgekehrt bei Sprösslingen des Adels massenhafte Extremitäten sich vorfinden können. Dergleichen Phänomene gehören eben zu den Ausnahmen und rühren ohne Zweifel wohl von Racenkreuzung her. Es fallen Besonderheiten, wie diese, im Laufe der

Generationen, so wie so allmählich wieder fort, je nachdem die Berufsarten der Betreffenden andauernd nach der einen oder nach der anderen Richtung hin sich erstreckten. Bei einem Handwerker z. B., den seine arbeitskräftigen Gliedmassen zu seinem Stande sonst wohl geschickt machen, der kraft einer inneren geistigen Sympathie jedoch sich berufen fühlt, nach einer höheren Atmosphäre sich emporzuheben, werden wir im Allgemeinen finden können, dass, wo diese seine Sympathie auf das nachkommende Geschlecht sich überträgt, bei diesem nach und nach auch edle Formen sich entfalten werden, wie solche bisher nur Patent des Adels waren, und so unzweifelhaft auch umgekehrt. Dass Indolenz, Verfeinerung und Wohlleben übrigens auf die Extremitäten einen verfeinernden Einfluss auszuüben vermögen, solches ist eben eine natürliche Folge des Umstandes, dass da, wo gewisse Theile des menschlichen Leibes weniger häufig angestrengt werden, oder im Verhältniss zu dem übrigen Körper nicht in gehörige Thätigkeit versetzt werden, dieselben dann allmählich mehr oder weniger an Kraft und Entwickelung, mehr oder weniger Einbusse erleiden werden.

Was nun die Nägel anbetrifft, so möchte ich, freilich ohne dabei mir beikommen zu lassen, näher auf Details einzugehen, oder bestimmte Regeln darüber aufzustellen, die Aufmerksamkeit des scharfsinnigen Beobachters dabei vornehmlich auf die Form der dieselben tragenden Finger hinlenken, und ihn zu bemerken bitten, wie ausgemacht verschieden wir diese bei den verschiedenen Menschen finden. Wie schön und abgerundet, gleich einer rosenfarbigen Emaille, deckt der Nagel nicht den Finger des Einen, während derselbe bei dem Anderen form- und farblos, wie ein dürres, weissgelbes Horn, seine Nase in die Höhe reckt, als wollte er vom Finger sozusagen loskommen, anstatt ihn decken zu wollen. Strenge Arbeit oder Versäumniss kann auf die Bildung der Nägel wohl auch einigen Einfluss haben; solches bedingt dieselbe jedoch durchaus noch nicht ausschliesslich, denn man findet beiderlei Arten Nägel in allen Klassen, ebenso sicher, wie man Knechte unter

den Kindern der Freien und Freigeborene unter den Abkömmlingen von Knechten finden wird.

Es gab einst eine Periode, wo man den Händen grosse Bedeutsamkeit beilegte, indem man wähnte, aus der verschiedenen Richtung und Lage der diesen eingezeichneten Linien gegen einander Andeutungen über das zukünftige Geschick der betreffenden Person entnehmen zu können; es war ein Gedanke wie dieser an und für sich zwar ein Hirngespinnst, jedenfalls aber dient er immerhin der durch alles Geschaffene gehenden Wahrheit zum Beweise, der Wahrheit, dass die Natur nirgends stiefmütterlich weggekommen ist, sondern, dass selbe gleich interessant, gleich variirt und gleich vollkommen ist im Grossen wie im Kleinen. Man machte nämlich bei der Betrachtung besagter Linien, welche in der Innenfläche der Hand sich vorfinden und besonders markant werden, wenn dieselbe sich krümmt, die Entdeckung, dass deren Zeichnung, selbst bei Millionen von Menschen, stets eine verschiedene sei, und dass nicht einmal bei einem und demselben Individuum die Linien der beiden Hände einander glichen.

Es liegt eigentlich eine wunderliche Ironie in dem Umstande enthalten, dass diejenigen Theile des menschlichen Körpers, welche ohne Zweifel deutlich und mit der verhältnissmässig grössten Sicherheit die Beschaffenheit des Inneren verrathen, der Kopf und die Hände, in der Regel von Jedem zur Schau getragen werden, während man wieder andere Theile des Körpers, die ungleich weniger von einschlägiger Bedeutung sind, ängstlich zu verhüllen sucht. Es ist das um so merkwürdiger, als ein Jeder, der da gegründete Ursache hat, etwas vor Anderen zu verbergen, und dies ist nicht eben selten der Fall, unwillkürlich fühlt, dass weder Arme, Beine noch Rumpf es sind, sondern im Gegentheil die verlegenen Hände und die verwirrte Miene das, was am liebsten sich verkriechen möchte.

Selbst in der Handschrift sind wir bisweilen im Stande, den physiognomischen Ausdruck der Festigkeit oder der Unbestimmtheit des Charakters zu finden. Die gleichmässige,

saubere, gleichförmige Schrift hängt z. B. unzweifelhaft mit Sinn für Ordnung, Stetigkeit und Genauigkeit zusammen, während die flüchtige, bald saubere und zierliche, bald wieder sudelhafte und unzusammenhängende auch einen ähnlichen Charakter vermuthen lässt.

Es gehört zwar die Erkenntniss der äusseren Merkmale, welche den krankhaften Zustand des Menschen bekunden, die sogenannte Semiotik, streng genommen nicht in die Pathologie, doch schliesst dieselbe immerhin an sich ein unbestreitbares Recht ein, zugleich von einem physiognomischen Standpunkt aus betrachtet zu werden. Es dürfte wohl nichts öfter Gegenstand unserer Unterhaltung und Beobachtung sein, als unser gegenseitiges Befinden; die erste Frage, welche zwei Freunde an einander richten, wenn sie einander begegnen, ist in der Regel eine dahin gehende, und während die Frage gleichsam unwillkürlich von einem forschenden Blicke auf das Aussehen der Physiognomie des Gefragten begleitet ist, gebricht es selbst dem wenigst Scharfsinnigen selten an Späherblick und Beobachtungsgabe, sobald er davon sich überzeugen will, ob dieselbe ein frisches oder kränkliches Aussehen hat. Die Liebe und die Aufmerksamkeit entdeckt mit Leichtigkeit eine jede kleine Veränderung, welche in dieser Hinsicht mit der Physiognomie derer, die man liebt, oder für die man sich interessirt, vor sich geht. Gleichsam unwillkürlich, ohne weitere Reflexion sucht man im matten Glanz des Auges, in den verlängerten Augenlidern, in dem dunkelfarbigen Rande um die Augen, in der Schlaffheit des Mundes oder der Liniamente, in der bleichen oder verstörten Farbe der Haut, untrügliche Merkmale davon, dass der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit leidend ist; und da man hier ja die äusseren, sichtbaren Phaenomene mit vermutheten inneren Ursachen in Verbindung bringt, so ist auch die willkürliche Erkenntniss als Product davon ohne jeden Zweifel eben rein physiognomisch.

Befindet der Körper sich in einem leidenden Zustande, so

wirft dies auf den Geist auch einen dem entsprechenden Reflex und umgekehrt; in Folge davon wird jeder tiefere, eingreifendere Zustand von Kränklichkeit auch seinen physiognomischen Anknüpfungspunkt, und ebenso auch einen dem entsprechenden physiognomischen Correspondenten haben müssen. Wie ohnmächtig und verwirrt müsste der Arzt sonst nicht einem Kranken gegenüberstehen, wenn dieser nicht im Stande sich sähe, seinen Zustand zu erklären, ohne durch diese Zeichen, und er selbst weder von der Erkenntniss dessen durchdrungen, noch fähig wäre, diese Zeichen zu verstehen und zu deuten.

Wenn ich diesen an und für sich so interessanten und inhaltsreichen Punkt hier nur so obenhin berühre, so geschieht dies nicht allein deswegen, weil ich fühle, dass derselbe an dieser Stelle eigentlich nicht wohl am Platze ist, insbesondere aber deswegen, weil demjenigen, der selbst sehen will und kann, schon eine flüchtige Andeutung hierin genügen wird und die praktische Erfahrung, wie wir solche bei emsigem Forschen auf dem Felde der Natur uns erwerben werden, hiervon zudem einen weit fruchtbareren und anschaulicheren Begriff uns beibringen wird als alle, immerhin trockenen und dürftigen Regeln.

Die Temperamente.

Sowie wir, wie im Vorstehenden bereits berührt, erkennen müssen, dass am Aeusseren des Menschen jeder einzelne Theil mit dem Inneren desselben in gegenseitiger inniger Wechselbeziehung steht, und dass beide ein vom Geiste ausgehendes, vollständiges, harmonisches Ganze bilden, und sowie wir nun weiter finden, dass die Kraft, welche dem Gesicht dessen eigenthümliche Gestaltung verleiht, die nämliche ist, welche dem ganzen Leibe zu seiner bestimmten Form verhilft, — denn der Impuls, welcher das Herz zum Klopfen bringt, bewegt auch die Finger, und die nämliche Kraft, welche die Stirn wölbt, formt auch den Nagel, — so wird im Menschen-

innern diejenige Anlage, welche für das Leben den Ton, und zwar einen ganz bestimmten Ton, angiebt, der unser Dasein dann in dunklen oder hellen Farben andeutet, der unsere Willenskraft erregt, oder aber unsere Bestrebungen schwächt, als eine der wesentlichsten Bedingungen, deren der Geist zu seiner organischen Lebensthätigkeit bedarf, — ich meine das Temperament, von unserem äusseren wie inneren Wesen in ganz ähnlicher Weise einen jeden einzelnen Theil durchdringen und eigenthümlich betonen müssen.

Es werden die Temperamente in der Regel auf vier Hauptklassen zurück geführt, nämlich auf das phlegmatische, das cholerische, das sanguinische und das melancholische, Wesensfärbungen, von deren Mischungen es wieder mannigfaltige Modificationen giebt, worin jedoch immerhin eine davon im Allgemeinen die Oberhand zu haben pflegt.

Der phlegmatische Temperamentscharakter drückt in vollen, runden, glatten Formen, in einer sehr fleischigen Wange und dito Kinn, oft in hellen, matten Augen, sehr selten aber in einer feingeformten Nase, sowie durch eine Blutmasse sich aus, worin das Lymphatische, Wässerige überwiegt. Der Phlegmatiker ist kalt und schwerfällig, hat grobe, starke Nerven und ist darum nur wenig reizbar. Sein Gang, sein Auge, seine Miene, alles an ihm trägt den Ausdruck des Ruhigen, alles an ihm zeigt auf Bequemlichkeit, Unbeweglichkeit und auf eine nur schwer zu zerstörende Zufriedenheit hin. Er will nichts lieber und erstrebt nichts mehr, als den Genuss einer vollendeten, umfassenden Bequemlichkeit. Da Reden ihm die Mühe verursacht, Leib und Seele in Bewegung zu setzen, so lässt er eben nur selten sich darauf ein, und

*) Das Alterthum verglich die vier Temperamente ziemlich treffend mit den ehemaligen vier Elementen und meinte, das phlegmatische solle dem Wasser, das cholerische dem Feuer, das melancholische der Erde und das sanguinische der Luft ähneln.

oft wird man stunden- und tagelang mit ihm umgehen können, ehe man des Glückes theilhaftig wird, zu erfahren, was eigentlich seine Meinung ist, oder etwa mehr als die allernöthigsten Worte ihm abzudringen. Den Ocean der Leidenschaften befährt er so gut wie niemals. Treibt es ihn jedoch erst einmal da hinaus, dann versetzt er freilich das Meer in Aufruhr. Da Ruhe sein Idol ist, lässt er nur sehr schwer zu irgend einer Anstrengung sich bewegen; erweist man ihm jedoch gewisse kleine Vortheile, die geeignet, dieser seiner Ruhe und Bequemlichkeitsliebe Vorschub zu leisten, dann lässt er in der Regel sich zu Allem verstehen, wenn's dann nur nicht etwa zu lange dauert. Verlegt eine zwingende Nothwendigkeit für seine Bequemlichkeit ihm jeglichen Ausweg, dann bringt er darum es nicht selten fertig, eine schier erstaunliche Kraft und Energie an den Tag zu legen.*)

Der cholerische Charakter spricht in festen, gedrängten Zügen sich aus, in bestimmt geschlossenen Lippen, einer eckigen, meistentheils von geraden Linien gebildeten Stirn, durch einen scharfen, bestimmten und lebendigen Ausdruck in seinem Auge, ein hervorstehendes, charakteristisch gezeichnetes

---

*) Es ist jedenfalls unrichtig, wenn man annimmt, dass das phlegmatische Temperament nicht wie eine jede andere Normalität, neben seinen vielen Negativitäten, auch seine höhere Bedeutung haben sollte. Es ist mit dem phlegmatischen Temperament etwas Aehnliches wie mit den schweren Körpern, die wegen ihres Gewichtes nur schwer in Bewegung zu setzen sind. So wie diese, wirkt es desto kräftiger, wenn diese Bewegung erst einmal eingeleitet ist. Bei grossen ernsten Ereignissen, wo die Furie auf den Flügeln der Leidenschaft die erregbare Menge befällt und erregt, wo zügellose Excesse und wilde Anarchie Platz greifen, um unter Kämpfen und Schrecknissen Gesetz und Recht mit Füssen zu treten; dort, aber auch erst dort, wo die bewegliche Kraft des Cholerikers von der Hitze des andern angesteckt wird, wo der Sanguiniker den Muth und der Melancholiker die Fassung verliert, dort werden wir die ungleich kräftigeren Nerven des Phlegmatikers und seine intensivere Sinnesruhe sich in ihrer höheren Bedeutung erweisen sehen, dort steht er, durch die äusserliche Aufregung wohl mit erregt, jedoch nicht wankend gemacht, ruhig und fest, wie die Klippe im wüthenden Meere, auf seinem Platze.

Kinn sowie durch eine kräftige Gesichtsfarbe und eine leicht bewegliche Blutmasse, worin die Einwirkung der Galle eine hervortretende Rolle zu spielen scheint, Merkmale, deren Vorhandensein im Allgemeinen eine starke, tragkräftige Leibesverfassung bedingt. Der Choleriker ist ausserordentlich erregbar und lässt sich leicht von Allem, was das Feuer seines Temperaments unterhält und nährt, sowohl zum Schlechten wie zum Guten hinreissen. Er ist feurig, kühn, und besitzt oft eine durchdringende Geisteskraft, die in Augenblicken der Hitze und Gereiztheit ihn bisweilen zu Handlungen verleitet, die er hinterdrein, wieder zur Ruhe gekommen, von Herzen bereut. Er ist positiv, egoistisch und möchte immer Andere gern seinem Willen unterordnen. Er ist zur That und zum Handeln mehr als Andere geschaffen, und in seinen energischen und praktischen Bestrebungen findet er entweder die Mittel zur Fortschaffung von Hindernissen, die dabei ihm etwa in den Weg treten, oder er rennt sie einfach gewaltsam über den Haufen; denn vorwärts muss er; sein kräftiger, rastloser Wille würde ihm niemals erlauben, wankelmüthig auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Begeisterung des Cholerikers ist leicht erregt und ebenso leicht lässt er zu lebhaft durchgreifender Wirksamkeit sich entflammen; unter einer unfreiwilligen Ruhe aber fühlt er, der Anreizungen und Anregungen dann entbehrend, sich leer, stumpf und matt. Da er für Grosses und Schönes eine ungemeine Empfänglichkeit besitzt, wird er, wenn mit Verstand und Imagination ausgestattet, ausserordentlich brauchbar sein; durch seine energische, praktische und durchgreifende Kraft erreicht er darum nicht selten ein grosses Ziel; zwar kann er auf dem Wege danach bisweilen wohl straucheln, doch wird er niemals erlahmen, so lange seine Energie von dem sich ihm darbietenden Widerstand angereizt wird. Mit diesem Temperament erstehen den Nationen die grössten Wohlthäter und die grössten Tyrannen.

Die Gesichtsform des S a n g u i n i k e r s ist fein, oval und wohl proportionirt, weist offene, lebhafte Züge auf; meistens

hat er helle Augen, selten eine lange Nase und niemals eine sehr hohe und unproportionirte Stirn, besitzt reine Farben, eine reichliche und leichtflüssige Blutmasse; Nerven und Muskeln weisen bei ihm eine weiche Vertheilung auf: den Liniamenten und dem ganzen Leibe ist die Beweglichkeit des Quecksilbers eigen, eine Beweglichkeit, die keinen Augenblick bei ihm zum Stillstand kommt. Unendlich afficibel und empfänglich für die Freuden und Genüsse des Lebens, gutmüthig und von einer unverwüstlichen Heiterkeit, wie er es ist, müsste der Sanguiniker eigentlich wohl des höchsten Lebensgenusses theilhaftig werden, wenn nicht die Consequenzen eines unüberwindlichen Leichtsinnes, als die unvermeidlichen Trabanten dieser Herrlichkeit, ab und zu störend dazwischen träten. Gleichwie das junge, wählige Ross, das in seiner feurigen, lebendigen Jugendkraft, getrost und doch bekümmert ob der Schwere der ihm zugemutheten Last, seine ganze Anstrengung für den ersten Ruck anspannt, doch muthlos seinen Versuch aufgiebt, wenn diese Last nicht sogleich von der Stelle rückt, so behandelt der Sanguiniker jede ernste und denkende Beschäftigung, welche anhaltende Anstrengung erheischt. Mit einem hellen und leicht fassenden Auge, einer gesunden und treffenden Auffassung, ja selbst mit seltenen Gaben war die Natur beim Sanguiniker oft nicht sparsam, doch scheint es nicht eben selten, als wenn selbe, wie in einem launischen Augenblicke vortreffliche Kräfte ohne Nutzen an ihn verschwendet hätte. Seine lebhafte Einbildungskraft incitirt ihn so, den einen Augenblick mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit eine Idee in ihren complicirtesten Verhältnissen zu erhaschen und zu verfolgen, um im nächsten, Dank seiner Oberflächlichkeit, seiner Unbeständigkeit und der Beweglichkeit seines lebeseligen, unbekümmerten, ewig wandelbaren Temperaments, dieselbe kaum halb erst zu Ende geführt wieder fahren zu lassen, um nach einer anderen zu haschen, der es aber durchaus nicht besser ergeht. Der Sanguiniker ist objectiv; er schöpft seine Erkenntniss aus den unmittelbaren concreten Verhältnissen des Lebens; selten sieht oder

hört er etwas Anderes als das, was ihm gerade vor der Nase liegt; untersuchen oder abstrahiren wird er niemals. Bei seinem unbedachtsamen und flüchtigen Charakter begeht er beständig unüberlegte Handlungen und geräth jeden Augenblick auf Abwege, verzeiht sich selber aber sehr leicht, ist übrigens auch gegen Andere sehr nachsichtig. Sein Gang ist im Allgemeinen leicht und lebhaft; sein Wesen lebendig und zuvorkommend; seine Mienen freundlich, offen und einnehmend; er verkündigt tausend aufrichtig gemeinte, angenehme und liebenswürdige Dinge, die leider aber an Dauer und Bedeutung der Seifenblase gleichen. Schweigen, sei das nun mit den Augen oder mit dem Munde, kann er niemals, und in jugendlicher Begeisterung, wie solche der Eindruck des Augenblickes ihm eingab, schwört er sich und Anderen die vortrefflichsten Versprechungen und Gelübde zu, — die er nachher niemals hält. Seine aufdringliche, vorlaute, gedankenlose Beredsamkeit kommt darum nicht selten höchst ungelegen; indessen wirft seine herzliche und unverwüstliche Heiterkeit und Gutmüthigkeit den Mantel der Liebe über alle seine Fehler und Gebrechen. Auf keine Weise will es ihm übrigens jemals in den Kopf, wie es nur möglich ist, dass Andere nicht so sein können, wie er selbst.

Der melancholische Temperamentscharakter zeigt sich vorzugsweise an durch eine vorstehende, oben breite und nach den Schläfen zu etwas eingehöhlte Stirn, durch schmale, dicht geschlossene Lippen, durch einen wehmüthig ernsten Ausdruck des Auges, oft durch eine lange und spitze Nase, durch scharf markirte und trockene Züge, durch eine matte, fahlgelbe Hautfarbe, so wie durch reizbare Nerven und eine schwere, langsame Blutcirculation; der Melancholiker ist verschlossen, ängstlich, vorsichtig und wenig zugänglich, weshalb es immer eine schwierige und langwierige Aufgabe ist, sein Zutrauen zu gewinnen und mit ihm auf vertrauten Fuss sich zu stellen. Bei seinem concentrischen, reflectirenden und misstrauischen Charakter findet er jeden Augenblick wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit Anlass zum Sinnen

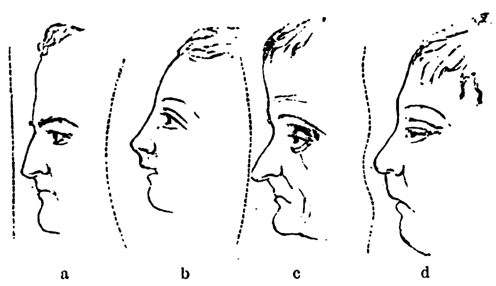
und Grübeln und vermag über den leichtesten und unschuldigsten Spass sich zu alteriren und verletzt zu fühlen. Die Wirkung, welche das Lächerlichmachende, das Ironische und Satirische ausübt, ist ihm in ungleich höherem Grade anzumerken als irgend einem Anderen; eine satirische Glosse über irgend ein Gebrechen oder eine Schwäche von ihm verwundet seinen verschlossenen, ernsten Sinn weit tiefer als die leichtere, offenere Denkungsart Anderer; wenn diese gleichgültig und unbekümmert, mit einer unbefangenen Redewendung von da nach etwas Anderem übergehen, wird der Melancholiker mit weniger Leichtigkeit und mehr Reflexion daran hängen bleiben, und meistens schmerzlich verwundet, tief und anhaltend es empfinden, darüber sinnen und grübeln. Bei seiner tieferen, nach innen gekehrten, reflectirenden Natur eignet der Melancholiker insbesondere sich zu stillem, ernstem und andauerndem Forschen und nicht minder zu abstracten Untersuchungen, und die gleiche beständige, unverwüstliche Treue, womit er Liebe und Freundschaft pflegt und umfasst, wird auch seine stillen, geistigen Beschäftigungen durchziehen. Er wird die letzteren mit einem Ernst und einem nie rastenden Eifer verfolgen, der selbst bei den schwierigsten Untersuchungen nicht versiegt. Während der Sanguiniker mit stürmischer Begier in der äusseren Welt und deren lärmenden Freuden sein Glück sucht, findet der Melancholiker sein Gleichgewicht und seine Zufriedenheit nur in der Einsamkeit, die, je länger er lebt, ihm in immer grösserem Masse zu einem unentbehrlichen Freunde wird. Im Taumel des Lebens wird es ihm oft zu Muth wie einem verirrten Vogel, verschlagen aus fremden Zonen, deren tiefere Töne von dem Haufen weder vernommen noch verstanden werden. Selten stösst das verschlossene Wesen des Melancholikers auf Sympathie, und er glaubt deshalb sich oft mit Nichtachtung behandelt, übersehen und zurückgesetzt; es entgeht ihm da, dass er, der von der Welt sich gemieden glaubt, selbst derjenige ist, der immer ihr aus dem Wege geht. Es scheint, als habe die Natur dem melancholischen Temperament den Keim zu den tiefsten und heiligsten Empfindungen vorbehalten.

Wehmüthig trauernd, in Thränen lächelnd, erhebt der Melancholiker sich über den Dunstkreis des Alltagslebens und sammelt in einem Gedankenblick jene unendliche Sehnsucht, die unserem Streben nach einem vollkommenen Dasein Flügel leiht. Es ist Melancholie, was in Christi Trauer über die Sünden der Menschen sich ausspricht; Melancholie ist es, was den grossen Dichter in seinen feierlichsten Augenblicken durchdringt, Melancholie ist es, was in der Religion bestärkt, was die Hoffnung vom Zeitlichen nach dem Ewigen hinüberleitet, und von der Gottheit und deren Verheissungen vertröstende Ahnungen uns einflösst. Selbe söhnt mit des Lebens Drangsalen uns aus und verwandelt den Tod, mit seinem blassen, schreckhaften Angesicht, zu einem milden Engel der Erlösung.

Wenn dieses Temperament von tiefen und reinen Gefühlen durchdrungen ist, und von einem klaren, unverworrenen, vorurtheilsfreien Geiste geleitet wird, dann werden in der Regel die edelsten, tiefsten Geister daraus hervorgehen.

Ein glückliches Gemisch des sanguinischen und des cholerischen Temperaments, fein zusammengehalten und unterstützt durch die Ruhe und Kraft des Phlegmatikers, ein solches wird sicherlich den Grundton des vollkommensten Charakters bilden helfen.

Die Durchschnittslinien des Profiles scheinen bei den verschiedenen Temperamenten zu sein: *a* perpendiculär beim cholerischen, *b* convex beim sanguinischen, *c* concav beim melancholischen und *d* wellenförmig beim phlegmatischen Temperament.



Aus dem Wenigen, das ich hier in kurzen und oberflächlichen Zügen von der Physiognomik habe darstellen können, dürfte zum Mindesten so viel hervorgehen, dass zur richtigen Auffassung und Anwendung dieser Wissenschaft gewisse eigene und selbständige Dispositionen unerlässlich sind. Für einen Jeden, den die Natur nicht mit offenen Augen und Sympathie für ihre Wahrheiten begabte, wird selbe immer ein unzugängliches und unfruchtbares Mysterium bleiben, dessen Bedeutung und Nutzen er niemals zu fassen im Stande sein wird. Man kann Solche darum nicht genug vor dem Betreten oder der Benutzung eines Weges warnen, auf dem sie, sich und Anderen zum Schaden, ohne Zweifel werden sich verlaufen müssen. Wer im Umgang mit Menschen entweder niemals ein natürliches Gefühl des Angezogen- oder Abgestossenwerdens empfunden, wer bei einer ersten Begegnung mit Anderen nie so etwas wie eine gewisse, unerklärliche Regung empfunden hat oder wer von der unendlich nuancirten Mannigfaltigkeit der verschiedenen Physiognomien nicht sich afficirt fühlt, und nicht im Stande ist, von der milden und reizenden Form der Tugend, Schönheit und Unschuld gepackt und hingerissen zu werden, oder wen der rohe, plumpe und freche Ausdruck des Lasters nicht zurückstösst, wem Kopf und Herz angesichts der Abspiegelungen des Adels der Empfindungen, des Geistes und Geschmackes nicht warm werden, und wem die Erkenntniss nicht sich aufdrängt, dass körperliche und moralische Schönheit in gegenseitiger Harmonie stehen, oder wer nicht einräumen kann oder will, dass oft ein anscheinend hässliches Aeussere eine tiefe, einnehmende, bedeutungsvolle Anmuth bergen kann: der ist, behaupte ich, physiognomisch blind und ohne jede physiognomische Ader, und hat auf einschlägigen Gebieten nichts zu suchen. Ein solcher wird eben es niemals fertig bringen, die Bedeutung der Physiognomik zu fassen, wird niemals deren unendlichen Nutzen herausfühlen oder begreifen können.

Diese Blindheit und Unempfänglichkeit, diese physio-

gnomisch stumpfen Augen und tauben Ohren, wie solche unstreitig bei nicht wenig Menschen sich finden, Mängel wie diese stehen freilich zu dem gesammten sonstigen physischen und geistigen Streben und Erkennen eines jeden Vernunftwesens eigentlich in einem wunderlichen Widerspruch. Es ist in unserer menschlichen Natur ja doch ein für alle Mal jener Instinct vorhanden, der mit jedwedem Gegenstand, der in das Bereich unserer Sinne gelangt, in physiognomischen Rapport uns setzt; bewusst oder unbewusst suchen wir überall aus den äusseren Erscheinungen der Gegenstände gewisse Schlüsse zu ziehen, um durch dieselben über deren inneren Werth und deren innere Bedeutung uns klar zu werden. Ein jeder Mensch beweist das an sich tagtäglich; es bestimmt der Erdensohn sein Urtheil jeden Augenblick nach dem Aussehen der Dinge, nach deren Form und Farbe, deren Oberfläche und Grösse. In jedem der menschlichen Schlüsse und Urtheile, Bestrebungen und Handlungen, in Furcht und Hoffnung des Menschen können wir von dieser Thatsache fortwährend uns überzeugen. Ja, von der Wiege bis ins Grab, durch alle Stände und Altersstufen, durch alle Nationen, von dem ersten Menschen, der das Licht der Welt erblickt, bis zu dem letzten, den der Tod ereilt, vom elendesten physischen oder moralischen Krüppel bis zum erhabensten Weisen, wird die Physiognomik immerdar jene unerlässliche, unmittelbare Basis abgeben und abgeben müssen, von der alle Erkenntniss auszugehen, von der alle menschliche Weisheit ihre Nahrung zu entlehnen haben wird. Wir dürfen darum bei unseren physiognomischen Bestrebungen keinen einzigen Gegenstand in der Natur als bedeutungslos ansehen, geringachten oder übersehen... In jedem, noch so unbedeutenden Theilchen von Erzeugnissen der Natur werden wir ja die Spur Gottes und Stoff für unsere Forschungen finden. Ein jegliches Ding, es bildet für sich ein aufwärtsstrebendes Glied an jener grossen harmonischen Kette, welche gradweise zur höchsten Vollkommenheit sich emporwindet. Doch werden bereits Myriaden untergeordneter Geschöpfe und Gegenstände, vermöge ihrer um so viel ein-

facheren und unvollkommeneren Zusammensetzung, geeignet sein, uns zu physiognomischer Erkenntniss zu leiten, können dieselben unsere Bewunderung erregen, können wir allein schon aus ihren Formen und Ausdrucksweisen den Faden jenes grossen erhabenen Weisheitsgedankens herausfinden, der die gesammte Natur durchdringt, werden wir sowohl aus ihrer selbständigen Bedeutung wie aus ihrem gegenseitigen harmonischen Anschluss an einander für unsere physiognomische Ueberzeugung an Kraft gewinnen: um wie viel wird dann nicht jenes Wesen, in welchem der Schöpfer seine gesammte Weltliebe zusammengedrängt zu haben scheint, in dessen Bilde man gleich wie in einem Focus alle jene Vollkommenheitsstrahlen, welche in dem übrigen Weltcyclus in unzähligen Theilversuchen hervortreten, gesammelt vor sich sieht, und an den die gesammte Reihe der Geschöpfe sich wie ein einleitender und erklärender Appendix anzulehnen scheint, ein würdiger, unendlicher und unerschöpflicher Gegenstand unserer Forschungen und Beobachtungen werden. Nichts trägt unter den übrigen Erzeugnissen der Schöpferhand auf deutlichere und würdigere Weise das Gepräge der Gottheit an sich, enthält ein tieferes und schwerer lösbares Räthsel, nichts leitet an und durch uns selbst uns sicherer zur Erkenntniss der Bedeutung des Lebens und zum Streben nach der Ewigkeit.

Ehe ich schliesse, möge es mir noch gestattet sein, ein paar Worte beizufügen, welche streng genommen wohl nicht ganz in das Bereich der Physiognomik gehören, die jedoch, weil unmittelbar aus physiognomischen Beobachtungen sich herschreibend, möglicherweise nicht ohne einschlägiges Interesse sein dürften.

Es scheint, als trage der Mensch zu gleicher Zeit den Keim zum Schlechtesten wie den zum Erhabensten in sich, das die Erde aufweist. Wir tragen den Keim des Guten wie den des Bösen in uns. So wie der Mensch auf der einen Seite seinen Gedanken und Bestrebungen die Flügel der Engel an-

zuheften vermag, so kann er andererseits wieder wegen der nämlichen Fähigkeiten und Neigungen tief unter das Thier versinken und gerade in Folge der höchsten Potenz derselben, zu Handlungen sich hinreissen lassen, zu denen dieses selbst in seinem wildesten Zustand niemals fähig sein würde. Es stehen beim Menschen seine Fähigkeiten zum Guten in directem Verhältniss zu dessen Fähigkeiten zum Schlechten*). Es beruht auf dem freien Willen, auf dem Gewissen, der Erziehung oder den äusseren Einflüssen, ob das Pfund, das die Natur in uns versenkte, in den Dienst des Guten oder in den des Schlechten treten soll. Darum werden auch nur die von Natur aus wirklich geistesgrossen Menschen, diese Hochbegabten oder Hochbetrauten, es fertig bringen, je nach den Umständen die Antipoden des Guten oder des Schlechten zu berühren.

Nicht selten finden wir, dass bei gewissen Menschen ausgezeichnete Eigenschaften und Anlagen tief in ihrem Inneren verborgen liegen können, von Anderen entweder missverstanden oder nicht bemerkt; durch schlechte Leitung, ungünstige Um-

---

*) Gleichwie unser physisches Wesen in sich selbst die Fähigkeit zu tragen scheint, jedem Phänomen der Aussenwelt entgegen zu treten oder es aufzunehmen, so dass wir vermöge dieser Sympathie nicht allein in den Stand gesetzt sind, nach und nach uns unter jedem Himmelsstrich einzuleben, sondern dass wir sogar bei normaler Constitution es fertig bringen, selbst die gefährlichsten Stoffe zu absorbiren, auf dieselbe Weise scheint unser Seelisches, scheinen unsere Organe, unsere Fähigkeiten und Anlagen aus sich selbst heraus jene Widerstandskraft zu entwickeln, welche, beherrscht durch unseren Geist und unseren Willen, dieselbe in ihren Ausschweifungen zügeln soll, und selbst aus unseren niedrigsten sinnlichsten Anlagen und Neigungen Nutzen und Früchte zu ernten. Es giebt nichts in der Welt und am allerwenigsten in unseren geistigen Fähigkeiten, das nicht zu einem guten und nützlichen Zweck geschaffen wäre; es würde auch mit der Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers nur schlecht sich zusammenreimen lassen, sollte er ursprünglich uns mit Trieben und Neigungen bedacht haben, welche stärker wären, als unsere Widerstandskraft oder denen eine schlechte und störende Tendenz innewohnte.

stände oder Fehlgriffe können dieselben oft zurückgedrängt, verschüchtert werden oder anscheinend eingeschlummert sein, so dass das streng richtende, oberflächliche Auge bei ihnen dann nichts anderes zu entdecken glaubt, als ein unfruchtbares, taubes und hoffnungsleeres Innere, in dem nur eitel Schlechtigkeit, Oede und Verwirrung haust. Während hier indessen die verkannte und verkrüppelte Seele, in dem Gefühl und dem Bewusstsein ihrer höheren Bestimmung ihre schwachen, unversuchten Schwingen bisweilen auszubreiten strebte, um über ihren gedrückten und erniedrigten Zustand nach jenem Standpunkt aufzusteigen, zu welchem eine tiefere Stimme selbe vergebens zu erheben suchte, wurden die ihr innewohnenden herrlichen Keime, die um zu sprossen und Früchte zu tragen, nur brauchten bemerkt und von einer liebevollen und leitenden Hand gehegt und unterstützt zu werden, durch die unsanfte, schonungslose Berührung der Welt, unverstanden und übersehen, nach und nach mehr und mehr in sich selbst zurückgedrängt, und entarteten alsdann entweder oder schlummerten ein. Ohne Hoffnung oder Zutrauen auf sich selbst, zu schwach und muthlos, um ohne Stütze ihr gesenktes, gedemüthigtes Haupt zu erheben, gebrach es ihnen an Kraft, den Kampf gegen das Ungemach des Lebens und dessen Versuchungen zu bestehen. „Wie die Lilie auf ihrem geknickten Stengel musste ihre Blume dahin welken, da selbe der Nahrung und Stütze beraubt ward.“

Solche Eigenschaften können sogar in unserem eigenen Inneren, uns unbewusst, oder von uns selbst unentdeckt, vorhanden sein. Die gegen Natur und Gefühl so oft vollkommen streitende, von den Umständen leider erzwungene Richtung, welche der Mensch dann bisweilen mit Nothwendigkeit nehmen wird, lässt es niemals zu, dass diese seine, entweder schlummernden oder etwa nur geahnten, höheren Kräfte jenen Anklang finden, der dieselben doch vorwärts bringen sollte, oder es gebricht ihrem besseren Ich, das unter der erstickenden Decke der Sinne und Leidenschaften gefangen lag, der wohlthuenden Lüftung, und des nährenden Holzes, das den

unter der Asche glimmenden Funken dazu bringen sollte, in wärmende, läuternde Flammen auszubrechen.

Ich glaube hinsichtlich eines im Entwicklungsprocess des Menschenlebens sehr bedeutungsvollen Punktes eine physiognomische Bemerkung gemacht zu haben, die nicht nur zu dem eben Angeführten in ziemlich naher Beziehung steht, sondern zugleich auch wegen ihrer tiefgreifenden Bedeutung unzweifelhaft auf unsere Aufmerksamkeit füglich Anspruch machen und zu eingehenderem Nachdenken Anlass geben dürfte. Dieser Punkt betrifft nämlich die wichtige Entwickelungsperiode, wie selbe in der Jugend des Lebens eintritt, und deren günstige oder nicht glückliche Lösung den Keim zu so unberechenbar vielem Guten oder Bösen enthält, eine Periode, welche den Schlüssel zu jener Selbstbeschauung uns in die Hand drückt, womit wir die Erkenntniss der höheren Bedeutung des Lebens uns erschliessen und unsere Augen den Mysterien desselben öffnen sollen. Es ist das der heilige, aber auch gefährliche Augenblick in unserem Dasein, den ich damit meine, der Augenblick, wo der Mensch, entweder erprobt und geläutert, siegreich und sehend in das Leben eingeführt werden soll, oder wo er willen- oder gedankenlos, ohne Kampf, schwach und geblendet, seinen Weg weiter eilt, um befleckt, zerschlagen und zerknirscht entweder mit Schrecken aufzuwachen oder, sich selbst verlierend, als Auswurf der Menschheit, in das allgemeine Elend zu versinken. Es fällt dieser Zeitpunkt mit jener Lebensperiode zusammen, wo der Jüngling sich als Mann zu fühlen beginnt oder wo das Weib zum ersten Male die Geheimnisse des Lebens ahnt, wo man, wie Herkules am Scheidewege, mit zwei Gegensätzen fertig werden soll und wo im Kampfe der Leidenschaften mit der Vernunft die Kraft der Selbstbestimmung über den Sieg entscheiden soll, oder wo der erste Funke von Sünde uns deutlich zwischen Gut oder Böse unterscheiden lässt, und durch unser erwecktes Innere uns über gegenseitige Bedeutung beider Extreme zu klarerem Bewusstsein bringt, wo wir zum ersten Male mit einer gewissen Wehmuth den Werth der

Unschuld erkennen und tief die traurige Nothwendigkeit empfinden, gegen das Böse anzukämpfen, damit das Gute in uns bewahrt bleibe, — daselbst stellt, so will es mir scheinen, stets ein Moment sich ein, das nach Entwickelung und Umständen auf das ganze künftige Leben des Menschen den bedeutungsvollsten, entscheidendsten Einfluss hat, ein Augenblick, der als um so wichtiger sich erweist, als derselbe in einem Alter sich einstellt, wo jedweder Eindruck, des Guten wie des Bösen, im Herzen noch, wie der Finger im Wachs, sich eindrückt und daselbst die unverkennbarsten Spuren hinterlässt, und worin zwar der Instinct, doch nur selten die Erfahrung und der Verstand, die Rolle der leitenden Schwester spielen wird. Wohl steht das in das Menschenherz versenkte innere Gefühl, die innere Stimme, als unser warnender Engel uns zur Seite; wo ungünstige Umstände jedoch oder schlechte Leitung einmal Einfluss gewonnen oder solchen sucht, da werden die Bestrebungen des Verführers nie unglücklichere Früchte zeitigen als hier. Auch wird dieser Uebergang von der Unmittelbarkeit zur Reflexion, dieses „Lebewohl", das dann dem Blüthenalter des Lebens tönt, wo die sorgenfreien, unschuldigen Freuden der Jugend, ihre ungetheilten, unmittelbaren Genüsse vor dem Ernst des Lebens und dessen bitteren Erfahrungen weichen müssen, in der Seele nicht nur eine gewisse Gährung einleiten, die gleichsam revoltirend den Charakter basiren zu wollen scheint, sondern es wird selbe auch im Körper ihre ganz bestimmten Spuren hinterlassen; der ruhige, harmonische Accord der Gesichtszüge, ihr offener, lebendiger, sorgenfreier und glückseliger Ausdruck, scheint dann für eine gewisse Zeit gleichsam gestört zu werden, ja oft vollkommen zu verschwinden und in der Physiognomie dafür einen gewissen Ausdruck der Traurigkeit, einen Abglanz wehmüthiger Sehnsucht zu hinterlassen, — eine Wandlung, die im Allgemeinen jedoch nach einer glücklich überstandenen Krisis wieder sich ausgleicht, um eine geläuterte, edle,

ausgesprochenere Form in reinerer Harmonie wie zuvor alsdann hervortreten zu lassen. Nur sehr Wenige scheinen das Feierliche und die Bedeutung dieser Periode zu fassen, und noch Wenigere überhaupt im Stande zu sein, durch eine vernünftige Leitung dem Kinde und Jünglinge durch deren hervorspriessende Ideen und Begriffe bis zu dem Falle dieses bewussten, vor den Tiefen der Seele schwebenden Schleiers zu folgen. Unzählig Viele behandeln dies Stadium mit einer unverantwortlichen Indolenz, und leider liefert deren schiefe, kurzsichtige und oberflächliche Beurtheilung des jugendlichen Charakters und der billigen Anforderungen der Jugend nur allzuviele Beispiele davon, dass dieser Mangel an Fähigkeit und Empfänglichkeit, dem Kinde und dem Jünglinge während seiner Entwickelung zu folgen, an den späteren Verirrungen und der nachherigen verkehrten Lebensrichtung so manchen, herrlichen tiefen, aber heftig empfindenden Gemüthes nicht wenig Schuld hatte.

— — Ich möchte ferner mir noch gestatten, anlässlich eines anscheinenden physiognomischen Widerspruches, der auf die Zuverlässigkeit der Physiognomik vielleicht gar einen unvortheilhaften Schatten werfen könnte, der bei genauerer Erwägung jedoch zweifelsohne sich von selber beantworten dürfte, noch ein paar Worte zu verlieren. Man hat nämlich einwenden wollen: „Lasterhafte Menschen, ja selbst arge Verbrecher verbärgen sich nicht selten unter glatten, anscheinend ruhigen und unschuldigen Gesichtszügen, während scharfe, gefurchte, ernste und abstossende Lineamente oft Gedanken und Empfindungen der edelsten Art verdeckten."

So wie nichts in der Welt ohne Kampf besteht, eine jegliche Lebensäusserung aber nur aus ihrem eigenen Gegensatz hervorgeht, und da in der Natur Alles miteinander im Zustande des Todes verharren müsste, suchte nicht das Incitirende ihrer Negationsversuche seine eigene Versöhnung auszukämpfen, so wird auch das Positive, das selbstbewusste Gute, in und mit dem Kampfe gegen das Böse sowohl seine

Negation wie seine schöne und nothwendige Realität finden. Das Gesicht stellt sonach sich als der nächstliegende, deutlichste äussere Wahlplatz dar, auf dem die Regungen des Inneren in ihren dasselbe durchfurchenden, verstörenden oder versöhnenden Wirkungen allemal ihre deutlich sichtbaren Spuren darauf zurücklassen; es werden diese immerdar zur Grösse des geistigen und moralischen Kampfes, den die Seele auszufechten hatte, alsdann in ganz directem Verhältniss stehen.

Bei nicht gar wenigen Menschen spielt die Stimme des Gewissens nur eine ziemlich untergeordnete Rolle; es kann selbe bei Einzelnen sogar soweit zurückgedrängt sein, dass deren Laute, selbst bei ihren schwärzesten, ruchlosesten Thaten, gar nicht mehr ertönen. Bei Anderen wieder macht diese Stimme als ein nur immer kopfschüttelnd kritisirender Bruder bei ihren Versuchungen, in ihren Zweifeln, ja selbst bei ihren unschuldigsten Handlungen sich geltend. Die Bedeutung der Sünde ist also für beiderlei Individuen eine sehr relativer Auffassung unterworfene, und zwar eben ganz nach Massgabe des Gefühles für „Gewissen“, womit der Einzelne dieselbe ansieht. Zwei Individuen mögen gleich grosse böse Neigungen haben, die Feinheit ihrer moralischen Gefühle kann dabei jedoch immerhin eine höchst verschiedene sein. Weil darum jede innere Erregung einen Kampf mit sich führt, und ein jeder solche Kampf auch äusserlich gewisse Spuren hinterlässt, so ist es klar, dass bei demjenigen Individuum, dessen Gewissen zu den ihm innewohnenden bösen Neigungen willig und leicht in Opposition sich stellt, das Gesicht dann unausbleiblich Eindrücke dieses Kampfes zeigen, und mit den Malen des Grübelns und der Reue sich durchfurchen wird; ein Umstand, woraus ich dann wieder glaube, folgern zu müssen, dass man sehr leicht Verbrecher wird antreffen können, welche glatte, anscheinend unschuldige Gesichtszüge zur Schau tragen, während die Lineamente edler Menschen sehr oft von scharfen, ernsten, abstossenden Zügen werden durchfurcht

sein können. Es erreichte eben auch kein noch so edler Mensch seine moralische Selbstbeherrschung, seine contemplative Seelenruhe etwa auf anderem Wege als auf dem des Kampfes mit sich selbst.

Würde man nach dieser Ueberzeugung sich das Bild des absoluten Schurken denken, dann müsste dasselbe nothwendiger Weise in einem glatten Gesicht mit absolut ruhigen und unleidenschaftlichen Zügen sich uns darstellen.

Wie oft wird leider nicht der denkende Künstler gegen seine eigene Ueberzeugung genöthigt, den Schurken mit jenen grellen, abscheulichen Zügen zu malen, wie wir dieselben so oft, besonders auf dem Theater, dargestellt sehen, — nur um seinem grossen, gedankenlosen, ästhetisch nicht erzogenen Publikum sich anschaulich und verständlich zu machen, und wie falsch ist dann nicht ein solches Bild. Ich möchte doch wohl wissen, ob irgend Jemand wirklich sich verführen lassen würde, wenn der Satan mit Horn und Bocksfüssen sich ihm präsentirte. Es muss dem Bösen, dem Versucher unbedingt etwas zum mindesten relativ Lockendes und Verführendes eigen sein, soll er es überhaupt vermögen, zum Betreten der Strasse des Lasters, gegen das wir ja schon durch unser Gewissen mit einem natürlichen Schilde gewappnet sind, uns zu verleiten.

Oft hat man, und dann in nicht weniger irrthümlicher Weise, es rügen wollen, dass der oder jener Künstler bisweilen gewisse Charaktere, so namentlich den des Judas mit zu scharfen und abschreckenden Zügen dargestellt habe; man war da der Meinung, unter einem solchen Aeusseren sich einen Jünger Christi nicht wohl denken zu können; gerade hier aber ist, denke ich, der Künstler in seinem vollen Rechte. Wenn man nämlich voraussetzt, dass der complette Schurke ganz ruhige, unleidenschaftliche Züge hat, dann wird man auch es einsehen, dass das Bild eines solchen auf einen Judas, bei seinen ebenso mächtigen guten wie schlechten Neigungen, einem Menschen, bei dem der Kampf zwischen

dem Guten und dem Bösen in seinem Innern beständig stark auflodern musste, gar nicht passen konnte. Hält man die Thatsachen gegeneinander, dass Christus einerseits Judas so qualificirt, so hochbegabt fand, dass er ihn für würdig erachtete, unter seine Auserwählten aufgenommen zu werden, während dieser andererseits seinem Meister damit lohnte, dass er ihn verrieth, so wird man nunmehr es wohl begreiflich finden, dass bei einem solchen Individuum, zwischen seinen schlechten Neigungen und den besseren Eigenschaften, die ihn beseelten, eine mächtige Gährung, ein tiefer und furchtbarer Kampf stattgefunden haben muss, — jener Kampf, dessen unmittelbaren äusserlichen Wahlplatz wir in den Lineamenten des Gesichtes wiederfinden; die Wirkungen mussten auf diesem als um so verstörender sich äussern, als der geführte Kampf ein tiefer und bedeutungsvoller war.

Setzen wir also voraus, dass Gleichgewicht des Sinnes Ruhe der Lineamente bedingt, und umgekehrt, so wird dadurch ebenfalls ein bislang sonst ziemlich schwieriges Räthsel seine Lösung finden können; wir werden alsdann nämlich uns die Widersprüche zu erklären vermögen, wie solche zwischen der sattsam bekannten Hässlichkeit, welche die Physiognomie des Sokrates in Form und Ausdruck charakterisirte, und zwischen den unzweifelhaft grossen moralischen Eigenschaften obwalten, die ihm eigen waren. Der Schädel des Sokrates erweist nämlich an der obersten Partie der Stirn: stark entwickelte Reflexion, starke moralische Fähigkeiten an deren sehr entwickelten obersten Wölbung, und, an Grösse und Form des Nackens und des Hinterkopfes: bedeutende thierische Neigungen. Die Physiognomie aber verräth um den Mund und auf den dicken Lippen ein ziemliches Mass von Sinnlichkeit, — Tiefsinn im Blick des Auges und eine unerschütterliche Willenskraft, womit solche aus der Form der Nase, an den Stellen zwischen den Augenbrauen erhellt. Wenn die thierischen Neigungen, als die primitivsten, diejenigen sind, welche stets zuerst sich geltend machen, mussten dieselben hier bei ihrer grossen Stärke auf

Sokrates' Jugend einen ziemlich überwiegenden Einfluss gewonnen haben, ehe seine moralischen und intellectuellen Eigenschaften zum Durchbruch und zum Bewusstsein gelangen konnten; es musste, als letzteres eintrat, bei ihm unbedingt also ein um so heftigerer Kampf entbrannt sein, als der Gegensatz zwischen den streitenden Kräften ein grosser und mächtiger war, und obschon hierbei die edlen Kräfte den Sieg gewannen, musste doch der Wahlplatz, worauf der Kampf wesentlich zum Austrage kam, nämlich die Physiognomie, schliesslich ziemlich erkleckliche Spuren desselben davontragen. Wenn Sokrates sonach in diesem seinen geistigen Kampfe, in umgekehrter Weise, wie Judas, sich als siegreich im Guten bewährte, während dieser dem Bösen schliesslich unterlag, so bedingte beider Kampf doch immerhin ein ganz ähnliches physiognomisches Resultat: Gestörtheit und abstossendes Wesen in Form und Ausdruck der Physiognomie. Wenn der Sturmwind über die Erde saust, so erfrischt er bisweilen wohl die Luft, immer aber lässt er dann an den Gegenständen, die sein Hauch berührte, seine verheerenden Spuren zurück.

In Allem, was das Leben bringt, berühren die Gegensätze einander, und gerade darum müsste Sataniel, könnten wir ihn personificiren, nothwendigerweise mit eben so ruhigen und leidenschaftslosen Zügen sich darstellen, wie die Erzengel. Das stille Gewässer spiegelt in gleicher Schöne des Himmels Blau auf seiner Oberfläche ab, einerlei ob es Schlamm oder giftiges Gewürm, oder ob es den reinen Boden deckt. Nur dadurch, dass wir das Gewässer durchschauen, wird es uns klar werden, was es eigentlich in sich birgt.

Während unsere Fähigkeiten und Eigenschaften in ihrem Keime uns rein und unangetastet, doch von ungleicher Intensität aus der Hand der Natur verliehen werden, gerathen dieselben nach und nach ins Anwachsen oder in Abnahme, je nachdem entweder ihre ursprüngliche erhaltende Kraft, das Gewissen und die Erziehung auf der einen Seite, oder die Schwäche,

schlechte Leitung und ungünstige Umstände auf der anderen sich geltend machen.*)

Es lässt angesichts der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, die ja nichts erschafft, als was schön und vollkommen ist, entschieden kein Mensch in seinem primitiven Keime sich anders denken als rein und gut, — das Böse ruht sozusagen in dem Guten, und ersteht nur durch Missbrauch, als dessen Gegensatz. Ich glaube, diese Wahrheit lässt durch alle Stadien des Lebens sich verfolgen. Die nämlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, welche von Haus aus dazu bestimmt waren, uns nach dem Himmel empor zu leiten, sind auch die, welche durch Schwäche und Missbrauch uns nach der Hölle führen. Es hüpft das Kind auf blumiger Au, sorglos, ohne Reflexion, jubelnd und froh in das Leben hinein,

---

*) Dass Erziehung und äussere Umstände auf Entwickelung unserer Fähigkeiten und Anlagen einen wesentlichen und bedeutungsvollen Einfluss ausüben, dürfte wohl Keinem einfallen zu bezweifeln. Wenn man jedoch, wie z. B. der bekannte Gelehrte Helvetius und viele Andere mit ihm, darin so weit geht, zu behaupten: „die Fähigkeiten verdankten ihre Stärke und Natur einzig der Erziehung, und es würden alle Menschen mit gleich grossen Dispositionen geboren“, so glaube ich denn doch, mit wohl vielen Anderen, dass man hier der Kunst zu viel und der Natur zu wenig beilegt. Die Erziehung ist für den Menschen entschieden das, was der Gärtner für eine Pflanze; dieser kann selbe wohl hegen und pflegen, sie beschneiden, stützen und veredeln, doch werden selbst seine eifrigsten Bestrebungen es nimmermehr dahin bringen, dass die eine Pflanze in Natur und Charakter oder gar in Blume und Frucht zu einer ganz anderen sich umgestaltet. Und wenn auch der geschickteste Gärtner sein ganzes Leben lang mit einem Kochapfelbaum sich abmühte, so würde er doch nimmer einen solchen daraus ziehen, der Gravensteiner Sorte trägt; das alte Sprichwort, das da aussagt, dass, was einmal zum Schilling geschlagen wurde, nimmer zu einem Thaler wird, besagt ja nichts anderes.

Das Pfund, das der Schöpfer in unser Inneres versenkte, ist hinsichtlich der Erziehung dem Edelstein vergleichbar, dem erst durch Schleifen rechter Glanz und rechte Bedeutung zu Theil wird; doch selbst, wenn man den sogenannten unechten Diamanten mit noch so schönen und künstlerischen Facetten schmückte, würde man es dadurch doch nimmer er-

doch der Verführer birgt sich da im Laube schon und verleitet die Sorglosigkeit und Lebensfreude zur Flüchtigkeit, Gleichgültigkeit und Indolenz. Die Lebensfülle des Jünglings, sein Lieben und seine Poesie erschafft ihm sein Rosenalter; im Dienste des Versuchers aber wird die Lebensfülle zur Ausschweifung, Liebe zur Sinnlichkeit, seine frischen, warmen, empfänglichen Gefühle zu wankelmüthigem, planlosem Leichtsinn. Kraft, Ernst und Willen ward dem Mann verliehen, damit er herrsche und regiere, damit er den Schwachen ein Schirm sei und Rath und Kräftigung den Wankenden zu Theil werden lasse, der Versucher aber verkehrt die Kraft in Uebermuth, den Willen in Stolz und herrisches Wesen. Die Erfahrung des Greises, seine Klugheit, sein Geistesfrieden und seine Resignation ist wie berufen, einen milden,

---

reichen, demselben das Spiel des echten Diamanten und dessen Werth und innere Natur beizubringen.

Der Keim zu fast Allem, was das Leben aufweist, ist ein schwaches und winziges Etwas. Was derselbe überhaupt in sich birgt, stellt erst bei und mit seiner späteren Entwickelung sich klar heraus. Allerdings ist es der Kunst vorbehalten, die Natur hier und da etwas zurecht zu stutzen und auszuschmücken, es möge selbe jedoch nie sich beikommen lassen, in ihrer Eitelkeit an die Stelle des Schöpfers treten zu wollen.

Diejenigen, welche obige Lehre predigten, oder blindlings dieser beipflichteten, müssen unstreitig den zahllosen Beweisen, welche die Natur gegen die Haltbarkeit derselben überall aufführt, niemals ihre Aufmerksamkeit praktisch zugewendet haben. Lasst einen Solchen doch nur einmal in einen häuslichen Kreis, wo viele Kinder sind, die alle derselben Ehe entstammten und alle mit der gleichen Sorgfalt und unter den nämlichen Bedingungen erzogen wurden, einen Blick werfen, er wird sicher es zu erfahren haben, dass hier die Eltern und namentlich die Mutter die gegenseitige gründliche Verschiedenheit der primitiven Natur und des ursprünglichen Charakters der einzelnen Kinder mit unzweifelhaften Argumenten ihm bezeugen wird. Es deutet die organische Natur in ihrer einfacheren, unvollkommeneren Zusammensetzug bereits zur Genüge die Beweise der in letzterem liegenden Behauptung an: selbst dem schärfsten Auge wird es nicht möglich sein, aus der Unzahl von Blättern, die ein Baum trägt, deren zwei zu entdecken, die einander völlig gleichen.

versöhnenden Schimmer, einen freundlichen, belebenden Sonnenstrahl über den Schnee des Winters auszugiessen und diesen verlockend und bedeutungsvoll werden zu lassen, der Versucher aber verdunkelt das Licht, erstarrt das Herz und verwandelt Klugheit, Wohlwollen und Nachsicht in kalte, gefühllose Berechnung, in Egoismus und Unbarmherzigkeit, in Argwohn, Stumpfsinn und Indifferenz.

Sollte es uns jemals gelingen, in der tiefen, verwickelten, geheimnissvollen Sprache, wie selbe die Physiognomik redet, höher hinan zu klimmen, könnten wir in dem Labyrinth dieses interessantesten, inhaltsreichsten, so vielversprechenden Theiles des gesammten menschlichen Wissens, den Faden der Ariadne finden, vermöchten wir es, den Zweifel zu zerstreuen und Alle für deren bedeutungsvolle und erhabene Wahrheiten empfänglich zu machen, wie von dem Dasein dieser zu überzeugen, dann würde damit ohne Zweifel uns die Pforte erschlossen sein, durch welche wir zu den bisher noch verborgenen, unleserlichen Tiefen der Menschennatur vordringen könnten, und die meisten Räthsel des Lebens würden lösbar werden. Freilich steht die Physiognomik in ihren strengen, rein wissenschaftlichen Anforderungen als ein unserem matten, kurzsichtigen Blicke unlösbares Problem da, zu hoch, um von unserem beschränkten menschlichen Verstande ganz erfasst zu werden. Als Wissenschaft lag selbe bislang so ziemlich begraben, und nur einzelne Funken blitzten bisweilen auf und entwickelten in der Zeiten Fülle sich als zwar flüchtige, doch immerhin schöne und bedeutungsvolle wissenschaftliche Winke; und zwar eben nur als solche, nur höchstens etwa als Fragmente oder „Materialien“ dürfen wir in unserem engen, beschränkten irdischen Gesichtskreise es wagen, unsere einschlägigen Beobachtungen zu sammeln und wissenschaftlich zu behandeln. Als geistreichstes Eigenthum des Genius ragt

selbe über alle Zeit hinaus und erst in der Ewigkeit und deren Klarheit werden wir es fassen können, was wir hienieden noch bezweifelten oder nur ahnten. Klarsehenden höheren Wesen ist es, in ihrem vollkommeneren Dasein, alsdann erst vorbehalten, die Heiligkeit und Bedeutung einer Wissenschaft zur Evidenz zu durchdringen und einzusehen, einer Wissenschaft, deren Geist in Gott ruht und deren Form die Natur ist;

— denn erst —

Wenn vor des Lebens Räthseln sinkt der letzte Schleier,
Der Geist vor Gott verklärt, erleuchtet schwebt.

Zweiter Theil.

Vorwort.

Es ist die Aufgabe, jene vollkommene innere psychologische Uebereinstimmung, welche zwischen dem Menschen einerseits und dem Thiere andererseits hinsichtlich der augenscheinlichen äusseren Aehnlichkeit beider Theile besteht, auf eine wissenschaftlich begründete Weise zu bezeichnen und zu beweisen, nicht allein eine an sich selbst schon so schwierige und vielsagende, sondern zudem auch eine so neue oder wenigstens doch eine solche, welche bislang nur eine so wenig gründliche und eine so spärliche Behandlung erfahren hat, dass ich allein darin schon eine Entschuldigung für das entschieden Unvollkommene und Unbefriedigende dieses meines ersten oberflächlichen Versuches erblicken möchte. Ich fühlte unter dem Fortschreiten der Arbeit von den Schwierigkeiten, die in besagter Aufgabe liegen, mich oft genug überwältigt, und schreckte nicht selten ganz davor zurück; den Muth zu deren Fortsetzung fand ich denn nur etwa in der Ueberzeugung, dass, bei dem Interesse, welches dies Thema eben an und für sich in so unendlichem Masse zu erwecken geeignet ist, selbst das winzigste Scherflein, das zur Beleuchtung des einschlägigen Gebietes beitragen will, entschieden dazu angethan sein wird, Theilnahme und Aufmerksamkeit allseitig wachzurufen.

Die Quellen, aus denen hierüber ein systematisch geordneter Gedankengang uns zufliesst, sind bislang als äusserst

spärliche zu bezeichnen: dieselben waren mir leider so gut wie ganz unbenutzbar. Ich sah darum nur immer auf jenen einzigen, zwar überreichen und unerschöpflichen, doch, wie das ein Jeder weiss, immerhin so schwierig zugänglichen Gedankengang, auf denjenigen, den Erfahrung und Natur zu lehren vermag, mich angewiesen. Zieht man zudem in Betracht, dass auf der Mehrzahl der einschlägigen Gebiete der Weg der Untersuchung ein noch ungebahnter und unbetretener ist, und dass es bei den verfügbaren Mitteln und vorliegenden Umständen jedenfalls eine so sehr beschwerliche Sache ist, diesen beizukommen, so wird man, dies wage ich wenigstens zu hoffen, bei der Beurtheilung des mir erreichbar gewesenen Resultates billiger Weise wohl Solches nicht ganz ausser Acht lassen.

Unter den Wenigen, welche von einem selbständigen wissenschaftlichen Standpunkt aus es versuchten, besagten Weg zu betreten, finden wir im Alterthum vornehmlich den Griechen Aristoteles und im Mittelalter den Neapolitaner della Porta; Beiden scheint indessen kein anderes Ziel vor Augen geschwebt zu haben, als Bezeichnung der zwischen Mensch und Thier zu beobachtenden äusseren Aehnlichkeitsparallelen. Ich wage mich einen Schritt weiter, indem ich es hier versuche, die vollkommene Uebereinstimmung darzuthun, die auch hinsichtlich der inneren Aehnlichkeiten stattfindet. Ich nahm es mir nämlich vor, zu gleicher Zeit die Abbildung eines bestimmten Thieres zu bringen und dieser dann die Abbildung eines demselben verwandten und ähnlichen Menschen gegenüberzustellen; dazu lieferte ich bei dem betreffenden Thiere noch eine der Naturgeschichte desselben entnommene Charakteristik, und gab ebenso auch von dem Menschen eine solche Charakteristik, wie selbe der Natur und Lebensweise desselben entsprach. Gar viele dieser menschlichen Beispiele, welche ich mir zu verschaffen vermocht hatte, sind historische Persönlichkeiten; nur da, wo an solchen gebrach, musste ich mit Menschen aus dem Alltagsleben mich behelfen. Es dürfte, wo

solche Bedingungen aufgestellt sind, kaum schwer fallen, ein entscheidendes Urtheil daraus zu entnehmen. Indem ich indessen die Hoffnung hege, dass das Resultat der von mir erbrachten naturhistorischen und biographischen vergleichenden Zusammenstellungen ein ebenso instructives, als die Abbildungen anschaulich und in die Augen fallend, bezeichnend sein mögen, wollte ich den verständigen Leser doch noch bitten, es dabei nicht aus den Augen zu verlieren, dass das Thier immer Thier ist und bleibt, während der Mensch eben stets Mensch bleibt, oder dass, wie sehr beide Theile anscheinend einander auch sich nähern mögen, solches doch nimmermehr die beiderseitigen, besonderen Eigenthümlichkeiten gänzlich wird verwischen können, Eigenthümlichkeiten, wie solche eben dieselben als zwei bestimmt von einander getrennte Geschlechter charakterisiren. Es ist die von mir angestrebte Aehnlichkeit zwar nicht überall eine gleichmässig in die Augen fallende, ja oft wird selbe an mehreren einzelnen Theilen der betreffenden Physiognomie nicht einmal vollkommen klar, durchgehend oder darin nachweisbar sein; immerhin jedoch werden wir dieselbe schliesslich in Form und Ausdruck der Augen in keinem Punkte vermissen.

Man wird in Vorstehendem, wie ich leider es einräumen muss, ganz abgesehen von allgemeinen Unvollkommenheiten, auf welche man sicher dabei stossen wird, und welche eben der Beschränktheit der dazu eigentlich erforderlichen Mittel und Fähigkeiten entstammen, mit Recht Verschiedentliches vermissen, das vor so vielem Anderen füglich wohl hätte mit in Betracht gezogen werden sollen, doch möchte ich dabei nun auch darauf aufmerksam machen, dass ich mir es ein für alle Male als Regel habe gelten lassen, nichts Anderes, und nicht mehr zu bringen, als was entweder von meiner unmittelbaren Erfahrung ausging, oder daraus floss, was ich von Aussagen Anderer ohne Bedenken in meine eigene Ueberzeugung aufnehmen konnte; was in das Bereich dessen gehört, stellt sich darum selbstverständlich als das für die meiner Arbeit zu setzen gewesenen willkürlichen Grenzen schliesslich am meisten den Ausschlag Gebende.

Ich habe, wie man sieht, mich daran gewagt, eine Richtung einzuschlagen, welche von der meiner Vorgänger einigermassen abweicht; es geschah das nicht allein in dem Glauben, dass die Wahrheit, deren Ausstrahlungen für den Menschengeist ja in so unendlich mannigfaltigen Verzweigungen zu Tage treten, auch in nicht minder mannigfaltigen Richtungen uns zugänglich sein wird, sondern zugleich auch weil, wie ich denke, das kleine Licht, bei dessen Scheine ich in Vorstehendem es versuchte, mich weiter zu bringen, ein zwar weniger blendendes ist, doch immerhin vielleicht ein desto mehr orientirendes sein dürfte.

Einleitung.

Der bekannte, von Diogenes nachher ironisirte Satz des Plato, wonach „der Mensch ein zweibeiniges Thier ohne Federn ist“, dieser Ausspruch ist in so weit wohl wahr, als der Mensch kraft seiner Naturbedürfnisse und sinnlichen Regungen an die Erde gebunden und von dieser abhängig ist, so lange er seiner irdischen Hülle noch bedarf. Während der Mensch jedoch auf die Erde sich stüzt, weist er in seiner aufrechten Haltung zugleich auch schon nach dem Himmel und symbolisirt damit jene Doppelwesenheit, woraus er gebildet ist, aus dem Wesen des Thieres nämlich, mit welchem wir Triebe und Neigungen gemein haben, und der Art des Menschen, der seine geistigen Kräfte und Neigungen als Monopol in sich trägt. Es offenbart der Mensch darum Eigenthümlichkeiten, von denen wir beim Thiere keinerlei Spur sehen, als da sind: Abstraction, Gefühl für das Obersinnliche, Religiosität, Sinn für das Schöne, Sittlichkeitsgefühl, Selbstbewusstsein u. A. m., und dennoch verräth er dabei ebenso wieder eine so unzweifelhafte Verwandtschaft mit diesem, dass man solche sogar bei einem jeden Menschen in Augenblicken der Erregung nachzuweisen im Stande sein wird, während dieselbe, in Form und Ausdruck wie festgewachsen, beständig, selbst in ruhigen Momenten, vorzugsweise denjenigen charakterisiren wird,

bei welchem die rein menschlichen Eigenschaften die Herrschaft über die thierischen Triebe und Neigungen verloren haben.

Der Mensch empfing, wie wir wissen, aus der Hand der Natur das Rüstzeug intellectueller Kräfte, moralischer Eigenschaften und thierischer Triebe, Gaben, die ursprünglich zu einander in einem gegenseitigen Gleichgewichtsverhältniss stehen. Wo dieses Gleichgewicht aufhört, wo die eine Gruppe von Eigenschaften die andere gleichsam überflügelt, oder der gegenseitigen gleichmässigen harmonischen Entwickelung und Wirksamkeit die Bahn versperrt, dort werden und müssen die Male dieses Mangels, so wie solches im Inneren der Fall, auch dem Aeusseren sich aufdrücken. Sehen wir z. B. irgend wo die Intelligenz vor der Moral oder den Trieben sehr überwiegend sich entwickeln, dort wird der Charakter und der äussere Ausdruck eben einen hervorstechenden Anstrich von Kälte, Gefühllosigkeit und Berechnung zeigen; da wo die moralischen Eigenschaften zu stark vorherrschen, wird der Betreffende entschieden durch Aengstlichkeit, Wankelmuth und Zweifel, oft auch durch Schwärmerei oder Fanatismus, durch unbestimmte, verwirrte, fixe Ideen, ja bisweilen sogar durch Wahnwitz sich charakterisiren. Bei denjenigen, wo die instinctiven Triebe, oder dergleichen Eigenschaften und Neigungen, welche wir mit den Thieren gemein haben, die Oberhand haben, werden deren Bestrebungen, wird deren Thun und Treiben allemal mehr aus instinctmässigen, unraisonnirten Empfindungen herausspringen, als aus moralischen Eingebungen oder abwägenden, probirenden oder reflectirenden Untersuchungen, und es wird das physiognomische Aeussere dann, ganz nach Massgabe der grösseren oder geringeren Intensität dieser Eigenschaften, mehr oder weniger stark ausgeprägt, den Ausdruck von Charakter und Physiognomie des Thieres verrathen. Freilich, so gewiss als im Rahmen des Daseins nichts gerade Absolutes existirt, so gewiss wird man bei vergleichsweisen Zusammenstellungen von Menschen und Thieren es auch nicht im Stande sein

menschliche, thierähnliche Beispiele nachzuweisen, welche eine vollkommene und erschöpfende Evidenz abgeben.

Es lässt sich die Möglichkeit nämlich nicht wohl denken, dass irgend eine Gruppe von Eigenschaften oder Fähigkeiten in der menschlichen Natur sollte allein oder isolirt stehen können, d. h. von den anderen Qualitäten nicht berührt oder nicht modificirt werden können; es müsste alsdann die eine schliesslich die anderen sämmtlich beherrschen oder überflügeln und dadurch selber zu einer Unmöglichkeit werden, indem die von diesen ausgehende nothwendige und existirende Widerstandskraft dann fehlte. Es sind die Ingredienzien, wenn ich dies so nennen darf, woraus die menschliche Natur besteht, eben in der Weise zusammengesetzt, dass die eine Partie derselben die andere in gegenseitigem Gleichgewicht hält, woraus dann wieder die äussere wie die innere Harmonie hervorgeht; da, wo nun die eine Gruppe, oder selbst nur ein einzelner Theil derselben auf Kosten der übrigen zu stark etwa sich hervorzudrängen sucht, wird die innere Harmonie mehr oder weniger aufgehoben werden; es pflanzt solches dann wiederum nach dem Aeusseren sich fort und dieses nimmt dadurch eine dementsprechende eigenthümliche Form an, welche dann eben als diejenige sich entwickelt, die schliesslich das äussere charakteristische Merkmal bildet, welches das eine Individuum vor dem anderen hervortreten lässt, und davon unterscheidet. Sowie indessen selbst das edelste, erhabenste Geschöpf, das irgend in Menschengestalt umherwandeln mag, es niemals bis zum Engel bringen wird, so wird ebenso auch nicht der elendeste, verderbteste Auswurf der Menschheit jemals so tief sinken können, dass derselbe die reine Thierheit erreicht, so lange dieser Art Individuen dann überhaupt noch im selbstbewussten Gebrauche ihrer Fähigkeiten und Eigenschaften verbleiben.

Unstreitig bieten der Auffindung einer evidenten und anschaulichen Darstellungsform für die zwischen den moralischen und intellectuellen Eigenschaften unter sich obwaltenden Vergleichsbeziehungen stets ungleich beträcht-

lichere Schwierigkeiten sich dar, als der Auffindung einer solchen Form für die zwischen diesen und den thierischen Neigungen bestehenden Paralellen, denn es erfordert eine Klarlegung jener Beziehungen, die zwischen den beiden ersten, als unmittelbar correspondirenden rein menschlichen Qualitäten zu denken sind, ein bei Weitem feineres Distinguiren, als bei letzterem Verhältniss der Fall, weil dasselbe im Allgemeinen eine ausgedehntere Veranschaulichung, eine Folge seiner weniger subtilen Natur wie des bestimmter hervortretenden Unterschiedenseins der einschlägigen Momente, erlauben wird. Ich wage es darum auch, mich zu dem Glauben zu bekennen, dass wir auf diesem Gebiete mit der Zeit es dahin werden bringen müssen, für physiognomische Ursache und Wirkung noch ziemlich deutlichere und anschaulichere Beweise aufzufinden und solche näher darstellen zu können, als auf dem Gebiete des Intellectuellen und Moralischen dergleichen möglich sein dürfte.

Als Regel lässt sich wohl voraussetzen, dass ein jeder Mensch, der in überwiegendem Grade mit thierischen Neigungen bedacht ward, neben seinen intellectuellen und moralischen Eigenschaften, mit einem zur Beschaffenheit dieser Neigungen vorwiegend passenden Thiere eine grössere oder geringere Aehnlichkeit besitzt. Freilich dürfte man immerhin nur sehr selten auf Physiognomien stossen, von denen sich sagen lässt, dass ein einziges bestimmtes Thier seinem durchgängigen Ausdruck nach ausschliesslich deren thierisches Gepräge charakterisirt. Im Allgemeinen dürften eben verschiedene Thiere mit ihrem Charakter zu gleicher Zeit hierin sich geltend machen, und zwar dabei oft in so feinen Nuancen, dass man alsdann unwillkürlich sich in Verlegenheit wird befinden können, auf welches bestimmte Thier die fragliche Aehnlichkeit hauptsächlich zurückzuführen. Ich sah bisweilen Physiognomien, auf denen die grössten Gegensätze sich paarten, Gesichter, auf denen z. B. die Nase und der Mund das unverkennbarste Gepräge des Schafes trugen, während Stirn und Augenbrauen an den Esel erinnerten, und der Fuchs aus den Augen blitzte. Mischungsverhältnisse, wie diese, sind unstreitig

auch die häufigst vorkommenden; es würde indessen nur zu endlosen und ermüdenden Weitläufigkeiten führen, setzte ich es mir als Aufgabe, diesen Beziehungen speciell nachzuspüren und dieselben zu bezeichnen; ich beschränke mich deshalb darauf, nur solche aufzusuchen und zur Darstellung zu bringen, auf denen Charakter und Ausdruck eines einzigen bestimmten Thieres sich geltend machen.

Ich glaube dem allgemeinen Interesse zu begegnen, wenn ich bei der hierin mir vorliegenden Aufgabe verstorbene historische Persönlichkeiten in grösstmöglicher Zahl als erläuternde Beispiele heranzog; meinen Lesern würde es damit, meinte ich, erleichtert werden, die Wahrheit meiner Aufstellungen zu controliren und zugleich auch für die eigene Ueberzeugung festere Grundlagen zu gewinnen. Es wäre das für mich sonst eine weit leichtere und in gar mancher Hinsicht auch lohnendere Aufgabe gewesen, hätte ich meine Beweise stets auf näherliegendem Gebiet gesucht; ich finde und fand ja einen weit interessanteren reichhaltigeren und zu freier und selbständiger Behandlung ungleich besser sich eignenden Stoff unter der jetzt lebenden Generation, ja selbst in demjenigen Kreise, in welchem ich mich täglich bewege, als unter der Zahl der historisch uns Ueberlieferten, hinsichtlich deren man, was die Wahrheit ihrer Lebensbeschreibung und ihre Bildnisse anlangt, gar oft Grund hat zu bedeutenden Zweifeln, und deren Persönlichkeiten zudem, insbesondere in der hier angegebenen Richtung, zu physiognomischer Bearbeitung nur selten als genügend charakterisirt sich erweisen.

Ich suchte diesem, hinsichtlich der historischen Porträts, entschieden obwaltenden Mangel indessen dadurch abzuhelfen, dass ich von der betreffenden Persönlichkeit möglichst viele Abbildungen mir zusammenstellte und dabei auf dem Wege der Vergleichung ein zu dem jedesmaligen Zwecke passendes Resultat herauszufinden mich bestrebte. Was das Biographische anlangt, so suchte ich aus mehreren bekannten, historischen Autoren ein passendes Resumé dafür zu entlehnen.

Da, wo ich es doch nicht vermocht hatte, in der Ge-

schichte einen passenden Stoff zu finden, sah ich, freilich sehr wider Wunsch, mich genöthigt, mit Beispielen aus dem täglichen Leben mich zu behelfen. Die hieraus entlehnten Paradigmen sind indessen (bis auf ein paar Ausnahmen etwa) reine, ungeschminkte Porträts wirklich existirender Individuen, Persönlichkeiten, die ich jedoch weder mit Namen nannte, noch sonst näher bezeichnete, mit denen ich aber entweder in nähere Berührung kam oder durch eigenen Umgang unmittelbar, oder durch glaubwürdige Zeugen gelegentlich mich bekannt machen konnte, so dass es dadurch mir möglich wurde, über deren Lebenslauf, wie hinsichtlich ihrer Natur, ihres Charakters und ihrer Gewohnheiten erwünschte Kenntnisse zu erwerben.

Es liegt darin etwas an und für sich unendlich Verlockendes, wenn man, mit seinem physiognomischen Gedankenziel vor Augen, nahezu auf Schritt und Tritt sich angesichts der prächtigsten Motive für sein Ziel sieht; es gehört dann ein nicht geringer Grad von Selbstüberwindung dazu, solche gleichwohl nicht zu benutzen. Ich weiss, auf angedeutetem Wege würde man ein weit allgemeineres Interesse wie ein weit dankbareres Publikum gewinnen; ich sehe aber ebenso auch, dass man, benützte man all zu nahe vor Augen stehende Persönlichkeiten zu angegebenem Zwecke, gar leicht schliesslich nicht allein dem Betreffenden zu nahe treten, sondern zugleich auch Verrückung seines wissenschaftlichen Standpunktes an Ernst und Haltung zu gewärtigen haben würde.

Was die Benützung physiognomischer Paradigmen, wie solche aus Abbildungen historischer Persönlichkeiten sich ergeben, anbetrifft, so wird sich auch der diesen leider anhaftende Mangel dazu gesellen, dass deren physiognomischer Ausdruck, besonders hinsichtlich dessen, wonach man doch hauptsächlich suchen wird, nämlich des thierischen Theiles dieses Ausdruckes, eigentlich so gut wie niemals mit befriedigender Deutlichkeit sich abhebt. Der Künstler, dessen Aufgabe es ist, alles Edle und Menschliche hervorzuheben und festzubannen, welches bei der betreffenden Person mit der Aehnlichkeit ihres Bildes sich

vereinigen lässt, er wird in Folge dessen in seiner Abbildung sicher, so weit irgend möglich, Alles, was dieser Aufgabe etwa schaden könnte, entfernt haben, ein Verfahren, bei welchem eben allemal von dem eigentlich physiognomisch Charakteristischen so ausserordentlich viel verloren gehen wird, und wovon es denn auch sich herschreibt, dass die historischen Porträts in Hinsicht der erwünschten deutlichen und befriedigenden Vergleiche zwischen Menschen und Thieren, nur sehr bedingungsweise geeignet sein werden, zu befriedigen. Es waren diese Menschen im Allgemeinen hochstehende und einflussreiche Persönlichkeiten, denen gegenüber dem Künstler jedes Mal eine doppelte Pflicht erwuchs; denn er hatte dabei nun auch, oft sogar bis zur Uebertreibung, mit den Anforderungen der Eitelkeit sich abzufinden, d. h. auf Kosten der Wahrheit die äusserste Grenze der Idealität zu erstreben. Nicht selten war eine beim Künstler selbst vorhandene Neigung zu schmeicheln, war sein Mangel an Charakterisirungsvermögen, bisweilen gar Furcht und Unselbständigkeit solchen Personen gegenüber an der Verunstaltung der Wahrheit schuld. Kommt dazu noch der Umstand, dass ein jeder wirkliche Künstler seiner Arbeit stets unwillkürlich in mehr oder weniger deutlicher Weise den Stempel seiner eigenen Individualität aufdrückt, so wird man es eben begreiflich finden, wie vorsichtig man mit der physiognomischen Benützung historischer Porträts wird sein müssen, und dass man ferner niemals nach einem einzelnen Exemplar davon ein entscheidendes Urtheil wird abgeben dürfen.

Der Löwe.

Ohne dass ich im Folgenden etwa in der langen Reihe der von mir in Betracht gezogenen Thiere hinsichtlich des Platzes, den ich der einzelnen Art hier einzuräumen Veranlassung nehmen werde, sonst an eine bestimmte Rangordnung mich binde, so will es dennoch, da eines davon

ja doch den Reigen eröffnen soll, mir scheinen, dass schon die Pietät es anbefiehlt, mit demjenigen Thiere den Anfang zu machen, das mit so vielem Rechte als der „König der Thiere" bezeichnet wird.

Bei keinem anderen Thiere finden wir im Verhältniss zu dessen Grösse so viele Kraft verkörpert, wie beim Löwen, bei keinem anderen beobachten wir so viel Stolz, Adel und Grossmuth. Der Löwe wird in der Regel nur mit den grösseren Thieren sich einlassen, die kleinen aber nicht angreifen, es sei denn, dass Noth oder Ingrimm ihn dazu anreizt. Bei seiner grösseren Intelligenz fasst er leichter als die anderen Thiere die menschliche Ueberlegenheit und lässt darum auch sich williger zähmen als diese; „in letzterem Zustande", sagt Buffon, „wird er alsdann zwar seine angestammte wilde Natur noch nicht ganz verleugnen können, denn er bringt es bisweilen dann noch fertig, für vermeintliche Beeinträchtigungen, selbst an seinem Herrn blutige Rache zu nehmen, doch weiss er ebenso auch wieder Erkenntlichkeit für erwiesene Wohlthaten getreulich im Gedächtniss zu bewahren". Der genannte Forscher führt weiterhin eine Menge von Beispielen dafür an, „dass sein Zorn edel, seine Unerschrockenheit mit Grossmuth gepaart, sein Naturell sensibel sei", und weist ferner darauf hin, dass er, „rücksichtslos muthig, wie er sei, niemals sich bedächte, die grössten Thiere anzufallen, und dass er dann, möge er auch sich genöthigt sehen, wieder abzuziehen, nicht feig die Flucht ergreife, sondern Schritt für Schritt sich noch vertheidige".

Derjenige, welchem jener Muth zu Theil wurde, der instinctmässig den Gegenstand zu zerstören sucht, welcher die Kampflust anreizt, und ohne Plan oder Bedenken wild und gierig sich in die Gefahr stürtzt, um gleichsam einen inneren Drang zu befriedigen und zu sättigen, und dabei auch die Wahrscheinlichkeit des Ausfalles solch gewagten Kampfes weder ermisst noch erwägt, der besitzt unstreitig Muth, doch immer nur diesen wilden thierischen und instinctiven Muth, wie der Mensch denselben bisweilen mit dem Thiere

gemeinsam hat. Erst wo besagter Muth mit Ueberlegung und Besonnenheit sich paart, und die Vernunft über die Leidenschaften so weit Herr ist, dass selbe es vermag, diese bis zum äussersten Moment im Zaume zu halten, um alsdann, gleich einem verheerenden Orkan, jedweden Widerstand über den Haufen zu rennen und doch wieder dem Einhalt zu thun weiss, sobald das Ziel erreicht ist und die Zerstörung nicht eben weiter sich erstrecken lässt, als solches nöthig erscheint, da besitzt der Betreffende erst jenen starken, gewaltigen menschlichen Muth, den Muth, der bisweilen auch mit Löwenmuth bezeichnet wird. Es besassen diesen viele von Napoleons alten Soldaten in hohem Grade. Nach den wildesten verheerendsten Kämpfen, in denen jede Faser und jeder Nerv bis zur äussersten Anstrengung bei ihnen angespannt war, sah man diese Krieger dann ruhig und unbewegt wieder mit ihren gewohnten Hantirungen sich beschäftigen, wie wenn gar nichts Ausserordentliches vorgefallen wäre.

Wohl wenige Helden aus der späteren Zeit zeichneten durch diese Art Muth in höherem Grade sich aus als der französische General Kleber. Riesengross und von athle-



tischem Bau, wie er es war, ragte er gleich einem imponirenden Giganten hoch über seine Umgebungen empor, und während

Mund und Augen an ihm Trotz und wilden, unbändigen Muth verriethen, und sein Haar, gleich der Mähne des Löwen, sich massig, keck und frei um seine Stirne schlang, liessen seine übrigen so edel geformten Lineamente so recht den Adel und die Besonnenheit erkennen, welche diesen Muth regierten.

Mirabeau, der Riese der Tribüne, dieser Demosthenes der neueren Zeit, besass neben seiner glänzenden, hinreissenden Beredsamkeit jenen stolzen, zermalmenden, unbeugsamen Muth, der auf dem Wege nach seinem Ziele vor keinerlei Hinderniss zurückschreckt; er erinnerte in seinem Aeusseren, ebenso wie Kleber, in auffallendem Grade an den Löwen; nur waren bei ihm die Lineamente viel weniger edel als bei Kleber, gleichwie auch sein Charakter und seine Bestrebungen bei Weitem nicht so rein und erhaben waren. Unser auf dem Wahlplatze gefallener, tapferer General Schleppegrell, dessen unbändiger, unbegrenzter und rücksichtsloser Muth während des Kampfes, ebenso sehr wie sein schöner, edler Charakter ausserhalb desselben zur Genüge bekannt ist, verrieth in seiner Physiognomie in gleicher Weise viel vom Charakter des Löwen. Es tritt bei manchen Menschen der Charakter, wie bekannt, erst unter dem Einfluss ihrer Affecte und Leidenschaften so recht deutlich hervor; bei Wenigen sah ich dies mit mehr Evidenz als bei Schleppegrell, einem Mann von sehr unmittelbarer Natur. Ich sah ihn begeistert seine Soldaten anreden; ich beobachtete ihn, wenn er an deren Spitze zum Angriff vorrückte, ich sah ihn während des Angriffs selber, und überall, wo seine innere Wärme in ernsten, bedeutungsvollen Augenblicken ihn mit sich riss, wandelte seine Physiognomie wie durch einen Zauberschlag sich in den Ausdruck eines hohen, begeisterten, löwenartigen Muthes, welcher sonst immer in allgemeinen, alltäglichen Verhältnissen unter einem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen verborgen war. Besonders auf der Stirn und in den Augen war es, wo besagte kühnen, begeisterten Regungen sich geltend machten, seine sonstigen Lineamente waren dagegen weniger bedeutungsvoll und es verrieth besonders in den unbestimmten Linien seines Mundes

sich jene Unsicherheit und jener Mangel an Selbstbeherrschung, welcher ihn stets daran hinderte, sich zu begrenzen. Er war unstreitig ein tapferer Soldat; ihm fehlten freilich einige von den Eigenschaften, darunter auch ein gewisser Ueberblick, wie solche stets eigentlich denjenigen charakterisiren sollen, welcher der Leiter und Beherrscher der Massen zu sein hat.

Der Adler

hat mit dem Löwen mehrere physische und moralische Eigenschaften gemein; er hat die Stärke, und in Folge davon auch im Reich der Vögel die Herrschaft inne, wie der Löwe solche über die Säugethiere besitzt. Er trägt die Krone, nicht vermöge seiner Grösse, sondern wegen seiner concentrirten Kraft, Ausdauer und Energie, besitzt aber weniger Adel und Grossmuth als der Löwe. Er verachtet die Beleidigungen, welche die kleineren Thiere ihm anthun, und lässt z. B. vom Raben mit seinem heiseren und herausfordernden Gekrächz, das ihm sonst ein solcher Greuel zu sein scheint, sich lange foppen, ehe er sich dazu entschliesst, ihm den Garaus zu machen. In seinem wilden Naturzustande geniesst er nie etwas Anderes, als was er durch Kampf sich selbst eroberte, und verzehrt davon nicht mehr als was er augenblicklich gerade bedarf. Keinem anderen seiner Brüder erlaubt er auf seiner Wildbahn zu jagen und vertheidigt mit grosser Hartnäckigkeit das Territorium, welches er nun einmal für das seinige ansieht. Sein scharfes, blitzendes, tiefliegendes Auge entdeckt in unglaublicher Ferne noch die Beute; er stürzt sodann mit raubgieriger Hast sich über sein Opfer und tödtet es, in der Regel ohne voraufgehende Peinigung.

Bei Physiognomien des Südens, bei Italienern, Mohamedanern, findet man sehr häufig den raubvogelartigen Ausdruck des Adlers, wie solcher mit jeder stark gekrümmten Nase, den scharfen, trockenen Zügen und den feurigen, tiefliegenden Augen verbunden ist und besonders dann mit vorrückendem Alter hervortritt. Obwohl B e r n a d o t t e, später Carl Johann,

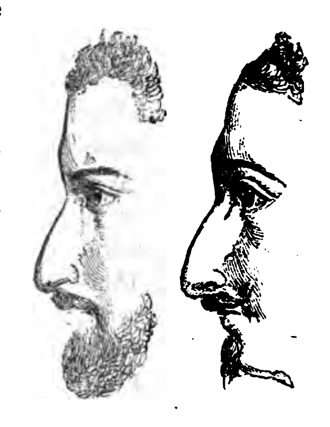
König von Schweden, nicht eigentlich diesen Nationalitäten angehörte, sehe ich mich jedoch nicht im Stande, eine sonstige bekannte historische Persönlichkeit, welche auf evidentere Weise als erklärendes Beispiel dieses Ausdruckes würde dienen können, hier zur Darstellung zu bringen. Franzose von Geburt, kam er in einer der südlichsten Provinzen Frankreichs, im Departement Bearn, zur Welt; es schreibt sich davon jedenfalls wohl seine Geistesverwandtschaft mit seinen südlicheren Nachbaren her, die er in vielen Punkten indessen noch weit übertraf.



Bernadotte besass entschieden einen ebenso unzweifelhaften Muth wie Kleber; doch schien diesem Muthe, wie auch seiner Physiognomie, viel mehr vom Charakter des Adlers eigen zu sein, es hing derselbe bei ihm mehr mit kluger, von Eigenliebe inspirirter Berechnung, bei Kleber dagegen mit edleren, erhabeneren und aufopfernderen Regungen zusammen. Jener scharfe, durchdringende, adlerartige Blick, welcher Bernadottes Physiognomie in so hohem Grade charakterisirte, vermochte es wohl, denjenigen zu ängstigen und zu verwirren, den er in Augenblicken des Zornes oder des Ingrimms damit fixirte. Sein Ehrgeiz und seine Unermüdlichkeit, womit er sein hohes, schwindelerregendes Ziel verfolgte, der Muth, die Kraft und List, womit er es verstand, seinen Platz zu behaupten und bei seinem kecken Aufsteigen nach den höchsten Höhen stets aufrecht zu erhalten, während dabei freilich alles Grosse und Mächtige, in dessen Gemeinschaft er damit begonnen hatte,

schliesslich mehr oder weniger zusammen sank, alles das that zur Genüge die Adlernatur dar, die ihn beseelte. Murats Muth und Charakter wieder scheint, gleichwie Form und Ausdruck seiner Physiognomie, etwas von der Natur des Löwen, des Hengstes und des Adlers zugleich gehabt zu haben.

Ich kann es mir hier nicht versagen, eine Bemerkung einzuschieben, welche zu einer schon früher von mir vorgebrachten Aufstellung, wonach grössere oder geringere Annäherung des Profils an die Perpendiculäre im Charakter grösseren oder geringeren Adel wie Energie bedingt, physiognomisch in Beziehung steht; ich suchte dies damals an einer Zusammenstellung der Profile Ludwig XIV., XV. und XVI. nachzuweisen, und zwar dahin, wie diese Eigenschaften mit der perpendiculären Fassung des Profils entschieden abnehmen. Hier haben wir ein ähnliches Beispiel, nur in umgekehrter Ordnung, nämlich die Profile der schwedischen Könige Carl Johann und Oscar I., sowie das des Kronprinzen Carl von Schweden.



Ich möchte hier noch eine andere Persönlichkeit, und zwar eine solche, welche der Neuzeit näher liegt, und sicher noch den Meisten unter den Aelteren in frischer Erinnerung sein wird, mir anzuführen gestatten, nicht deshalb, weil der obscure Wandel dieses Mannes ihn etwa sehr dazu geeignet machte, neben den oben erwähnten Berühmtheiten erwähnt zu werden, sondern weil er, wie so allgemein bekannt, dazu angethan ist, zu einer vergleichenden Probe ein passendes Beispiel abzugeben, ich meine den verstorbenen Literaten T. Sowohl in seinem Charakter wie in seinem Aeusseren besass er in hervortretendem Grade zu gleicher Zeit etwas Adler- wie Geierartiges. Eine Zeichnung, welche ich vor mehreren Jahren von T. nach dem Gedächtniss ausführte, ist mir leider abhanden gekommen,

und ich verspreche mir nicht, diesen Verlust jetzt noch durch eine neue wieder gut machen zu können; wem ist aber seine charakteristische Physiognomie immerhin nicht noch im Gedächtniss, dieses Gesicht mit den vertrockneten und spitzen Zügen, der krummen Nase und den scharfen, tiefliegenden, an den Adler erinnernden Augen, nebst jenem schweren, flachen und kahlen Schädel, dessen ganze Bauart unstreitig auf Verwandtschaft mit dem Geier deutete. Solches war auch das Gepräge seiner zu gleicher Zeit rastlosen, excentrischen Lebensweise, wie seines interesselosen, gleichgültigen, phlegmatischen Auftretens und der schmutzigen, unersättlichen Gier, welche bei seinem zwecklosen Zusammenscharren von Besitzthümern ihn beherrschte. Wie verlockend es an sich auch sein dürfte, an der Hand der über das Leben des Gedachten vorliegenden Thatsachen durch alle Stadien desselben hindurch die vergleichenden Consequenzen, welche hieraus fast auf jedem Punkte sich entnehmen lassen, hervorzuheben, so möchte ich doch meinen Lesern wieder nicht mit einer Weitschweifigkeit hier zur Last fallen, welche an dieser Stelle weder am Platze richtig sein, noch dazu angethan sein würde, etwa einem tieferen psychologischen Anspruch Genüge zu leisten.

Ich sprach im Vorhergehenden von der Haupteigenschaft des Löwen und des Adlers, dem Muth; dabei kann ich es mir denn nicht versagen, noch einiger Bemerkungen zu gedenken, welche ich hinsichtlich dieser Eigenschaft beim Menschen machte. Ich sah Muth nämlich, ich meine vornehmlich hier jenen unmittelbaren, unräsonnirten Muth, den wir anscheinend mit dem Thiere gemein haben, im Verein mit einer gewissen resoluten, instinctmässigen Thatkraft, öfter bei kleinen Köpfen mit wohlproportionirten und keck entwickelten Lineamenten, als bei grossen Köpfen, mit denen kleinliche Gesichtszüge sich verbanden. Es dürfte der psychologische Grund hierfür, meiner Meinung nach, wohl nicht allein darin zu suchen sein, dass bei der ersteren Art Menschen das Blut in der Regel lebhafter und freier umläuft, als bei den letzteren, sondern darin auch, dass bei Jenen Gedanken und Ideen, als

geringeren Umfanges leichter und rascher der Botmässigkeit des Willens gehorchen werden als bei Diesen. Zu kleinen oder kleinlichen Zügen, seien selbe nun bei grossen oder kleinen Köpfen zu beobachten, gesellt sich niemals ein überwiegend kräftiger Wille oder eine grosse Energie; es wird darum die Kraft oder der Wille bei grossen Köpfen, welche mit kleinlichen Lineamenten bedacht sind, um so viel schwieriger es fertig bringen, die Herrschaft an sich zu reissen, als Erwägungen und Bedenklichkeiten im Ausführungsmoment im Allgemeinen hier die Stelle der Handlung vertreten. Unstreitig dieserhalb treffen wir bei Gelehrten und Forschern so oft auf Mangel an praktischen und beschlusstüchtigen Eigenschaften.

Der Affe.

Es giebt entschieden kein anderes Thier, das in Hinsicht der Aehnlichkeit in Gestalt und Organisation dem Menschen näher steht als der Affe; Cuvier bezeichnet denselben sogar als „einen unvollständigen Versuch zu einem Menschen, den die Natur angestellt". Der zum Theil wenigstens aufrechte Gang, die auffallende Uebereinstimmung aller Körpertheile mit denen des Menschen, die feinen Instincte und Neigungen, die Gabe der Nachahmung, die Gelehrigkeit, die lebhaften oft unbändigen, doch immerhin so bezeichnenden Gesten und Bewegungen, das stille, anscheinend contemplative Nachdenken, die Reizbarkeit, Bosheit, Hinterlist, das unzüchtige Wesen u. A. m., alles dies ist in der Regel ja jedem Affen eigen. Da es indessen bei den Affen so unzählige Arten giebt und in diesen einzelne der besagten Eigenschaften als mehr oder weniger modificirt sich erweisen, diese Arten in Folge dessen auch eine sehr verschiedene äussere Gestalt und Ausdrucksform besitzen, so dürfte es, glaube ich, nicht allein unnöthig, sondern sogar unrichtig sein und möglicherweise verwirren, wollte ich etwa eine einzelne Art als erklärendes Beispiel anwenden. Die einzelnen menschlichen Beispiele, welche ich hier zur Darstellung zu bringen mir erlaubte, charakterisiren alle ein-

zeln die Aehnlickkeit mit dem Affen im Allgemeinen zur Genüge, während deren verschiedene Gestaltung und Ausdrucksform dabei gleichzeitig die mit verschiedenen Arten von Affen im Besonderen aufstellbare Aehnlichkeitsparalelle darthut. Es wird übrigens ein Jeder, dem ein gesundes und offenes Auge zu Theil wurde, eben nur des hier von mir Erbrachten bedürfen, um damit in seinem nächsten Kreise bei Beobachtungen in Nah und Fern, in Versammlungen von Menschen zu speciellen Belägen zu gelangen, deren Zahl Legion ist; es werden danach aller Wahrscheinlichkeit gemäss entschieden Exemplare zu finden sein, die weit bezeichnender sind, als die hier angeführten. Ich muss es nur bedauern, dass das mir nun einmal als massgebend geltende Princip es verbietet, dieses bequemen und ergiebigen Weges mich zu bedienen, wie ferner, dass die Mittel, der Raum und die Umstände, worüber ich insgesammt zu verfügen habe, hierin mir überhaupt so enge Grenzen auferlegen; sonst würde ich, besonders hinsichtlich des Affen, bei dem ich eine so unendlich reichhaltige Auswahl hätte, entschieden etwas weit Vollständigeres und Erschöpfenderes zu leisten im Stande sein. Doch selbst auf dem freiliegenden Gebiete fand ich einen so grossen Reichthum an Beispielen vor, dass es dabei mir vielleicht erging, wie es bisweilen dem Träumenden geht, der um seine Füsse eine Menge Geldes rollen sieht, und im Eifer und der Verlegenheit oft nach den kleinen Münzen greift, die grossen aber liegen lässt. Sollte es indessen hier wie sonst an verschiedentlichen anderen Stellen etwa sich finden, dass ich nicht glücklich darin verfahren, so mögen Andere sich das gedient sein lassen, die gleiche Gelegenheit mit mehr Besonnenheit zu benützen.

Wie bereits erwähnt, schliessen hervortretende thierische Eigenschaften und Ausdrucksformen keineswegs die hochbegabte, intellectuelle Natur, immer jedoch, in mehr oder minder hohem Grade, die edleren moralischen Eigenschaften aus. Ich wiederhole diese Bemerkung hier, weil vornehmlich die menschliche Aehnlichkeit mit dem Affen hierfür Beweise liefert. Es trägt, wie ich dabei noch des weiteren bemerken

möchte, eine überwiegende Anzahl sehr begabter Männer in ihrem Aeusseren vom Affen unverkennbare Spuren an sich; und bei diesen allen verräth dergleichen allemal, in höherem oder geringerem Grade, dass ihre moralischen Eigenschaften von Natur stiefmütterlich wegkamen; ich wage zu behaupten, dass, je stärker die intellectuellen Fähigkeiten nebst den thierischen Neigungen entwickelt sind, desto potenzirter der innere Kampf ist, und desto hässlicher das äussere Resultat sich stellt.

Frankreichs berühmter Sohn Voltaire z. B., dem ja doch ein höchst ungewöhnlicher Fonds dichterischer und speculativer Begabung eigen war, ähnelte ganz unzweifelhaft einem Affen und noch dazu einem solchen von der allerschlimmsten Sorte; es wurde das mit vorrückendem Alter bei ihm ganz besonders hervortretend. Voltaires ganzes geistige Wirken und ebenso sein Leben und Charakter, soweit letzteres beides historisch bekannt ist, trägt das ganz deutliche und consequente Gepräge jenes reizbaren, unruhigen, boshaften und niemals ruhenden Inneren, seiner beissenden, ätzenden und satirischen Spottsucht, seiner missgünstigen und egoistischen Eifersucht, seiner schmutzigen, wollüstigen und atheistischen Natur — Eigenschaften, die seine sonst so grossen und glänzenden Anlagen in so hohem Grade besudelten und verdunkelten und die Verwandtschaft seines Inneren mit demjenigen Thiere, von dem sein Aeusseres das sichtbare Gepräge trug, zur Genüge motivirten.



— Die bei den Grossen der damaligen Zeit so gern gesehenen und geduldeten Hofnarren, deren Beschäftigung wesentlich darin bestand, Jenen ihre müssigen Stunden durch possierliche Krummsprünge, Spässe und Einfälle zu vertreiben, hatten oft auffallende Aehnlichkeit mit Affen, besonders waren die leichten, gewandten, katzenartigen Bewegungen, deren

gründliche Komik bisweilen unsere Aufmerksamkeit für dieses Thier zu fesseln vermag; gerade solche, die bei diesen im Allgemeinen eines ihrer vorzüglichsten Unterhaltungsmittel ausmachten. So besass z. B. Franz I. von Frankreich einen Hofnarren, einen Sieur Gaspard de Limoge, den sein Herr niemals anders nannte als „mon singe". Seiner Charakteristik nebst Thaten geschieht in einer alten Schrift, die sich in der grossen Pariser Bibliothek findet, weitläufige Erwähnung; man trifft darin auch die beifolgende, charakteristische Abbildung. Besagte Schrift erzählt neben einer Menge seiner eigenen giftigen, massiven, affenartigen Einfälle, dass der König oft seinen Spass daran fand, ihn wie einen Affen auszustaffiren und ihn mit einem natürlichen Affenschwanz zu versehen, worauf denn der Narr mit ebensolcher Gewandtheit und solchen lächerlichen Sprüngen umhertollte, als diejenigen sind, die dieses Thier charakterisiren. Sein Spott und seine oft sehr boshaften Einfälle verschonten Niemand; selbst sein Herr, dem er in vielen Fällen sonst seine grosse Ergebenheit an den Tag legte, war bisweilen der Gegenstand davon. Hinter aller seiner Narrethei jedoch verbarg sich ein solches Mass von Scharfsinn und treffendem Humor, dass er durch seine unter einer komischen und spassigen Form hingeworfenen Aeusserungen oft die Weisheit der superklugen Umgebungen seines Herrn zu Schanden machte.



Auf einer Reise in Jütland traf ich vor einigen Jahren in einer der Städte der Halbinsel in einer Abendgesellschaft unter den Partnern einer L'hombrepartie einen Mann, der durch seine affenartige Physiognomie meine Aufmerksamkeit in solchem Grade fesselte, dass ich mich versucht fühlte, die Gelegenheit auszunutzen, um mich in den Besitz seines Por-

träts zu setzen. Er gehörte mit zu den weisen Vätern der Stadt; die nämliche Wichtigkeit und kleinliche, reizbare Geschäftigkeit, welche ihn während des Spieles charakterisirte, machte, wie ich später erfuhr, auch in seinem sonstigen Thun und Lassen sich geltend.

Er war übrigens bei Weitem nicht ohne Anlagen; man verwandte ihn darum auch als Mitglied des Rathes, dessen Bestrebungen dem Wohle der Gemeinde gewidmet sind; freilich war er hier, obschon er bei seiner ungewöhnlichen Betriebsamkeit und Beweglichkeit zum Theil seine Stelle ausfüllte, für seine gesetzten und ehrbaren Amtsbrüder wegen seiner emsigen, boshaften, störenden Aufdringlichkeit und seiner übermüthigen und selbstzuversichtlichen Impertinenz eine reine Plage.

Es giebt entschieden kein anderes Thier, bei welchem die Vergleichspunkte, welche hinsichtlich des Menschen sich aufstellen lassen, deutlicher hervortreten, als den Affen, gerade weil dessen Gestalt mit der des Menschen in so naher Conformität liegt, wodurch denn der jeweilige Unterschied ein mehr unmittelbar in die Augen fallender wird. Wenn wir bei einem Menschen darum gewisse, dem Affen eigenthümliche Formen entdecken, als da sind: die aufgerückten Ohren, welche die Höhe des Craniums verringern, die dichtliegenden Augen, in denen das Weisse sehr unbedeutend ist, die schmale Nasenwurzel, die flachgedrückte Nasenspitze und die nur wenig hervortretende Nase, der lange Abstand der Nase von der Oberlippe, und das unbedeutende und zurückstehende Kinn, so werden wir darin unzweifelhafte Parallelen der Verwandtschaft mit diesem Thiere erkennen müssen.

Der Fuchs.

— Buffon spricht in seinem vorzüglichen naturhistorischen Werke über den Fuchs sich folgender Massen aus: „Er ist berühmt seiner List wegen; das, was der Wolf durch seine Stärke durchsetzt, sucht er durch Gewandtheit zu gewinnen, und im Allgemeinen erreicht er seine Absicht schliesslich besser als dieser. Ohne den Kampf mit dem Hund oder dem Hirten zu suchen, ohne die Heerde anzugreifen, weiss er auf weit sicherere Art sich in den Besitz seiner Beute zu setzen. Er macht mehr von Berechnung als von Bewegungen Gebrauch; vorsichtig, erfinderisch, klug und ausdauernd, sogar bis zur Geduld modificirt er sein Verhalten ganz nach den vorliegenden Umständen, und sucht seine Mittel nur innerhalb des Kreises dieser, ohne jemals damit in Verlegenheit zu gerathen, und hält dazu weitere Mittel in Bereitschaft, die er nur anwendet, wenn diese nicht verschlagen wollen. Trotzdem er ebenso unermüdlich ist wie der Wolf, und zudem auch noch ein geringeres Körpergewicht besitzt als dieser, verlässt er sich auf seine Schnelligkeit und seinen Lauf doch nicht allein, sondern sucht stets noch seine Sicherheit durch ein Versteck im Hinterhalt zu erhöhen".

Was das physiognomische, dem Fuchs besonders eigene Kennzeichen nun anlangt, so glaube ich, würde man Unrecht thun, sähe man ein solches vornehmlich in seinem rothen Pelze; denn diesen haben nicht nur gar viele andere Thiere, die an Natur und Charakter sehr verschieden sind, mit ihm gemein, sondern man findet selbst unter den Füchsen Arten mit weisser und blauer Farbe. Freilich legt man der rothen Farbe bisweilen so viel Gewicht bei, dass man, wie bereits früher berührt, deren Bedeutung auch auf Menschen mit rothem Haare zu übertragen geneigt ist.

Obschon das Haar beim Thiere, wie das Haar beim Menschen, als ein integrirender Theil desselben unzweifelhaft seine physiognomische Berechtigung hat, so wäre es immerhin denn doch unvernünftig und übereilt, wollten wir Specialitäten

unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, um zu einer Stütze für unser Urtheil zu gelangen, so lange die Hauptsache, nämlich die Physiognomie des Kopfes, worin der gesammte Charakter und die ganze Natur wie in einen Focus ihre Abstrahlungen ansammelt, noch der Lösung so vieler unfassbarer Räthsel harrt. Hier, nur hier werden wir die sicherste Antwort auf jede einschlägige Frage finden, denn jegliche Erscheinung, die in den sonstigen Theilen des Aeusseren sichtbar wird, ist nur ein Reflex dieser.

Wiewohl darum der ganze Bau des Fuchses, dessen Gang, Lauf und Bewegung bereits dessen Charakter andeutet, so finden wir doch erst das demselben eigenthümliche Listige, Feine, Verschmitzte und Hinterlistige in seinem Kopfe hinreichend deutlich bezeichnet; wir finden es da in den kleinen, nach den äusseren Augenwinkeln zu spitz und schräg nach oben gehenden, lebhaften und lauernden Augen, in den oben zwischen den Ohren und hinter jener breiten und nach der Schnauze zu spitz auslaufenden Form derselben, in der munteren, aufmerksamen und aufgeweckten Haltungsweise der Ohren und in der raubgierigen Zeichnung und Ausdrucksart des Rachens.

Was von Gestalt und Ausdruck des Fuchses auf die entsprechenden, vergleichsweise angeführten menschlichen Beispiele passt, dafür dürfte, denke ich, wohl der Blick eines Jeden ausreichen, besonders wenn man billigerweise dann das abrechnet, was ausschliesslich nur dem Menschen zugehören kann.

— Talleyrand, Fürst von Benevent, besass, mit seinem bekannten grossen diplomatischen Talent, seinem berühmten Witz und seiner grossen intellectuellen Begabung alle jene feinen, listigen und schlauen Instincte, wie solche dem Fuchs eigen sind. Er war feig und ränkevoll, scheute, wo es die Erreichung eines bestimmten Zieles galt, stets den offenen Weg und stützte sich beständig auf die Macht, die er jedoch ohne Bedenken wieder verliess, sobald er dieselbe im Wanken sah, um verrätherischer Weise an deren glücklicheren Widersacher sich anzuschliessen. Man braucht, um dies zu beweisen,

kaum auf Details in seinem Leben sich einzulassen; die grossen Züge darin sind allein schon dazu hinreichend. Als Bischof von Autun nahm er 1790 an der französischen Revolution Theil, indem er als solcher auf dem Altar des Vaterlandes Messen las und der Erste war, der hier damit sich befasste, constitutionelle Geistliche zu weihen. Doch bereits 1792, wo er den Tag nach dem 10. August bei dem ernsthaften Ausbruch der französischen Revolution merkte, dass es nunmehr nichts wie blutige Köpfe setzte, steckte er den Schwanz zwischen die Beine und flüchtete nach Nordamerika. Nach dem Staatscoup von 1797 erschien er plötzlich wieder in Paris, und wusste durch schlaue Manöver dermassen in Vertrauen sich zu setzen, dass man ihm sogar das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übergab. Napoleon überschüttete ihn mit Wohlthaten und Ehrenstellen; zwar wusste dieser feine Menschenkenner indessen von seinen ausgezeichneten Fähigkeiten Gebrauch zu machen, doch hegte er gegen seinen Charakter ein stetes Misstrauen, — und bereits 1812, nach dem unglücklichen Feldzuge nach Russland, wo Napoleons Stern bereits im Sinken war, erwies dasselbe sich als sehr gerechtfertigt, denn da wandte Talleyrand, das sich nahende Unwetter berechnend, sich von ihm und leitete mit den Bourbonen Unterhandlungen ein, um für die daraus fliessenden wahrscheinlichen Folgen sich eine Retraite zu sichern und aus dem Falle seines Wohlthäters für sich den möglichsten Vortheil zu ziehen. 1814 spielte er die dreifach verrätherische Rolle, dass er zu gleicher Zeit sich die Miene eines Reichsgrossvasallen gab, indem er die Regentschaft der Kaiserin stützte, dass er dabei die Bourbonen betrog und zugleich den Vormarsch der Alliirten nach Paris begünstigte. Nichts desto weniger verstand er es so wohl, aus dieser schwierigen Falle sich herauszuziehen, dass Ludwig XVIII. ihn mit Ehren und Würden, — der Pairs- und Fürstenwürde — überschüttete und ihn zum Oberkammerherrn und Minister des Aeusseren ernannte. In dieser Eigenschaft nahm er am Wiener Congresse Theil, wo er es in einer Weise verstand, in die Berathungen sich

einzuschleichen, die Interessen zu spalten und zu verwirren und den ganzen Congress schliesslich lahm zu legen, dass er es dahin brachte, denselben ganz zu beherrschen. Die schnöde Verrätherei, die er gegen Russland und Preussen, zwei Mächte, deren Oberhäuptern er bei der Einnahme von Paris mit offenen Armen einen Platz in seinem Hause eingeräumt



hatte, noch in demselben Jahre ohne Bedenken inscenirte, indem er England und Oestereich im Bunde mit Frankreich auf dieselben einhetzte, diese stand zu seinen vorherigen Handlungen in passender Consequenz.

Was sein Privatleben anlangt, so erwies er darin sich stets als der Gleiche; „immer geschmeidig, freundlich und einschmeichelnd, wusste er“, wie Thiers sagt, „seine Leidenschaften stets unter das Joch der Berechnung zu halten“, und verstand es so vortrefflich, diese zu beherrschen, dass dieselben niemals Herr über ihn wurden, ausgenommen vielleicht was seinen Durst nach Gold anlangt. Sein bekannter Wahlspruch: „Man soll der Sprache nur dazu sich bedienen, um seine Gedanken zu verbergen“, ist allein schon bezeichnend genug, um seinen Charakter anzudeuten.

In seiner Physiognomie finden wir die schräg aufwärts gehenden, spitzwinkligen Augen des Fuchses, die darin nur noch etwas listiger erscheinen als bei diesem, ferner die spitz zulaufende Nase und das ebenso vorlaufende Kinn, und finden in der zusammengezogenen, schmallippigen Form des Mundes die feine, verschmitzte Begierde, welche dieses Raubthier charakterisirt.

— Nur unter grossen Begebenheiten eröffnet ungewöhnlichen Charakteren sich die Möglichkeit, sich geltend zu machen, und darum konnte eben auch nur unter solchen ein Fuchs von fast gleichem Schlage wie Talleyrand in den Vordergrund der Oeffentlichkeit treten und neben demselben seinen Platz und Wirkungskreis finden, ohne dass die Beiden einander gegenseitig ins Verderben brachten. Fouché, Herzog von Otranti, begann wie Talleyrand seine öffentliche Laufbahn während der Revolution; er besass die gleiche Verschlagenheit und List, welche diesen auszeichnete, doch verrieth seine kürzere und breitere Stirn, dass er grösseren Muth und mehr Energie habe; er nahm an der Revolution auch thätigen Antheil und war da sowohl Robespierres wie Dantons und Marrats Freund und Vertrauter, verliess aber und verrieth sie alle ohne Rücksicht, in dem Masse als deren Horizont sich verdunkelte. Obschon Napoleon ihn durchschaute und gegen ihn das nämliche Misstrauen hegte, wie gegen Talleyrand, so verstand er es doch prächtig, seine verschlagenen und listigen Talente zu verwenden und auszunutzen. Er stellte ihn als Polizeimeister an; in diesem Posten rechtfertigte er denn das in ihn gesetzte Vertrauen in einer Weise, dass er nach und nach nicht allein Frankreich, sondern, man darf wohl sagen, die ganze civilisirte Welt mit seinem unermüdlichen und geschickten Wirken überspannte; er wusste zu Gunsten seines Zweckes aus dem Beistand selbst der hochstehendsten Personen, sogar an allen europäischen Höfen, Vortheil zu ziehen. Er verstand die Kunst, ledige Phantasien zu beschäftigen, zur Meisterschaft, und brachte es damit in Frankreich schliesslich so weit, dass drei oder vier Personen dort nicht mehr zusammen sein konnten,

ohne dass dieselben gegenseitig glaubten, dass wenigstens Einer davon ein Spion sein müsste. Er wusste jedes Verhältniss, jede freundschaftliche oder vertrauliche Aeusserung ohne Rücksicht sich zu Nutzen zu machen, sobald er dadurch seine meistentheils sehr egoistischen Pläne fördern zu können glaubte. Obschon Napoleon, als Fouché sich ihm zum ersten Male vorstellte, nicht ohne Grund ihm vorwarf, am Morde Ludwig XVI. Theil genommen und überhaupt als einen der röthesten Republikaner sich gezeigt zu haben, so that er doch später dar, dass er in seine aristokratische Stellung sich vortrefflich hineinzufinden wusste; er nahm mit ebenso viel Begierde wie Dankbarkeit nach und nach das Grosskreuz der Ehrenlegion, den Grafentitel, Dotationen in hannoverschen Gütern und endlich den Titel eines Herzogs von Otranti entgegen. Zwar war er eigentlich der Sohn eines unbedeutenden und vermögenslosen Schiffskapitäns aus Nantes, doch hinterliess er bei seinem Tode schliesslich das nette Sümmchen von circa 14 Millionen Francs.



— In dem Typus, den man von Mephistopheles sich gebildet hat, einem Typus, der in Retschs genialer Darstellung desselben seinen bezeichnendsten Ausdruck fand, suchte man vielleicht unwillkürlich das Verschmitzte, Schlaue und Arglistige, das der Dichter diesem Charakter beilegte, zum Theil dadurch auszudrücken, dass man die Physiognomie des Fuchses zur Grundlage nahm (siehe umstehende Figur). Es fand das Dämonische, Boshafte und Wildbegierige, wie selbes bei den unbändigeren, blutdürstigen Raubthieren sich findet, hier sowohl in den zu gleicher Zeit lauernden und doch wieder offenen und wilden Augen, wie in der Stellung der Ohren und der Form des Kopfes seinen richtig bezeichnenden physiognomischen Ausdruck.

Ich sah unzählige Menschen, denen der Fuchs in einzelnen Augenblicken so schlagend aus den Augen leuchtete, dass der



Beschauer bei ihnen nicht im Zweifel sein konnte, dass sie denselben auch wirklich hinter den Ohren bargen, bevor man noch die sonstigen Theile der Physiognomie betrachtet, in denen ein hervorstechender Reflex davon freilich nicht zu entdecken war. Es sind das diese blitzschnellen, vorübergehenden physiognomischen Lichtfunken, die wie Wetterleuchten am Horizont der Seele aufsteigen, Zeichen, für welche es freilich keine Beschreibung giebt, und die nur das scharfe und aufmerksame Auge instinctmässig festzuhalten im Stande ist. Diese Anzeichen deuten übrigens immer darauf hin, dass Wolken des Ungewitters im Hintergrunde stehen, während der Himmel noch klar ist; doch sowie selbst der reinste Himmel unter dem schönsten Klima sich umwölken und verdüstern kann, so möchte ich auch behaupten, dass selbst das schönste, edelste Gemüth noch, wie das bei der Art der menschlichen Natur nicht anders sein kann, gewisse Augenblicke haben

kann, in denen man den Teufel, d. h. die thierischen Neigungen in sich spürt.

Sowohl auf Abbildungen, wie im wirklichen Leben lassen sich in allen Klassen der Gesellschaft Individuen entdecken, welche das Gepräge dieses Thieres tragen, doch traf ich in keiner andern Klasse besagten Ausdruck häufiger als bei den Mönchen, und unter diesen besonders im Orden der Jesuiten. Welch charakteristisches Fuchsbild verräth nicht bisweilen sich in deren leisem und schleichendem Gange, wie in dem schielenden, schelen Blicke, womit dieselben die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit gleichsam von der Seite aufzufangen suchen; ja, in den frommthuenden, verschränkten Händen, in dem scheinheiligen Neigen des Kopfes, in jeder Miene und Bewegung, leuchtet uns die feine, verschmitzte und thierische List des Fuchses, oft selbst in verstärktem Grade, entgegen. — Es giebt, wie bekannt, von der List des Mannes und der des Weibes ein altes Sprichwort, wonach dem Weibe solche in höherem Grade zuerkannt zu werden scheint. Wie wohl dies im Allgemeinen als wahr angenommen werden muss, insoweit das Weib als der schwächere Theil in der Regel mehr auf Gewandtheit angewiesen ist, wo der Mann von seiner Kraft Gebrauch machen kann, so möchte ich doch behaupten, dass die List des Weibes unter gleichen Verhältnissen niemals so tief sich erstrecken wird, noch so gefährlich werden dürfte, als die des Mannes, denn dieser stützt sich auf kalte Berechnung, während das Weib im Allgemeinen dabei dem Dienst der Leidenschaften sich opfert.

Das Schaf

ist, wie genugsam bekannt, friedfertig und gutmüthig; es besitzt diese letztere Eigenschaft bisweilen in so hohem Grade, dass sein Aussehen dann das der personificirten Apathie oder Indifferenz ist; man kann der Mutter z. B. ihr Lamm wegnehmen, ohne dass diese sich zur Wehre setzt oder etwa durch irgend eine Bewegung oder selbst nur durch Blöken Ver-

wunderung oder Theilnahme äussert. Das Schaf ist sehr unbehülflich, es hat in einem fort einen Führer nöthig, um sich zurecht zu finden. Gerathen Schafe aus irgend einer Veranlassung in Schrecken, dann laufen sie allgemein in einen gedrängten Haufen zusammen, und weder Regen oder Wind, noch Kälte vermag dieselben auseinander zu bringen, ehe nicht entweder der Hüter oder der Hunger dieselben wieder zerstreut.

Man wird nicht eben lange zu suchen brauchen, um die Schafsnatur in Menschengestalt aufzufinden; ja selbst unter historischen Persönlichkeiten hält es, trotz der Bedeutung, die solchen Menschen im Allgemeinen und mit Recht beigelegt werden darf, nicht schwer, Gestalten dieser Art zu finden. Doch muss ich hier, wie gewöhnlich, um des Raumes und der Grenzen dieser Arbeit willen, nur auf ein paar solcher Beispiele, die, als besonders hervortretend, mir noch am nächsten zur Hand liegen, mich beschränken.

Carl II., König von Spanien (gest. 1704), fand bekanntlich bereits in seiner frühesten Kindheit den Thron seiner Väter ledig. Seine so stiefmütterliche Begabung, sein schwacher, willenloser Charakter und die höchst beschränkten Geistesanlagen, die ihm zu Theil geworden waren, dies erhielt in der ihn umgebenden Geistlichkeit eine sehr problematische Stütze, denn diese hielt ihn, wie überhaupt das ganze spanische Volk, immer unter dem Joche eines finsteren, unheimlichen und scheinheiligen Papismus. Es ist das freilich eine ebenso lächerliche, wie traurige und unbegreifliche Sache, besonders wenn man berücksichtigt, was eine Persönlichkeit, die als die *erste* eines Landes gilt, eigentlich zu bedeuten hat, — der Umstand, dass ein Individuum mit Qualitäten, wie die seinigen es waren, mit der Lösung der ebenso schwierigen wie verantwortlichen Aufgabe betraut wurde, der absolute Leiter und Beschützer eines grossen Volkes zu sein, er, der als ein Unmündiger begann und als Idiot endete. Da er, obschon zwei Mal verheirathet, ohne Kinder verblieb, so verfiel denn die Geistlichkeit, als die ihn bevormundende Körperschaft, darauf,

ihn damit zu beschäftigen, sich einen Nachfolger zu besorgen; es war das schliesslich die einzige Beschäftigung, die ihn zu interessiren schien; man sah selbe auch als ganz unschuldig an und legte derselben keinerlei Hindernisse in den Weg. Das einzige, was die Geschichte von diesem Landesvater etwa als bemerkenswerth aufbewahrte, war wohl die Thatsache, dass er einst die Särge seines Vaters, seiner Mutter und seiner ersten Frau öffnen liess, um noch einmal deren Leichen küssen zu können. Er war in einem Grade indifferent und von einer solch krassen Unwissenheit, dass er nicht einmal die Namen der Länder kannte, über welche er regierte. Als u. A.



die Franzosen einst seine eigene Stadt Mons belagerten, bedauerte er den König von Frankreich aufrichtig wegen des Missgeschickes, das ihm widerfahren war. Diese wenigen Worte dürften genügen, um sein Dasein zu charakterisiren, das beifolgende Bild, um seine Physiognomie zu verstehen.

Ein anderer König, dem zwar eine bedeutend höhere intellectuelle Begabung eigen war, doch der ebenso wie der Vorgenannte, aus Mangel an Charakter und Thatkraft, sowohl von der Priesterschaft, wie von seiner herrschsüchtigen Gemahlin sich leiten liess, war der dänische König Christian VI. (gest. 1746). Fromm, sanftmüthig und nachgiebig, war er

niemals es im Stande, allein zu stehen, sondern hatte stets das Bedürfniss, im Rath und der Führerschaft Anderer eine Stütze zu suchen. Die wenigen Punkte, auf welche die Muse der Geschichte bei seiner Regierung ihren Finger setzt, sind solche, an denen er eigentlich nur einen sehr bedingten Antheil hatte. So verdanken die grossen Bauten, welche unter ihm unternommen wurden, wovon indessen merkwürdiger Weise nur das Unbedeutendste (die Eremitage) der Vernichtung entging, dem Prunksinn seiner Gemahlin Sophie Magdalena ihr Dasein, während der Glanz seines Thrones, die Namen Gram, Pontoppidan und Holberg, eben diesen selbst zuzuschreiben ist.



Franz I., Kaiser von Oesterreich (gest. 1835), hatte, wie sein Bild ausweist, eine gemischte Aehnlichkeit mit dem Typus des Schafes und dem der Kuh, eine Aehnlichkeit, die in seinem Charakter und Leben ebenfalls auf unzweifelhafte Weise sich wiederholt. Indem er als Kaiser auf den Schauplatz der Weltbühne trat, trugen die Begebenheiten und ihre Grösse ihn von selber in den Vordergrund, ohne dieselben würde er, selbst von seinem erhabenen Standpunkte aus, unbemerkt geblieben sein, hätte er nur auf seine eigenen Verdienste sich zu stützen gehabt. Zusammengesetzt aus negativen Tugenden, war er weder schlecht noch stolz, weder voreilig noch ungeduldig, und besass von der Gutmüthigkeit des Schafes und der Ausdauer der Kuh gerade genau so viel, dass er ohne Hartnäckigkeit und



ohne besondere Feigheit, von Anderen getragen, dem wechselnden Gange der Begebenheiten folgen konnte. Sowie die Sonne, obschon selbst ein dunkler Körper, aus dem Lichte, das selbe umgiebt, ihre Strahlen auswirft, so ging sein Glanz und seine historische Wichtigkeit sowohl von den Ereignissen aus, welche seine Periode illustrirten, wie von den Namen, welche seinen Thron umgaben.

Es dürfte kaum nur des blonden Haares wegen sein, obgleich dieses wohl selbst hinsichtlich der Physiognomie des Schafes nicht ohne Bedeutung ist, dass man unter den hellhaarigen Nordländern weit mehr schafähnliche Physiognomien findet, als unter den brunetten Söhnen des Südens, denn es giebt ja doch ebenso wohl bunte wie schwarze Schafe; es ist das ohne Zweifel wesentlicher in dem Umstande zu begründen, dass die Natur jener eben der des Schafes näher liegt; man findet unter den Blonden weit mehr Weichheit, Sanftmuth und Verträglichkeit als unter den Dunklen, bei denen die stärkeren Leidenschaften, wie Hast, Rachedurst und Eifersucht einen der Grundtöne ihres Wesens bilden. Wie nach der traditionellen Milde, womit das Weib bedacht sein soll, eigentlich zu erwarten, sollte man wohl glauben, dass man unter weiblichen Gesichtern weit öfter auf Schafsphysiognomien stossen müsste, als unter männlichen; und doch ist gerade das Gegentheil der Fall. Es findet dieser anscheinende Widerspruch ohne Zweifel darin seine psychologische Erklärung, dass die grössere Ruhe des Mannes jenem harmlosen Gleichgewicht, das die Grundlage der Schafsnatur bildet, weit williger und ausschliesslicher einen Platz einräumt, als solches beim Weibe stattfindet, das unter gleichen Verhältnissen stets als mehr sensibel und erregbar sich erweisen wird.

Mehr oder weniger hervortretende Beispiele von Parallelen der Aehnlichkeit mit dem Schafe dürften fast ebenso allgemein sich finden, wie solche Beispiele hinsichtlich des Fuchses; übrigens sah ich in keiner anderen Richtung der Gesellschaft dergleichen häufiger als unter blonden Juden. Umstehend noch zum Schluss ein flüchtiges Beispiel aus dem

täglichen Leben, dem Treiben der Gasse, ein Beispiel, das ich leider nicht mit weiteren erklärenden Bemerkungen zu suppliren



mich im Stande sehe; es dürften solche hier freilich auch weniger vonnöthen sein: das Bild ist allem Anschein nach ganz dazu angethan, genugsam für sich selbst zu sprechen. Ich muss immerhin es zu entschuldigen bitten, dass ich darin wieder der Uebertretung der aufgestellten Bedingungen mich schuldig mache; es liegt allerdings auch etwas so Verlockendes darin, ein sonst so gut passendes Exemplar, wie das nebenstehende überhaupt entdeckt zu haben; ich hoffe dabei, was das Persönliche anlangt, dass der alte Satz: „dass alle den Pastor kennen, dieser aber nicht sich selbst", auch diesmal zutreffen werde.

Der Hund.

Sofern etwa der Grad von Sympathie, welcher das Thier die Oberherrschaft des Menschen erkennen lehrt, dessen Intelligenz bedingt, dann nimmt der Hund in dieser Hinsicht ohne Zweifel den ersten Platz ein; denn kein anderes Thier wird in dem Masse, als es der Zähmung unterworfen wird, in höherem Grade dazu fähig sein, dem Menschen sich zu unterwerfen und seine ursprüngliche Wildheit in Natur und Neigungen der Leitung und dem Willen der menschlichen Vernunft unterzuordnen, als gerade der Hund; es bewahrt dieses Thier in gar vielen dieser, theils angeborenen, theils später mehr oder weniger ihm eingeimpften Eigenschaften oft so viel Reinheit, so viel uneigennützige Ergebenheit, eine so grosse Treue und ungeheuchelte Dankbarkeit, dass er den meisten Menschen darin wohl zum Muster und Beispiel dienen könnte. Das tägliche Leben bringt und brachte von der

Wahrheit dessen unzählige Beweise; solches ist ja so allgemein bekannt, dass fernerweite Beweisführung meinerseits entschieden mehr als überflüssig sein würde.

Fr. Cuvier sagt in seinen „Etudes des Animaux, des mamifères“ vom Hunde: „Wir sehen die seiner ursprünglichen Natur eigenen heftigen, bösartigen, selbst wilden und blutdürstigen Eigenschaften im gezähmten Zustande den weichsten Empfindungen, blindem Gehorsam und dem Bestreben zu gefallen weichen und sehen wie er, abgesehen davon, dass er in seinen Neigungen allemal einen hohen Grad von Treue und Beständigkeit an den Tag legt, auch empfindsam hinsichtlich erwiesener Wohlthaten und dafür dankbar sich erweist. Er duldet Böses, selbst Misshandlungen, von seinem Wohlthäter, ohne sich zu rächen, und erinnert sich deren nur, um desto fester dann sich an denselben zu binden.

Diese Treue und Hingebung des Hundes, welche denselben dahin bringt, die Gesellschaft seines Herrn jeder anderen vorzuziehen und Ursache ist, dass dessen Gesellschaft oft Tag wie Nacht den einzigen und liebsten Umgang so mancher Menschen ausmacht, gewährt dem aufmerksamen Beobachter die beste Gelegenheit, mit Charakter und Gewohnheiten dieses Thieres sich vorzugsweise bekannt zu machen; es findet sich deshalb sicher kein anderes Thier als dieses, das häufiger Gegenstand einschlägiger Beobachtung war. Es ist die so ausschliessliche Liebe, womit wir dem Hunde oft vor Menschen den Vorzug geben, sehr erklärlich und entschuldbar, und zwar nicht allein aus unserer natürlichen Sympathie für die Hingebung an sich, sondern vornehmlich daraus, dass wir dann unwillkürlich uns überzeugt fühlen, dass die Liebe und Treue des Hundes, anders als solches bei den meisten Menschen anzunehmen, der Berechnung und des Eigennutzes entbehrt; kommt dazu noch, dass die Ansprüche des Hundes so ungemein bescheidene und leicht zu befriedigende sind, dass dessen Gegenwart uns keinerlei drückende Convenienzbeschwerden auferlegt, dass derselbe so selten stört und so gern sich stören lässt, so begreift man wohl, dass dies Thier, mit seinem klugen

und aufmerksamen Auge, das mit fast physiognomischer Klarheit Ausdruck und Bewegungen seines Herrn zu deuten versteht, und dabei immer den Eindruck uns erweckt, als fehlte ihm nur die Sprache, um diese in eine vernünftige Unterhaltung, bisweilen weit vernünftiger als die seines Herrn selber, zu übersetzen, und trotzdem mit gehorsamer Aufmerksamkeit jedem der oft willkürlichen und gedankenlosen Winke desselben sich unterwirft, sehr wohl dazu angethan sein kann, eine so warme und ausschliessliche Sympathie zu erwecken.

Ein weiterer Beweis für die grössere Intelligenz des Hundes dürfte ohne Zweifel in dessen Vorstellungs- oder Abstractionsgabe zu suchen sein. Man bemerkte nämlich, dass der Hund auch träumt, dass er im Schlafe bisweilen bellen, oder durch die eine oder andere bezeichnende Bewegung verrathen kann, dass ein inneres, also unsichtbares Bild ohne Einwirkung von aussen her oft dessen Einbildungskraft in Bewegung zu versetzen vermag. Ein für die höhere Bedeutung des Hundes sprechender Beweis liegt ebenfalls wohl in dem Umstande, dass derselbe bei verständiger Behandlung in der Regel seinen gesammten oft wunderbaren, ursprünglichen Instinct in gezähmtem Zustand in gleich ungeschwächter Stärke beibehält, ja dass dieser mit der Erziehung sogar an Schärfe und Umfang zunehmen kann.

Man darf für den Hund, wie mehr oder weniger sicher auch für alle vierfüssigen Thiere überhaupt, es als Regel aufstellen: „Dass, je spitzer der Winkel ist, welcher von den Ohren aus durch beide Seiten der Schnauze gezogen werden kann, desto feiner der Instinct ist, den das betreffende Thier besitzt.“ Je breiter und gewölbter dessen Stirn ist, desto grössere Intelligenz und je feiner die Schnauze, desto schärferer Instinct ist ihm eigen; je mehr gewölbt, gleichsam aufgeschwollen, die unmittelbar hinter den Ohren befindliche Partie sich zeigt, desto grösseren Blutdurst und desto grössere Raubgier verräth dies; solches ist z. B. bei der Katze, dem Tiger, dem Leopard, der Hyäne, dem Wolfe u. s. w. der Fall.

Es besitzen die verschiedenen Hunderassen zwar alle wieder ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, doch ohne dass dieselben darum etwa den besagten Grundcharakter des Hundes ausschliessen; mehr oder weniger modificirt, macht dieser eben bei denselben allen sich geltend. Ich beschränke mich für den Augenblick indessen darauf, nur auf wenige der bekanntesten jener Hundetypen die Aufmerksamkeit meiner Leser hinzulenken.

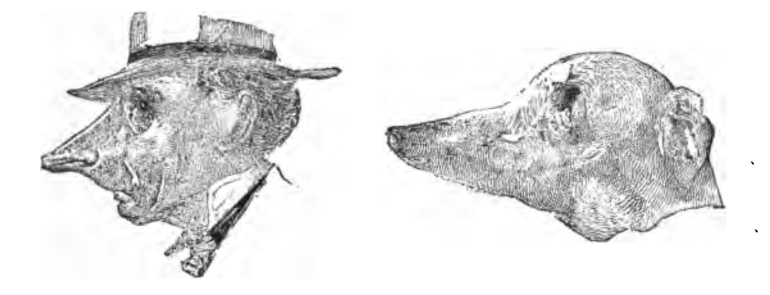
Der Pudel. Auf einer Reise in dem südöstlichen Theile von Jütland machte ich vor einer Reihe von Jahren die Bekanntschaft eines Küsters und gleichzeitigen Schullehrers, dessen Physiognomie durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit der eines weissen Pudels meine Aufmerksamkeit erregte. Ein längerer Umgang mit ihm gab mir Gelegenheit, mich mit seinem Charakter bekannt zu machen; ich fand da, dass besagter Charakter, was Ehrlichkeit, Treue und Hingebung anlangte, mit diesem Ausdruck in vollster Harmonie stand. Er hatte nun bereits an die vierzig Jahre und darüber, ohne je zu ermüden, in Genügsamkeit und Zufriedenheit seines ärmlichen und beschwerlichen Amtes gewartet. Seiner Herrschaft, die ihm übrigens viel Gutes und grosse Achtung erwies, und aus deren Hand er von seinem Vater her das Amt erhalten hatte, war er in solchem Grade ergeben, dass er, trotzdem mehrere sehr vortheilhafte Anerbietungen ihm im Laufe der Zeit gemacht wurden, dazu nicht zu bewegen war, dieselbe zu verlassen. In seiner Schule thronte er auf dem Katheder mit einem Ernst und einer milden Würde, die un-

willkürlich selbst dem unbändigsten Wildfang aus seiner jugendlichen Schaar zugleich Respect und Zutrauen einflösste. Ohne dass er jemals zu gewaltsamen Mitteln zu greifen brauchte, verstand er es allein schon mit seinem strengen, ernsten Blicke, oder höchstens noch mit einem eigenthümlich drohenden und knurrenden Kehllaute, seine muthwillige Heerde in der Zucht zu halten, sobald diese auf einen Augenblick etwa seine Gegenwart vergessen hatte.

Das Windspiel. Während meines Aufenthaltes in Paris, in den Jahren 1845 und 1846, wurde mir der „Siècle" alle Tage von einem Colporteur zugebracht, dessen Physiognomie damals mich veranlasste, ihn in einer von meinen Compositionen zu benutzen, ohne dass deren rechte Bedeutung mir zu dieser Zeit eigentlich ganz klar war. Es drängte sich mir zwar unwillkürlich ein gewisses Gefühl auf, wie von der Anwesenheit eines Fuchses, doch überzeugten spätere Erfahrungen mich davon, dass auch von Natur und Eigenschaften des Windspieles ein überwiegender Theil darin sich geltend machte. Während er in seinen eigenen Amtsgeschäften als Zeitungsträger wie eine Rakete von Thür zu Thür eilte, zeigte er in seiner unermüdlichen Beweglichkeit, bei welcher er sich selbst nicht einmal Zeit zu lassen schien, Athem zu holen, doch immerwährend noch zu kleinen Seitensprüngen nach links und rechts für Andere sich bereit, und schien in fremdem Dienste womöglich nicht minder eifrig zu sein wie in seinem eigenen. Ich brauchte ihn vornehmlich dazu, nach guten und passenden Modellen umherzuspähen, oder hier und da schwer zu beschaffende Bücher, Studien oder Kupferstiche u. A. m. mir aufzuspüren; er wusste da mit einem fast fabelhaften Instinct allemal das Rechte zu finden, und führte alle meine Aufträge zudem mit einer Bereitwilligkeit und, wie es den Anschein hatte, einer Uneigennützigkeit aus, die zu gleicher Zeit meine Dankbarkeit und Bewunderung erregte. Das Einzige, was mir hinsichtlich seiner ein gewisses Misstrauen einflösste und mich wunderte, war, dass er nach seinem athemlosen Wettlaufen bei mir im Allgemeinen sich gute Weile liess, um

einen kleinen Gevatterschnack von Stapel zu lassen, während dessen er dann nicht allein es sich bequem machte, sondern auch mit einer fast aufdringlichen Neugier sich in mein Vertrauen einzudrängen und wegen meiner Bekanntschaften und Verbindungen mich auszuholen suchte. Ich war arglos genug, diese Unart für eine Lieblingssünde von ihm anzusehen, die er mit so vielen anderen lebhaften Menschen gemein hätte, und vergönnte ihm um so williger einen Sitz, als ich der Meinung war, er hätte einen solchen eigentlich mit Recht vonnöthen. Eines schönen Tages wurden mir freilich bezüglich seiner die Augen geöffnet, als ein französischer Maler, der mich besuchen wollte, gerade in dem Augenblick, wo mein Gallopin es sich eben bequem gemacht hatte, bei mir eintrat. Letzterer verliess da, hastig abbrechend, das Zimmer: als er nun fort war, da warf mein Besucher denn mit einer gar ernsten Miene die zweifelnde Bemerkung auf, ich wäre mit der eben hinweggegangenen Persönlichkeit wohl kaum näher bekannt oder hätte gar Verbindungen mit derselben, denn das wäre ja — ein französischer Spion.



Die Bulldogge. Es geschieht keineswegs etwa deswegen, weil unter historischen oder allgemeiner bekannten Persönlichkeiten Mangel an Bullenbeissergesichtern wäre, dass ich wieder mich genöthigt sehe, die festgetzten Bedingungen zu brechen, sondern darum, weil es mir nicht möglich war, eine befriedigend charakteristische Abbildung davon zu beschaffen. Man findet vortreffliche Exemplare dieser Art in

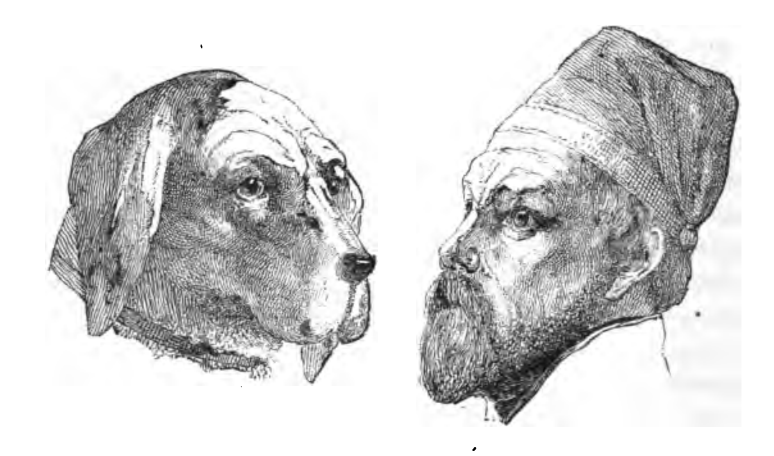
der Regel unter Engländern, Deutschen und Skandinaven aus der Feudalzeit, jener Zeit, wo der rohe, polternde Uebermuth so vorherrschend war. Es beschämt mich dieser Mangel eigentlich um so mehr, als ich, anstatt die mächtigen stolzen Rittergestalten besagter Periode aufmarschiren lassen zu können, meine Leser auf einem Augenblick ersuchen muss, mich nach den niedrigeren Regionen der Gasse, nämlich nach den bekannten „Gammelstrand" in Kopenhagen begleiten zu wollen. Es präsidirte daselbst vor einigen Jahren der Reihe fischverkaufender Koryphäen des Strandes eine gewisse Madam als Königin, die trotz einer im Allgemeinen sonst phlegmatischen Ruhe, vornehmlich mit Hülfe ihrer bissigen, bullenbeisserartigen Miene, ihres lautschallenden, gewichtigen, bisweilen ein wenig rostigen Basses und ihrer kräftigen Faust, es wohl verstand, unter ihren lärmenden und schreienden Mitschwestern das Scepter des Respectes zu handhaben. Meine häufigen Besuche an besagtem Orte, in der Nähe ihres Standes gaben mir Gelegenheit, mit ihren kleinen Eigenheiten mich näher bekannt zu machen, und dies eigentliche Geheimniss jener Macht ausfindig zu machen, womit sie über die sonst so schwierige Schaar der Uebrigen immer die Herrschaft sich erzwang. Den alltäglichen Zänkereien gegenüber verhielt sie sich in der Regel ziemlich passiv und beantwortete die etwa gegen sie von Stapel gelassenen Neckereien im Allgemeinen nur etwa mit einer einsilbigen Bemerkung oder einer lakonisch brummenden Replik, vermochte aber trotzdem noch, in komischem Gegensatz zu ihrem unveränderlich morösen Ausdruck, bisweilen auf einen, selbst massiven Spass einzugehen; einen solchen hielten freilich die Betreffenden, die daran Theil nahmen, klüglich immer innerhalb gewisser Grenzen, denn, wenn Einer, sei es nun im Spass oder Ernst, über solche etwa darin hinausging, und es war ihr Zorn einmal ernstlich erregt, da hielt sich derselbe denn nie und nimmer innerhalb gewisser allgemeiner Grenzen, sondern ging allemal in eine so wilde, blinde und ungestüme Raserei über, dass deren Folgen geradezu für Leben und Gliedmassen der Um-

stehenden gefährlich wurden, zumal da sie auch im Stande war, ihre schlagenden Argumente mit ihren ungewöhnlich robusten, mannesstarken Gliedern zu unterstützen. Man versuchte in solchen Fällen, gleich wie man mit den alten nordischen Berserkern that, sie zwischen Schilde, alias runde Deckel von Fischkörben, zu drücken, worauf sie dann, dadurch übermannt und wehrlos gemacht, mit einem Eimer kalten Wassers abgekühlt wurde, den man über ihr Haupt entleerte, ein Verfahren, das in der Regel eine heilsame Wirkung ausübte. Ihr gefährlicher Charakter hatte es indessen zur Folge, dass die Obrigkeit zuletzt sie von ihrem Stande verwies; ich bekam dann später nichts mehr von ihr zu sehen und zu hören. Ihre besseren Colleginnen waren übrigens alle darin einig, dass sie im alltäglichen Verkehr ebenso gutmüthig wie gefügig war, und dass sie demjenigen, welcher ihr mit Güte und Wohlwollen begegnet war, so lange eben die Raserei nicht über sie kam, die sie blind machte für Alles und Alle, unerschütterlich treu und zugethan war.





Der Jagdhund. Bei nicht wenigen Menschen werden wir Spuren jenes gewissen ehrlichen, stolzen, ernsten, bisweilen traurigen Ausdruckes finden, wie solcher mehreren edleren Rassen von Jagdhunden eigenthümlich ist, besonders aber bei der bekannten grossen, gelben, sogenannten dänischen Hunderasse hervortritt. Ich sah diesen Ausdruck bei Menschen nirgends mehr sich geltend machen, als in einzelnen Abbildungen von Napoleons echten, alten Grommelards, von denen ich (1846) im Invalidenhôtel zu Paris noch mehrere recht bezeichnende Exemplare fand.



Das beifolgende Beispiel ist die getreue Wiedergabe eines dieser Bilder, die ich dem bekannten Versailler Gemälde des Baron Gros: „die Schlacht bei Eylau“ entnahm. Dieses ehrliche, treuherzige und doch so muthige und bestimmte Auge, dieser unter dem Despotismus steten Gehorsams niedergehaltene, unterdrückte Wille, diese gefurchten und gleichsam zusammengekniffenen Züge, die man hier beobachtet, finden sich bei alten Militärs sehr oft, besonders bei solchen Kriegern, die ihre Laufbahn unter einem absoluten und despotischen Regiment zurücklegten.

Der Mops. Es thut mir leid, dass ich nicht im Stande war, mir von dieser Rasse ein einziges befriedigendes Exemplar

zu verschaffen; dieselbe scheint leider ganz verschwunden zu sein, ein Verlust, der an dieser Stelle um so mehr sich fühlbar macht, als Physiognomie und Charakter der Rasse unter Menschen so häufig auftritt. Wer erinnert sich indessen nicht dieser zugleich komischen wie abstossenden Fratze, welche diesem Thiere, mit seinem runzeligen Fell und seiner schwarzen, flachgedrückten Schnauze, eigen war, welche letztere ihm ein so jähzorniges, mürrisches und verdriessliches Aussehen verlieh, dass es selbst im Schlafe immer zum Beissen aufgelegt zu sein schien. Wie oft gebrauchte man ehedem und gebraucht man wohl noch den Ausdruck: „mopsig“ oder „aussehen wie ein Mops“. Wie allgemein war ehedem nicht das Bild einer fahlgelben, giftigen und bissigen, alten Jungfer mit ihrem unzertrennlichen, wohlgenährten, bösartigen, sensiblen und eifersüchtigen Mops, der, vermöge beiderseitiger Liebe und Sympathie oft eine gleichsam gegenseitige Familienähnlichkeit besass. So gewiss wir diesmal den Verlust des vierbeinigen Mopses bedauern müssen, so sicher dürften wir doch wieder dafür einstehen können, dass der zweibeinige Repräsentant desselben niemals verschwinden wird, so lange immer die eben bezeichneten Eigenschaften beim Menschen sich zusammen repräsentirt finden.

Es giebt ferner noch eine im Allgemeinen als gemischt zu bezeichnende Rasse, diese bildet jener kläffende, gellende Stuben- oder Schoosshund, dessen Gestalt eine ebenso unbestimmbare wie dessen Natur eine entartete ist. Aufgezogen wird er mit warmen Speisen, Thee und Zuckerbrot und nimmt ebenso wie der Mops etwas von jener überfeinerten und verschrobenen Menschengesellschaft auf, in deren Luft er athmet und sich bewegt; so wird er denn dünnbeinig und dickbauchig, verliert Geruch und Instinct, bekommt triefende Augen, reizbare und sensible Nerven, und bringt es dabei, Dank der Bestrebungen und der Affenliebe seines zärtlichen Pflegers, bisweilen so weit, dass er schliesslich mehr einem unförmlichen und widerlich jappenden Fettklumpen auf vier gebrechlichen, ausgereckten Pfoten ähnelt, durch welche man eigentlich nur,

wie beim Fettvogel, von dem einen Ende bis zum anderen einen Docht zu ziehen brauchte, um das ganze Gebilde dann als Lampe zu verwenden.

Es scheint, dass diese kleinen meist von alten und unverheiratheten Personen gehaltenen verzärtelten Schoosskinder, so wie jede andere Modesache vordem, jetzt mehr und mehr verschwinden; dieselben gehörten eigentlich zumeist einer nun nahezu abgelaufenen Vergangenheit an. Es haben theils die späteren Polizeigesetze dieser unnatürlichen Thierquälerei eine glückliche Schranke gesetzt, theils scheint es, als ob die nunmehr in der Mode befindliche Rasse, der kleine englische Wasserhund, besser geeignet wäre, den Folgen dieser blinden, verzweifelten Liebe widerstehen zu können; derselbe hat nun den Mops schon allmählich verdrängt.

Es fehlt hinsichtlich dieser unbestimmbar gemischten Hunderasse indessen keineswegs an entsprechenden menschlichen Parallelen. Solche liefert ein verschrobenes, entartetes, entnervtes, übercultivirtes und grundraffinirtes Geschlecht, wie es aus gealterten, abgelebten Nationen ersteht und deren beginnende Auflösung bedeutet, ein Geschlecht, wovon man u. A. bei den Römern auf dem bekannten Standpunkt ihrer äussersten Entartung und Ausschweifung bezeichnende Beispiele in reichem Masse findet. Es erstehen in solchen Nationen nämlich gewisse geistig entartete Individuen, junge Greise, die in ihrem ganzen unthätigen und bedeutungslosen Leben keinen einzigen Schritt zurücklegen können, ohne dabei unter jedem Arm eine Stütze zu haben, Individuen, deren elendes Dasein von lauter äusserer und innerer Kunst bedingt wird, deren Wünsche und Bestrebungen nur in einer einzigen grossen und verschrobenen Lüge bestehen, und deren Nutzen und Bedeutung bei der Aufgabe, welche die Menschheit zu lösen hat, ebenso unbegreiflich ist, wie etwa die der Drohnen es unter den Thieren ist, die eigenichtl nur dazu geschaffen zu sein scheinen, um von der Arbeit ihrer fleissigen Brüder zu leben.

Die Hyäne

ist eines jener wilden, raubgierigen und blutdürstigen Thiere, die nur tödten, um zu tödten. Wenn selbe unter einer Heerde ihre Opfer anfällt, dann würgt sie deren allemal so viele, als sie eben habhaft werden kann; was sie davon nicht auf einmal auffressen kann, das vergräbt sie, um es später, selbst in verfaultem Zustande, noch zu verzehren; ja, angeleitet von ihrem scharfen Geruch und ihrer gefrässigen Natur, verschmäht sie es nicht einmal, andere vergrabene zum Theil zersetzte Cadaver aufzusuchen, die sie mit grosser Gier auffrisst. Nie lässt sie ganz sich zähmen, und selbst während der langwierigsten Gefangenschaft behält sie immer noch ihre wilden, blutgierigen Neigungen bei.

Es geschieht, wie ich dies bereits vordem bemerkte, allemal erst in jenen bedeutungsvollen Augenblicken, wo die überwiegende und intensive Kraft der Leidenschaften alle Schranken sprengt, und Klugheit und Berechnung überflügelt, dass der bei gar Vielen lange Zeit hindurch mit so viel Anstrengung verschleiert gehaltene primitive Charakter plötzlich durchbricht.

Robespierres unmenschliche und blutdürstige Natur, die sonst immer in die Worte seiner anscheinend uneigennützigen und doch so falschen und rachgierigen Rede sich versteckte, verrieth gleichwohl in seinen Handlungen sich auf eine sichtbare und erschütternde Weise; in seinem Aeusseren besass er freilich Nichts, was auf den ersten Blick hin Aufmerksamkeit erregt hätte, oder Schreck oder Misstrauen hätte einflössen können. Er suchte den wahrhaft schwindelerregenden Abgrund von Niederträchtigkeit, der in seinem Innern wohnte, allemal mit einer gewissen anscheinend harmlosen und unschuldigen eitlen Herauskehrung seines Aeusseren zu maskiren, und verstand es, seinen gefährlichsten und arglistigsten Plänen, ja selbst seinen rachgierigsten Angriffen, einen gewissen Anstrich treuherziger Naivetät zu geben, um später mit desto grösserer Sicherheit denjenigen tödtlich zu treffen,

nach welchem er zielte. Er besass auch jene Herrschaft über sich selbst, die ihn in den schwierigsten Situationen, wie bei seinen vielen parlamentarischen Niederlagen, stets noch ein gewisses, eigenthümlich gewinnendes und stereotypes Lächeln bewahren liess; freilich fand solches darin, dass er gerade hinter diesen Situationen und Niederlagen immer sein blutiges Ziel suchte, seine wesentlichste Stütze. Erst den 8. Thermidor (1794), als er in einer weitläufigen Rede die Mitglieder des Convents dadurch in Feuer und Flamme gesetzt hatte, dass er eine wahre Kothlache von halb verschleierten, giftigen und verdächtigenden Anklagen nach der gesammten Versammlung ausspie, wandte sich Tags darauf der Spiess zum ersten Male ernstlich gegen ihn selbst, ein Umstand, der ihn da ganz ausser Fassung brachte, und worüber er sein bisher so gut bewahrtes, anscheinendes Gleichgewicht und ruhige Wesen ganz verlor. Nach mehreren stürmischen Scenen, worin er immer vergebens verlangte, gehört zu werden, stürzte er, noch stolz und übermüthig durch das Bewusstsein seiner früheren Siege, in wilder, rasender Erbitterung nach der Tribüne und forderte noch einmal das Wort, wurde von derselben jedoch durch einen seiner keckesten, unerschrockensten Ankläger, Billaud, verdrängt, und unter dem donnernden Rufe des Convents: „à bas le tyran!“ von derselben herabgestossen, um Tags darauf das Schaffot zu besteigen.

Ich sah in Rom bei einem französischen Künstler eine geniale Zeichnung dieser Scene, welche der berühmte Maler David, der, wie bekannt, Conventsmitglied war, am Orte selbst skizzirt hatte; ich gebe selbe, nach Kräften und Mitteln, hier wieder.

Robespierre hatte, wie gesagt, seinen blutigen Weg bis dahin stets mit hochtrabenden, uneigennützig klingenden Phrasen von Freiheit und Volkswohl, wie durch sein schlau bethörendes, hinterlistiges Wesen mit Erfolg zu decken gewusst. Erst auf dem letzten Punkte seines Schreckensregimentes, wo die Raserei ihn mit sich riss und die Verzweiflung ihn blind machte, trat vielleicht zum ersten Male der Ausdruck dieses

wilden, blutdürstigen und bodenlos niederträchtigen Charakters in seiner wahren Gestalt hervor, eines Charakters, dessen Gepräge sich aus der Physiognomie der Hyäne, der des Fuchses und der Schlange zusammensetzte, hier freilich zum Theil durch einen gewissen Anstrich von Angst und Verzweiflung moderirt.



Man findet zum Glück nur sehr wenig menschliche Exemplare, die diesen Charakter und Ausdruck tragen; bei keinem derselben werden besagte Anzeichen und Eigenschaften am Aeusseren recht deutlich bezeichnend sich geltend machen, ausser da, wo dieselben als

von Hass, Zorn oder Raserei hingerissen sich erweisen. Ich sah Spuren der Hyäne übrigens weit öfter bei Weibern als bei Männern.

Die Katze,

die, wie der Hund, eines der täglichen Umgangsthiere des Menschen ist, bedarf wohl kaum erst der einleitenden naturhistorischen Beschreibung, um zum Vergleichsthier zu dienen.

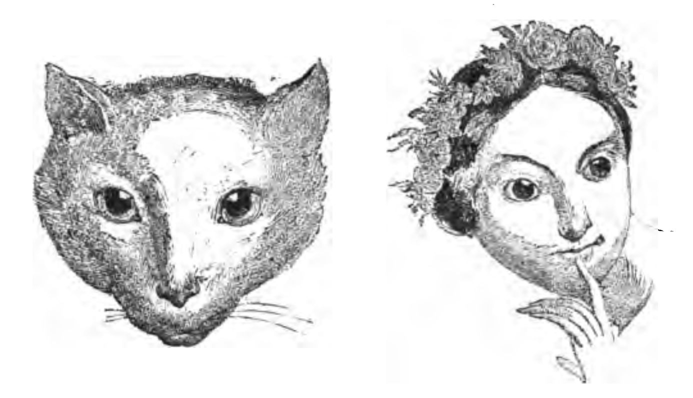
Das rechtwinkelige Dreieck, das die Grundform des Kopfes der Katze bildet, fand ich, ebenso wie die eigenthümliche Form und Stellung ihrer Augen, ziemlich oft, und zwar vornehmlich bei leichten, beweglichen und zarten Frauengestalten, bei denen ich ebenfalls viele von den Eigenschaften fand, welche die Katze charakterisiren, so deren weiche, geschmeidige, coquette und falsche Natur, die Sammetpfötchen, die zu Liebkosungen anlocken, um zum Dank dafür die Hand, von welcher solche ausging, zu zerfleischen; diese wunderliche Eifersucht ohne Hingebung, die keinen Nebenbuhler duldet, und doch so oft ihren Günstling peinigt und misshandelt; diese geschmeidigen, lockenden, graziösen Bewegungen, die, einerlei ob selbe tändelndem Spiele gelten, oder dazu dienen, um auf der Lauer zu stehen oder auf Raub auszugehen, ja selbst während des grausamen Spieles mit dem erhaschten Opfer noch an Feinheit und Eleganz nichts einbüssen. Nur etwa in dem unmittelbaren Ausbruch des Zornes oder der Raserei treten diese Eigenschaften einen Augenblick ausserhalb ihrer lockenden und bethörenden Grenze, um unter einem um so viel hässlicheren und umgewandelten Ausdruck dann sich zu offenbaren.

Es hält nicht schwer, Aehnlichkeitsparallelen dieser Art nachzuweisen; man wird selbige allemal häufiger in der überfeinerten Mittelklasse als in der Arbeiterklasse oder in der Geburts- wie Geistesaristokratie antreffen, da letztere in der Regel sich durch schmale, längliche Gesichtsformen charakterisirt, während die bei der Arbeiterklasse zu beobachtenden

Formen breit, massiv und plump sind, wogegen die der Mittelklasse, gleich den der Katze angehörigen, eher dazwischen liegen.

Es scheinen die Eigenschaften der Katze mehr mit dem Charakter des niedriger gestellten, verzärtelten, raffinirten und launenhaften Weibes, als mit den schon mehr verfeinerten, höheren Antrieben und Neigungen des in der Gesellschaft höher gestellten Weibes zu sympathisiren; es ist darin auch zumeist der Grund zu suchen, weshalb ich, wenigstens für den Augenblick, mich ausser Stande sehe, mit einem befriedigenden Beispiel aus der Geschichte aufzuwarten.

Katzenphysiognomien findet man bisweilen bei Tänzerinnen, bei Grisetten, femmes entretenues, oft auch bei coquetten, launischen, in Müssiggang lebenden Weibern, besonders in Frankreich. Bei einer der gefeiertsten Tänzerinnen der Neuzeit, deren Bild hier — leider nicht in ganz befriedigender Ausführung — beifolgt, findet sich dieser Ausdruck z. B. in hervortretendem Grade.



Die genugsam bekannte Lola Montez besass, neben ihren wunderlich pikanten, capriciösen, abenteuerlichen Eigenthümlichkeiten, in Charakter und Physiognomie ebenfalls viel, was an die Natur der Katze erinnert; nur war ihr zugleich ein ziemliches Mass excentrischer Energie und Thatkraft eigen, das weniger auf diese passt, dagegen aber lassen besonders

ihre leichtbeweglichen und in Augenblicken der Leidenschaftlichkeit stark aufgerissenen Nasenflügel auch an das wählige, unbändige Ross denken.

In der Dresdner Gallerie ist unter den Pastellbildern ein vorzüglich ausgeführter Kopf zu sehen, der durch seine feine, anmuthige, zephyrleichte Haltung und Form die besondere Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenkt; was oder wen derselbe vorstellen soll, dies weiss ich nicht; weder der Catalog noch der betreffende Galleriediener vermochte es, hierüber mich aufzuklären; je länger und öfter ich das Bild jedoch betrachtete, desto mehr stiess es mich ab, ein Eindruck, welcher erst, nachdem ich dasselbe copirt hatte, mir klar wurde, indem ich erkannte, dass hinter diesen feinen, verführerischen Formen die Natur der Katze steckte. Es ist hier leider ziemlich roh wiedergegeben, doch möchte ich meinen, dass darin immerhin noch in so weit genügendem Masse die Spuren des Originals zu finden sind, dass dies die Erkennbarkeit des Grundgedankens jedenfalls ermöglicht.



Die Kuh.

Schwerfällig, gewichtig, mit langsamen Bewegungen, doch mit unermüdlicher Ausdauer vollführt selbe ihr Werk, und scheint alle ihre Wünsche und inneren Triebe mit dem gleichen, besonnenen Phlegma wiederzukäuen, wie sie ihr Futter wiederkäut. Mit einer Natur wie dieser, oder jedenfalls doch einer derselben ziemlich ähnlichen wandeln gar viele

Menschenkinder durch das Leben und kommen dessen ungeachtet bisweilen doch an ein ganz respectables Ziel.



Die beiden hier dargestellten Personen, die eine ein hochbetrauter Beamter, die andere die schlichte Gattin eines gewöhnlichen Schiffers, besassen in Charakter und Natur die nämliche Conformität, wie solche ihre Physiognomien hier ausweisen. In einem ruhigen, festen, unveränderlichen Passgange legten dieselben ihren Daseinspfad zurück, und gingen dabei, ohne Anfechtungen, ohne rechts oder links etwa abzuschweifen, theilnahme- und leidenschaftslos durch dick und dünn nach ihrem Ziele vor; ihre Arbeit vollführten sie beide mit der nämlichen unerschütterlichen Genauigkeit heute, wie solches gestern der Fall war; ohne zu ermüden oder zu erschlaffen, bewegten sie sich gleich einer



gründlich und solide ausgearbeiteten Maschinerie mechanisch vorwärts, es trug ihr Wille dabei, wie ihre Bestrebungen immerdar den Charakter rücksichtsloser Festigkeit, freilich ohne jegliche Spuren von Elasticität.

Ich fand oft Plumpheit, Härte und Unbarmherzigkeit bei dergleichen Charakteren, niemals jedoch Rachgier oder tiefe, überlegte Bosheit.

Es lässt sich die Physiognomie und der Charakter der Kuh vornehmlich unter Deutschen und Holländern herausfinden. Während meines Aufenthaltes in Rotterdam und Antwerpen stiess ich jeden Augenblick, sowohl bei Bildern, wie im wirklichen Leben auf den personificirten Typus jener bleiernen, morösen, phlegmatischen Natur und Gestaltungsform, die an besagtes Thier erinnert. Nicht wenige Porträtfiguren, vornehmlich von Deutschlands alten Meistern, so von Michael Wolgemuth, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Hans von Culmbach u. A. m. lassen errathen, dass es ebenso dazumal mit ähnlichen Qualitäten ausgestattete Vorbilder gegeben haben muss, wie noch heutigen Tages.

Beim Ochsen gilt, nur in weniger gesteigertem Masse, das nämliche, was hier von der Kuh gesagt wurde. Ein absoluter und despotischer Regent dürfte entschieden wohl niemals über Unterthanen von wünschenswertheren Eigenschaften zu regieren haben, als Menschen mit phlegmatischen, leidenschaftslosen Ochsenphysiognomien solche sind, Charaktere, die in ihrem unerschütterlich conservativen Wesen für ein despotisches Regiment wie geschaffen sind.

Das Schwein.

Die Unreinlichkeit und Fressgier des Schweines wurde nachgerade zu einem Sprichwort; träge, dumm und ungelehrig, scheint es in buchstäblichem Sinne nur zu leben, um zu fressen. Es ist Epikuräer in des Wortes breitester Bedeutung. Es frisst und säuft mit einer schmatzenden und eclatanten Wollust und Gier und geniesst mit so tiefer, grunzender Zufrieden-

heit auf und in seinen weichen Fettkissen der Ruhe, dass man glauben sollte, es sei an die Stelle festgewachsen, auf der es ruht. Es kann dessen brutale, gefrässige Bestialität bisweilen gar so weit gehen, dass es sogar seinen eigenen Wurf anfällt und verzehrt, und dessen Instincte sind von so stumpfer Art, dass die Jungen gewöhnlich ebenso willig und begierig bei anderen anwesenden Säuen ihre Nahrung suchen, wie bei der Mutter.

Obschon man in der Redeweise des Alltags in der Regel, und nicht selten mit Recht, diejenigen als Schweine bezeichnet, welche mit einem versäumten und unordentlichen Aeusseren sich sehen lassen, so wollte ich an dieser Stelle doch weniger noch auf diese hinweisen, als auf die Species Solcher, deren Charakter, deren ganzes Dichten und Trachten Spuren der Schweinenatur trägt, und in deren Aeusserem wir auch am sichersten die Aehnlichkeit mit besagtem Thiere wiederfinden.

Im Jahre 1845 beförderte mich ein Vetturin in der Gesellschaft eines Benedictinermönches von Genua nach Mailand. Sowohl während unserer zweitägigen Reise wie unter einem etwa achttägigen Aufenthalt in letztgenannter Stadt, wo das Geschick mich nach dem nämlichen Albergo hinführte, wie den Mönch, fand ich genügende Gelegenheit, einen Charakter zu studiren, dessen Schweinephysiognomie bereits beim ersten Blicke meine Aufmerksamkeit in hohem Grade gefangen nahm. Schon in seinen Bewegungen, den Stellungen, die er annahm, seinem schnarchenden Schlafe unterwegens, lag ein solches Mass innerer Zufriedenheit, phlegmatischer, regungsloser Ruhe, dass man, wenn man ihn nur ansah, überzeugt sein musste, dass der Begriff „Genuss“ entschieden die Hauptbedingung seines Daseins ausmachte; es fand das auch bei unserem ferneren Zusammensein noch seine weitere volle Bestätigung, und zwar darin, dass er sich mit dem, was er eben zu verzehren hatte, weder übereilte, noch es gierig in sich hineinschluckte, sondern, dass er Dickes wie Dünnes, einerlei was es war, mit jenem gewissen schmatzenden, cadencirten Wohlbehagen verspeiste, das zur Genüge erkennen liess, dass er zu geniessen

verstand, ohne deswegen gerade ein Kostverächter zu sein. In den zehn Tagen, welche ich in seiner Gesellschaft verbrachte, sah ich ihn nicht einmal sich waschen; es bestand seine ganze Reinigung darin, dass er mit einem schmutzigen, blaucarrirten Taschentuch sich ein paar Mal über das Gesicht fuhr, wenn der Schlaf oder eine ungewöhnliche Anstrengung etwa dessen feiste, gelbfahle Oberfläche mit einem fettigen Schweisse überzogen hatte. Ich verweilte oft mit stummer, fast neidischer Bewunderung an diesem tiefen, unverwüstlichen Wohlbefinden und Seelenfrieden, diesem vollendeten Bilde selbstzufriedenen Genusses, der da, besonders in der Ruhe, in seiner Persönlichkeit sich ausdrückte. Wenn er z. B. auf irgend einem Sitze es sich bequem machte, so schien dieser, wie hart er sonst sein mochte, unter dem Gewichte seiner grossen, fleischigen und elastischen Gliedmassen allemal gemächlich nachzugeben, gerade als wenn beide Theile für einander abgepasst worden wären. Er war sonst ziemlich gutmüthig und gemüthlich, freilich auch wieder von einer fast bestialischen Bornirtheit; er fand sich in der Regel in Alles, und nie konnte ich auch nur das fernste Zeichen von Gemüthsbewegungen oder Ungeduld an ihm wahrnehmen, es müsste denn der Vetturin etwa, von den Umständen genöthigt, ihm den Zwischenraum zwischen den Mahlzeiten länger als gewöhnlich gemacht haben, ein Missgeschick, worüber er dann einen eigenthümlichen grunzenden und knurrenden Kehllaut hören liess, der indessen an und für sich nicht etwa ungeduldig klang, auch keinerlei weitere Bestrebungen seinerseits zur Folge hatte.

Da ich glücklicherweise sein ziemlich getreues Bild in meiner Mappe aufbewahrt hatte, so ziehe ich dasselbe zur Benutzung als Beispiel an dieser Stelle so manchem anderen vor, welches mir wohl näher noch zur Hand liegt, aber auch, wie ich befürchten müsste, näher, als angänglich an die Persönlichkeit streift. Es kommt dazu auch noch der Umstand, dass ich in meinem unmittelbaren Kreise noch Niemand getroffen habe, der in so durchgehendem Grade im Besitz

von Natur und Charakter des Schweines war, als der hier Dargestellte; ich will darum hoffen, dass solches mir zur Entschuldigung möge angerechnet werden, dafür, dass ich



mein Beispiel aus so weiter Ferne herausgreife, statt etwas in seiner Allgemeinheit so unmittelbar Naheliegendes hier heranzuziehen.

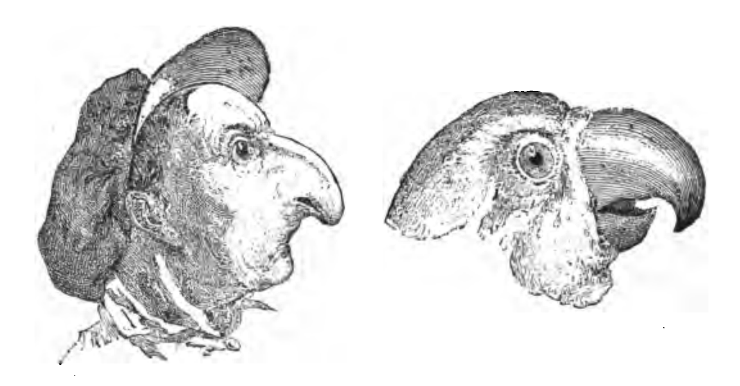
Der Papagei

ist dumm, im Allgemeinen ungelehrig und zudem zornmüthig, boshaft und sehr geräuschvoll, doch wurde trotz seiner geringen Instincte wunderlicher Weise einigen Arten dieses Thieres eine Eigenschaft zu Theil, die selbe mit dem Menschen gemein haben; dieselben können nämlich sprechen lernen, eine Fähigkeit, die bei letzterem freilich als eine seiner vorzüglichsten Gaben angesehen wird, während selbe beim Thiere allemal nur ein leeres, gedankenloses und instinctmässiges Nachahmen einzelner Laute ohne Bedeutung ist, auch niemals in wildem Zustande bei demselben zu beobachten ist, sondern nur durch eine vorbereitende Operation und eine langwierige Dressur erzielt werden kann. Falsch, selbstsüchtig und jähzornig, wie dies Thier ist, äussert es weder Anhänglichkeit noch Dankgefühl, selbst nicht gegen denjenigen, der es täglich pflegt und ihm das Futter reicht.

Wäre leeres, gedankenloses Schwatzen die einzige oder jedenfalls doch die wesentlichste Bedingung zur Charakteristik des Papageies, so würde es kaum jemals schwer halten, erläuternde Beispiele behufs des Vergleichs sogar in reicher Menge zu finden; doch da, wie bekannt, dergleichen unsichere, unselbständige, geschwätzige, menschliche Plappermaschinen vornehmlich bei wenig hervortretenden und charakterlosen Lineamenten mit kleinen Nasen zu finden sind, so wird der krumme, hervorspringende Papageienschnabel, welcher in solchen Physiognomien bisweilen für die kleine Nase eintritt, ohne Zweifel auch andere hiermit verbundene Eigenschaften, als da sind: „reizbares, giftiges Wesen, Selbstsucht und Uebermass von Selbstvertrauen“ verkünden müssen.

In dem hier aufgeführten Beispiele sehen wir indessen diese beiden Charakterseiten ziemlich deutlich repräsentirt, indem die krumme und stark hervortretende Form der Nase einerseits, und die kleinen, beweglichen und bedeutungslosen Züge andererseits, sowohl die Selbstsucht und das giftige Wesen wie die Charakterlosigkeit zur Genüge bezeichnen.

Während meines Aufenthalts in Rom besuchte ich einst eine Barbierstube, worin der Meister gewöhnlich lange bevor man seinen Aufenthaltsort erreicht hatte, schon seine Anwesenheit zu erkennen gab. Seine Physiognomie erregte meine Aufmerksamkeit, es verleitete mich dieselbe, von seinen barbierenden Fertigkeiten öfters Gebrauch zu machen: gab mir dies doch Gelegenheit, hinter seine sonstigen Qualitäten zu kommen. Eifrig, schreiend und übertäubend, wie er herumhantirte, liess er sein Mundwerk allezeit unermüdlich gehen, ohne in seinem endlosen Plappern weder irgend Cadencen zu machen, noch Anderen Zeit zu lassen, ihm zu antworten. Er sorgte immer dafür, dass Frage wie Antwort, wie die daraus fliessende,



unendliche und zusammenhängende Conclusion nur von ihm stets selbst ausging, und unterdrückte mit übertäubender Zungenfertigkeit jedwede Bemerkung, die dabei etwa den Lippen seiner Zuhörer hätte entgleiten wollen. Ich traf ihn einst an einem öffentlichen Orte, wo man in einer grösseren Versammlung ein Thema, das oft Gegenstand seiner monologen Verhandlungen in der Barbierstube gewesen war, systemastisch zu behandeln suchte; er verhielt sich daselbst indessen zu meiner Verwunderung vollkommen still, und trotzdem das Wort vollkommen frei war, und man mehrere Male dasselbe ihm ziemlich unzweideutig in den Mund legte, schien sein Verhalten nun lediglich die Wahrheit des alten Satzes zu bestätigen, wonach

man wohl „im Schwatzen unermüdlich und unerschrocken sein kann, ohne deswegen weder Gabe noch Muth zu besitzen um zu reden“.

Es findet diese eifrige dominirende Geschwätzigkeit wohl sich häufiger im Süden als im Norden vor.

Der Esel.

Natur und Charakter des Esels, dessen Gewohnheiten und Neigungen, dessen Trägheit und capriciöse Halsstarrigkeit ist jedenfalls in solch genügender Weise bekannt, dass es deren näherer Beleuchtung wohl kaum bedarf.

Wiewohl der Esel bei seiner grösseren Verständigkeit und seinen feineren Instincten bei Weitem nicht als den niedriger gestellten Classen des Thierreiches angehörend zu betrachten ist, und obschon derselbe darum dem Menschen sympathisch näher steht, als viele der hier dargestellten Thiere, so sah ich dennoch mich nicht im Stande, einen befriedigenden oder erschöpfenden Vergleichspunkt ausfindig zu machen, welcher zwischen diesem Thier und dem Menschen bei den mir zu Gesicht gekommenen historischen Porträtbildern, ja selbst in einschlägigen allgemeinen Verhältnissen des Alltagslebens aufzustellen gewesen wäre. Um hierbei indessen nicht ganz leer auszugehen, und wenigstens ein wenn auch nur annähernd passendes Beispiel erbringen zu können, sehe ich mich leider wieder genöthigt, den geehrten Leser zu ersuchen, mich nach einem Orte zu begleiten, den man freiwillig sonst wohl kaum aufsuchen wird, es sei denn in Geschäften, oder, wie hier, zu wissenschaftlichem Zwecke, nach dem — Zuchthause nämlich. Man gehe indessen nur immer getrost mit mir, denn ich weiss aus Erfahrung, dass man bei derartig motivirten Besuchen allezeit eines freundlichen und zuvorkommenden Empfanges daselbst wird sicher sein können.

Unter den Individuen, auf welche man in besagten Räumen mich aufmerksam machte, befand sich ein in Einzelhaft gehaltener Gefangener, dessen interessante Physiognomie, Natur

und Leben schon unter seinen Wächtern grosse Aufmerksamkeit erregt hatte. Ich sah in letzterem einen willkommenen Anlass, nach einer genauen Aufklärung zu suchen, welche mich in den Stand zu setzen geeignet war, von seiner Persönlichkeit und seinem Charakter ein vollständigeres und erschöpfenderes psychologisches Bild zu entwerfen, als die allgemeinen in einschlägigen Fällen zu erfahrenden Verhältnisse in der Regel gestatten. Da der Name der betreffenden Person übrigens die Sache nicht klarer macht, und da ich in wissenschaftlichen Untersuchungen Anführung von Namen, wo solche nicht streng vonnöthen sind, aus Princip scheue, so möchte ich den (heimischen) Leser ersuchen, für das mir hierin Mitgetheilte einen ferneren und noch mehr geeigneten Bürgen in den öffentlichen Daten suchen zu wollen; dieselben sind den Eingeweihten jedenfalls wohl bereits zur Genüge bekannt. Vor einigen Jahren wurde dieser Mann wegen versuchter Nothzucht in Anklagezustand versetzt, und obschon weder seine That als völlig erwiesen sich herausstellte, noch irgend einen gravirenden Umstand zu enthalten schien, so wurde er gleichwohl zu sechsjähriger Galeerenarbeit verurtheilt. Dieses Urtheil, das ohne Zweifel auf den ersten Blick hin als viel zu streng, ja sogar als gänzlich ungerecht erscheinen dürfte, gründete sich indessen auf ganz eigenartige, sehr gewichtige psychologische Motive. Gleichzeitig mit der Hauptanklage kamen nämlich eine Menge anderer Anschuldigungen wegen Vergehen von ähnlicher Natur zum Vorschein; freilich waren dieselben von so untergeordneter und nahezu lächerlicher Art, dass der Richter zum Theil sich veranlasst fand, dieselben als nicht angebracht abzuweisen, da diese Versündigungen seinerseits zumeist nur in solchen Kleinigkeiten bestanden, deren schliesslich jeder junge Bursche, besonders auf dem Lande, wo der Angeklagte auch zu Hause war, wohl sich schuldig macht, ohne deswegen gerade grösserer Strafe anheimzufallen, als solche ein missbilligender Blick, oder höchstens etwa ein kleines nachdrückliches körperliches Gedenkzeichen in sich begreift; es waren das z. B. also Versuche wie der, einen Kuss

sich zu erzwingen, oder irgend einem weiblichen Wesen seine Begleitung und Liebe aufzudringen. Verwundert darüber, dass dergleichen Kleinigkeiten die betreffenden Beleidigten dazu bringen konnten, in solchem Grade sich über die Grenzen des weiblichen Schamgefühls hinwegzusetzen, dass dieselben sogar sich als befugt ansahen, als Ankläger aufzutreten, verfiel denn der Richter unwillkürlich darauf, die ganze Sache weiter zu verfolgen. Da die Führungsweise seines Delinquenten unter allgemeinen Verhältnissen wegen einer an und für sich so wenig ungewöhnlichen Handlung, wie die demselben zur Last gelegte es war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit weder eine Anklage, noch eine irgendwie besonders criminelle Strafverantwortung nach sich gezogen haben würde, so suchte der Inquisitor darum hinsichtlich des Räthselhaften solchen Widerspruches nach einer Auflösung desselben in etwaigen tieferen psychologischen Ursachen, und wirklich machten solche auch nach und nach während des Verhörs sich geltend, und zwar in einer Weise, dass dieselben schliesslich dazu als geeignet angesehen werden mussten, nothwendige Prämissen des Urtheils zu bilden. Es flösste nämlich die unleidliche Aufführung des Angeklagten während des Verhöres, seine heftigen Geberden und seine herausfordernden Drohungen gegen den Richter, in Verbindung mit einzelnen Aeusserungen ähnlicher Art, wie die in seinem Vorleben gethanen, in welchem die Leidenschaften, geschürt von dem Gefühle vermeintlichen Unrechtes, das er zu erleiden gehabt, ihn oft in eine so unbezähmbare Raserei gebracht hatten, dass man ihn als gemeingefährlich ansah, besagtem Richter die Ueberzeugung ein, man müsste ihn eigentlich gegen ihn selbst einmal sicher stellen, ihn durch eine verschärfte Strafe für ein geringeres Verbrechen daran hindern, ein grösseres zu begehen, nämlich ein Mörder zu werden; er hegte die wohl gegründete Vermuthung, dass ein längeres Eingesperrtsein ihn sowohl zum Nachdenken wie dazu würde bringen können, seinen wilden Sinn bezähmen zu lernen und seine zügellosen Triebe sich abkühlen zu lassen.

Es spricht entschieden eine grosse psychologische Wahrscheinlichkeit dafür, dass sein prononcirtes und abstossendes Aeussere zur fernerweiten Entwickelung der Eigenthümlichkeiten seines Charakters nicht wenig beigetragen hat, und dass dieses hinsichtlich seiner Ausartungen und Vergehen gar manches Räthsel dürfte erklären können. Er schien nämlich für den heftigen erotischen Trieb, der seiner Natur eigen war, vergebens nach Sympathie gesucht zu haben. Indem er, wie die Zeugen bestätigen, es nicht einmal vermochte, das Zutrauen oder die Zuneigung eines Weibes, selbst nicht mit dem Versprechen der Ehe, zu gewinnen, trieb es ihn denn, auf dem Wege der Gewaltthätigkeiten sich dasjenige anzueignen, wonach er im Guten bisher vergeblich getrachtet hatte. Die Antipathie, welche sowohl seine äussere Gestalt wie seine innere Natur Anderen, besonders dem weiblichen Geschlechte, einflösste, war freilich eben so erklärlich, wie dies der Umstand war, dass er selbst, um so mehr, als er im Allgemeinen für einen stattlichen und wohl gewachsenen Burschen gelten konnte, es nicht im Stande war, den Grund hiervon zu begreifen; es hatte solches denn wieder zur weiteren Folge, dass er in dieser steten Zurücksetzung nur Parteilichkeit und Ungerechtigkeit sah, — was ihn empörte und erbitterte und bei seiner heftigen und begehrlichen Natur eben nur Oel in das Feuer goss.

Die ersten bezeichnenden Aeusserungen seines gewaltthätigen Wesens kamen merklich erst in seinem reiferen Alter zum Durchbruch. Ungefähr in seinem zweiundvierzigsten Jahre nahm dies Wesen einen so unbändigen Charakter an, dass dasselbe zum Gegenstand öffentlicher Anklage wurde, indem er, wie angeführt, als der versuchten Nothzucht schuldig, vor die Schranken treten musste. Während des Ganges der Sache traten, was psychologisch jedenfalls bemerkenswerth, von jenem unerklärlichen, zum Theil unbewussten und instinctmässigen Widerwillen, den die Bocksnatur in Menschengestalt dem Weibe einflösste, und von jener Erbitterung und geheimen Furcht, den die eselartige, trotzige, oft ganz unlenksame

Halsstarrigkeit dem Manne aufdrängt, deutliche Beweise zu Tage; man überfiel ihn an dieser Stelle von beiden Seiten aus, wie aus einem Munde, ohne Barmherzigkeit mit Anklagen wegen früherer kleinerer zum Theil in obengenannter Richtung begangener Sünden, Anklagen, die freilich als nicht angebracht oder nicht genügend dargethan wieder abgewiesen wurden. Indem der Angeklagte hierin wiederum eine Animosität spürte, welche ihm um so ungerechter erschien, als er gar nicht im Stande war, deren Motive zu fassen, wurde er darüber denn desto mehr empört und vor dem Gericht zu dem erbittertsten Widerstande gereizt, welchen später, während der Verbüssung seiner des Hauptvergehens wegen ihm zuerkannten sechsjährigen Galeerenstrafe, die Grübeleien, denen er in dieser ganzen Zeit nachhing, noch in einem Grade verstärken halfen, dass sein erster Schritt nach seiner Freilassung aus dieser Haft geradezu in einer feierlichen Herausforderung auf Leben und Tod bestand, die er gegen den Unterrichter richtete, welchem er die eigentliche Ursache der ganzen Unbill, die ihm widerfahren, zuschrieb, und zudem auch in einer Masse Injurien und Invectiven gipfelte, die er gegen seine nachherigen Richter im obersten Landesgericht ergehen liess. Die Folge davon war, dass man seine Strafzeit um weitere zwei Jahre verlängerte. Nachdem er auch diese später verbüsst hatte, wurde er zur Sicherstellung der Betreffenden gegen seine Drohungen in einem städtischen civilen Arresthause zurück behalten. Hier wurde er indessen krank und nun brachte man ihn, als in solchem Zustand befindlich, in die einzige abgesperrte Krankenstube, welche die Stadt aufzuweisen hatte, nämlich in das Zuchthaus. Beschäftigt mit dem steten Gedanken an Rache und Genugthuung, wie er es nunmehr so viele Jahre hindurch war, war dieser Gedanke bei ihm zu einer fixen Idee geworden, und es scheint auch seine Krankheit, als eine Folge davon, mehr von seelischer als von körperlicher Natur gewesen zu sein. Da er ursprünglich mit einem ziemlichen Mass von Gerechtigkeitsgefühl begabt war, empörte es ihn, (indem er den Glauben hegte, dass eine neue Strafe ohne Grund ihm

widerfahren wäre), dass man ihn nach einem Orte gebracht hatte, wo sonst nur Verbrecher hinkommen, um ihre Strafe abzubüssen. Er beschloss, sich dadurch zu rächen, dass er das einzige Mittel versuchte, welches, wie er meinte, ihm dazu noch offen stand, nämlich sich zu Tode zu hungern. Vier Tage lang befolgte er standhaft diesen Beschluss, bis es endlich am fünften seinem Wächter gelang, ihn zu bereden, wieder Nahrung zu sich zu nehmen, und zwar dadurch, dass er ihm Aussicht machte, bald nach einem anderen Orte übergeführt zu werden; da dies indessen nach Verlauf von zwei Tagen noch nicht erfolgt war, so begann er seinen Versuch aufs Neue, und trotzdem Arzt, Seelsorger und Obrigkeit nun alle möglichen Mittel dagegen in Scene setzten, war man es doch nicht im Stande, ihn davon abzubringen; man sah sich darum acht Tage, nachdem er diesen letzten Vorsatz zur Ausführung gebracht hatte, um sein Leben zu erhalten, genöthigt, ihn nach seinem früheren Sicherheitsarrest überzuführen.

Wiederholte Besuche bei ihm während seines Aufenthaltes in der Krankenstube des Zuchthauses gaben mir Gelegenheit, mit diesem an und für sich interessanten und eigenthümlichen Charakter mich näher bekannt zu machen; es wurde mir dabei mehr und mehr klar, dass sein inneres Wesen, trotz der unstreitigen Anstriche, welche ihm von Natur und Eigenschaften des Bockes eigen sind, die meisten Berührungspunkte jedenfalls mit dem Esel gemein hatte, und was daraus weiter folgt, auch die hervortretendste äussere Aehnlichkeit mit diesem Thiere bei ihm hervorbrachte. Sonst hatte die Mutter Natur ihn keineswegs etwa stiefmütterlich behandelt; er ist nicht ohne Interesse für Lectüre, weiss sich auf dem Papier wie in der Rede gut durchzuhelfen, und besitzt einen klaren und logischen Gedankengang. Wenn nicht seine Triebe oder Leidenschaften sein Inneres in Aufregung versetzen, ist er wie der Esel träg und unbetriebsam. Mangel an Beschäftigung, von den Gefangenen sonst in der Regel als die grösste Strafe angesehen, ist ihm ein Genüss. Die vierzehn Tage, welche

er auf der Krankenstube zubrachte, widmete er ganz und gar nur seinen Grübeleien und verblieb sonst in der vollkommensten







Unthätigkeit. Trotzdem an diesem Orte ihm reichlich Lectüre zur Verfügung stand, äusserte er niemals die geringste Lust, davon Gebrauch zu machen.

Ich habe mir erlaubt, ihn in zweierlei Situationen hier darzustellen, um auf möglichst anschauliche Weise von seiner äusseren Persönlichkeit ein bezeichnendes Bild wiederzugeben. Im Profil suchte ich jenes kalte, schweigsame, hartnäckige Grübeln, wie selbes besonders in dem concentrischen, nach innen gewendeten und versteinerten Blicke, der da blind ist für alle äusseren Ein-

drücke, und in den dichtgeschlossenen, zusammengekniffenen Lippen sich offenbart, zu verdeutlichen. In dem Kopfstück en face findet sich dagegen der Ausdruck jener vielen expansiven, bei ihm fast zur Monomanie gewordenen bitteren und excentrischen Klagen seinerseits über ausgestandene Leiden, begleitet von Verwünschungen gegen seine kurzsichtigen, ungerechten, irdischen Richter, die, wie er sich ausdrückte, sein Leben verkürzt hätten, und die er dereinst vor das Angesicht des einzigen, allwissenden und gerechten Richters lüde.

Sowohl in historischen Abbildungen, wie im täglichen Leben fand ich zwar oft Spuren jenes stupiden eselartigen Starrsinnes, welcher in diesem Beispiel mit so unverkennbarer Evidenz hervortritt; ich fand aber, was psychologisch jedenfalls merkwürdig ist, beim Menschen noch niemals, wie solches beim Thiere der Fall ist, zu gleicher Zeit Halsstarrigkeit mit Geduld und Resignation gepaart. Es scheint, als ob diese beiden Gegensätze bei jenem einander bekämpfen, während bei diesem die unmittelbaren Instincte in ihrem Verhältniss zu einander ihren Charakter beibehalten und selbständig, in Folge der Umstände von keinem höheren Willen berührt oder beherrscht, sich äussern, weshalb diese Doppeltheit selbstverständlich nur beim Thiere rein und unverkennbar Platz und Ausdruck finden wird.

Man wird Charakter und Natur des Esels, wie Gepräge und Entäusserungen beider, entschieden seltener unter den höheren Classen, als bei dem niedrigeren und gedrückteren Theile der Gesellschaft finden, weil vornehmlich Unterdrückung und Misshandlungen es sind, welches beim Menschen die am wesentlichsten hervortretenden Eigenschaften dieses Thieres, den Starrsinn oder die Halsstarrigkeit, bei schon vorhandener Anlage dazu, noch um ein weiteres nährt und entwickelt. Gerade darum dürfte es allemal schwer halten, unter historischen Personen Individuen ausfindig zu machen, welche in dieser Richtung charakterisirt sind; es wird solches jedenfalls nur da der Fall sein können, wo ein Zusammentreffen besonderer Umstände dieselben ähnlichen Bedingungen unterwarf.

Ich traf indessen die Charakteristik des Esels so gut wie niemals als vollständig durchgängig an; überall war selbe, wie ich sah, mit unverkennbaren Spuren von Eigenschaften anderer Thiere vermischt. Wir finden unter anderen historischen Personen hierfür ein Beispiel in dem bekannten unglücklichen Dänenkönig Christian II., welcher seine Regierung mit den besten und schönsten Absichten antrat, bei dem jedoch der Druck harter Handfesten und der Macht des Adels wie des Uebermuthes, den dieser an den Tag legte, in Verbindung mit einer irreleitenden Erziehung, vermöge des ihm auferlegten Zwanges und ihm begegnenden Widerstandes die in ihm schlummernden halsstarrigen und grausamen Eigenschaften und Neigungen allmählich in einem Grade erregten, dass er schliesslich nicht allein stets des jedesmaligen Zieles vergass, das ihn zu irgend einem Gewaltmittel hatte schreiten lassen, sondern überhaupt nur blutige Spuren, die sein Andenken, der Nachwelt zum Fluch und Abscheu, bezeichneten, von sich hinterliess. In seiner Physiognomie verräth der halsstarrige Trotz sich in der kurzen, perpendiculären und zusammengedrängten Form, in dem kalten, düsteren und unheimlichen Charakter der Augenbrauen, dem weiten Abstand des Auges vom Munde, während die Zeichnung der kleinen, stechenden Augen auf die Grausamkeit und List des Raubthieres, mit einem gemischten Ausdruck des Fuchses und des Bären deutet.

Ein ähnliches Beispiel liefert auch der englische König Jacob II.; bigott, feig und starrsinnig, wie er war, paarte sich bei ihm die Halsstarrigkeit des Esels, zugleich mit der Einfalt des Schafes und der Falschheit der Katze. Seine blassen, langgezogenen Lineamente, der matte, versteckte Blick und die eigenthümliche Zeichnung seines Auges wie auch Form und Ausdruck seiner Augenbrauen verrathen ein wunderliches Gemisch von Schwäche, Hinterlist und blindem, stupidem Trotz, welches alles ihn dazu antrieb, mit rücksichtslosem und unreflectirtem Eifer den Plan zu verfolgen, nach welchem er seiner Religion zu mächtigem Einfluss, zur Herrschaft verhelfen wollte. Sein bekanntes erbärmliches, wankelmüthiges

und doch wieder so schlaues, halsstarriges und grausames Auftreten und Verhalten den Ereignissen gegenüber zeugt ebenso klar von der Beschaffenheit seines inneren Charakters, wie Form und Ausdruck seines Gesichtes für sein Aeusseres bezeichnend ist.

Es bergen grosse energische Charaktere nicht selten ein unverkennbares Gepräge dieser eigensinnigen Halsstarrigkeit. Selbst eine der bewunderungswürdigsten Heldengestalten der späteren Zeit, unser berühmter Peter Tordenskjold verrieth in Zeichnung und Ausdruck seiner Augen und Augenbrauen eine damit verwandte Natur, welche augenscheinlich auch an mehreren Punkten seines sonst so schönen und thatenreichen Lebens zum Durchbruch kam. Seine sonstigen grossen und glänzenden Eigenschaften, wie sein stetes unwandelbares Glück, war seinem fabelhaften, tollkühnen Trotze eine nie versagende Stütze, und band um sein Haupt einen strahlenden Siegerkranz. Wäre er dagegen von unglücklichen Ereignissen und Missgeschick überwältigt und aufgehalten worden, er würde ohne Zweifel nur eine Dornenkrone dafür gefunden haben. Sein Verhalten an den hervortretendsten Punkten seines Lebens, bei Marstrand, in der „Dynekilde“ und gegenüber dem odiösen Oberst Stahl, liefert hierfür bereits genügend andeutende Beweise. Carl der Dreiste von Burgund besass ähnliche Eigenschaften, hatte aber ein anderes, ein traurigeres Schicksal, und die Nachwelt veränderte ohne Barmherzigkeit seinen schönen Beinamen in „der Dummdreiste“. Uebrigens erinnerte der Erstere der Beiden im Ganzen und Grossen mehr an den edlen, stolzen und wähligen Hengst, der Letztere mehr an einen wilden, unbändigen Bären.

Der Hase.

Der französische Naturhistoriker de Blainville spricht in seinem vorzüglichen Werke über die Säugethiere sich über dieses Thier folgendermassen aus: „Es lässt sich wegen seiner geringen Fähigkeiten schwer zähmen; es ist furchtsam aber

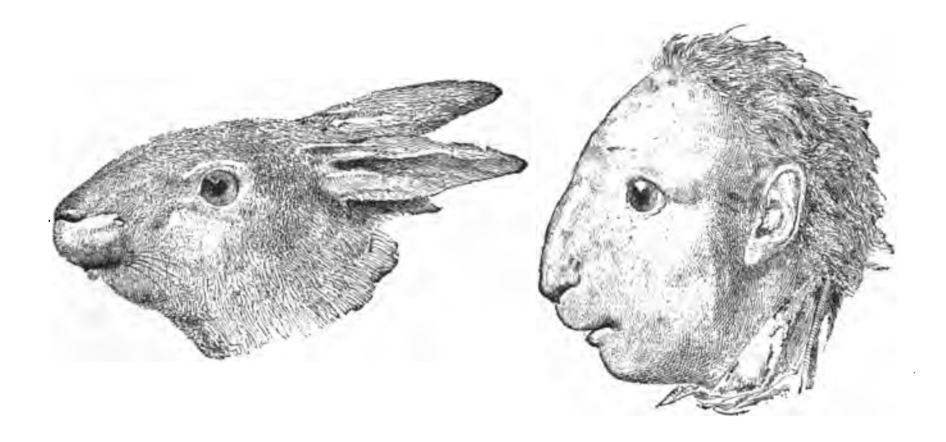
nicht listig, es flüchtet ohne Plan und sucht in der Regel auf dem geraden Wege zu entkommen; es eilt, so gut wie ohne jede Vertheidigung, davon, und nur das Weibchen wagt es, sich zur Wehre zu setzen, sobald man ihre Jungen angreift;" es scheint, als habe die Natur dessen ganze Vertheidigung in dessen Geschicklichkeit im Entfliehen concentrirt.

Es macht, wie bekannt, besonders im Auge, in dessen Form, dessen Ausdruck und Lage, die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier sich geltend; dies ist es darum, worauf wir, wenn nach letzterer suchend, unser Augenmerk vor allen Dingen werden zu richten haben, um so mehr, als überhaupt die meisten Aehnlichkeiten im Wesentlichsten auf diese Partie sich beschränken, während die sonstigen Theile der Physiognomie hierin nur dann in Betracht kommen, sobald die inneren Eigenschaften eines Menschen eine überwiegende und durchgehende Uebereinstimmung mit denen des betreffenden Thieres aufweisen. In dem hier vorliegenden Beispiele, einer Parallele mit dem Hasen, ist indessen die Aehnlichkeit eine ziemlich durchgehende, und doch verräth selbe auch hier zumeist sich *in den starren und aufgerissenen Augen, wie wir solche, in mehr oder weniger deutlich bezeichnender Weise, überhaupt bei jedem Menschen wieder finden, welcher unter der Einwirkung des Schreckens steht.*

Es ist die von einem furchtsamen Menschen gemeinhin gebräuchliche Redensart, dass der Betreffende „bange sei wie ein Hase", eine um so bezeichnendere, als der Hase nicht allein schon wegen seines Treibens das treffendste, das personificirte Bild der Furchtsamkeit ist, sondern dazu auch in seinen grossen, starren Augen, welche, einerlei ob er sich in Sicherheit wiegt, oder ob er schläft oder todt ist, immer wie erschreckt vor der Gefahr auf Wache zu stehen scheinen den unverkennbarsten Stempel dessen an sich trägt.

— Auf einer der Zwischenstationen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn bemerkte ich einst einen Mann, welcher gerade

im letzten Augenblick angelaufen kam, als der Zug eben sich wieder in Bewegung setzen wollte. Mit augenscheinlichem Schrecken in Miene und Bewegungen, da er fürchtete, nicht mehr mitzukommen, winkte und rief er, mit dem Hut in der einen Hand und der Reisetasche in der anderen, rein wie verzweifelt nach dem Zugpersonale aus. Ich machte den Bahnbeamten auf ihn aufmerksam, und dieser war denn so mitleidig, ihn noch in den Wagen hinein zu besorgen, trotzdem letzterer nicht allein schon geschlossen war, sondern der Zug auch eigentlich bereits sich in Bewegung gesetzt hatte. Er stürzte buchstäblich Hals über Kopf zu uns mitten herein; seine Angst und Ver-



wirrung darüber, nicht gleich einen Platz entdecken zu können, und sein unbeschreiblich komisches Herumtummeln von dem einen Ende nach dem anderen hin, gab seinem bereits an und für sich eigenthümlichen Gesicht und dito Geberden eine fast lächerliche Aehnlichkeit mit einem aufgescheuchten Hasen. Er war, wie ich später in Erfahrung brachte, der Sohn eines reichen Bauern aus der Nähe von Meissen; er war noch niemals zur Stadt gewesen, wollte jetzt aber einmal dahin, vornehmlich um daselbst einige Unterhaltung zu finden. Angekommen auf dem Stationsbahnhofe in Leipzig, eilte er in

der grossen Menschenmasse, wie solche auf einem grossen Bahnhofe, und zumeist gerade auf diesem, immer versammelt ist, in totaler Verwirrung umher, und hätte ich daselbst nicht seiner mich erbarmt, und ihn mit nach dem Wirthshause genommen, wo ich selbst hin wollte, ich glaube, er hätte seine Sachen alle im Stich gelassen und es versucht, wieder heimzukehren. Da meine Geschäfte mir nicht erlaubten, mich mit ihm abzugeben, empfahl ich ihn der Obhut der Frau Wirthin. Er hatte während unseres viertägigen Zusammenseins noch nicht einmal sich zu der Thüre herausgewagt, aus Furcht, wiederum der Verlegenheit anheimzufallen; als ich nun aber diese seine Verzagtheit ihm in freundlichen Worten vorwarf, äusserte er mit Thränen in den Augen, er wünschte blos wieder wohlbehalten zu Hause bei seinen lieben Eltern zu sein. Ich musste indessen ihn verlassen, hoffe aber, die Heimfahrt werde ihn etwas mehr angemuthet haben, als diese, seine erste und vermuthlich seine letzte Ausfahrt.

Der Rabe

ist unter den Raubvögeln jedenfalls der niedrigsten, feigsten, widerlichsten einer; seine unheimliche, alles verschluckende Gefrässigkeit muss als eine um so abstossendere angesehen werden, als er seiner Natur nach keineswegs ausschliesslich darauf angewiesen ist, vom Raube zu leben, da er, wo es an Gelegenheit dazu gebricht, ebenso gut an Körnern und Früchten sich genügen lässt.

Trotzdem unter den Menschen Natur und Charakter des Raben durchaus nicht ungewöhnlich ist, und ich sowohl im Allgemeinen, während meines täglichen Verkehres mit meinen Mitmenschen, wie im Besonderen in den öffentlichen Zwangsanstalten einschlägige Beispiele ziemlich häufig antraf, so fand ich immerhin doch nichts, was solches im Bilde so treffend und vollständig wiedergegeben hätte, als beifolgendes Gesicht, das ich dem berühmten Werke Charles Lebruns „Rapport de la physiognomie humaine avec celle des animaux“

entnehme. Ob dieses nun ein Product der Natur oder nur eine Frucht der Phantasie sein dürfte, ist mir unbekannt, und thut auch, denke ich, der Beweiskraft desselben keinen Eintrag; es bedarf wohl kaum besonderer Aufbietung von Verstand oder Scharfsinn, um einzusehen, dass diesem Gesicht, auch wenn demselben nicht etwa unmittelbare Wahrheit zu Grunde liegt, doch immerhin ganz unstreitig mittelbare Wahrheit beizumessen ist; dies kleinliche, charakterlose und falsche Auge, diese spitze, trockene und vogelartige Nase, diese niedrige, flachgedrückte Stirn, diese schmalen, kalten Lippen und zusammengedrückten, scharfen Linien um den Mund, wodurch dasselbe sich kennzeichnet, verrathen sich vereint zwar selten, theilweise aber bei gar vielen Menschen.





Trotzdem ich zu dem nachfolgenden Beispiele keine erläuternde Abbildung zu liefern, oder selbst nur einen klaren und ungemischten Beweis zu führen vermag, so halte ich dennoch dafür, dasselbe wird schon durch den Rapport, welcher auf einzelnen Punkten in Andeutungen hinsichtlich des dem Betreffenden eigenen Charakters mit besagtem Thiere unverkennbar sich geltend macht, seine Stelle ausfüllen können.

Ich traf in Paris nämlich mit einer Persönlichkeit zusammen, welche sich vor mir dafür ausgab, ehedem juristische Geschäfte als Advocat getrieben zu haben, nun aber sich

davon zurückgezogen hätte, um von der Kunst und der Freundschaft zu leben. Was erstere anlangt, so entdeckte ich bei ihm nur eine Zahl sehr mittelmässiger und lasciver Producte, und hinsichtlich der letzteren wollte es mir entschieden vorkommen, dass seine Bestrebungen und Opfer auf dem Altar der Freundschaft, bei mir wenigstens, ziemlich problematische waren. Ich pflegte den Umgang mit ihm mehr aus egoistischen Gründen, d. h. der Sprache wegen, als aus Interesse für seine Person, denn diese flösste mir bereits bei unserer ersten Begegnung Unwillen ein und Misstrauen, ein Eindruck, welcher nachträglich freilich durch die Macht der Gewohnheit, wie vermöge seiner geschliffenen und entgegenkommenden Art, womit er es verstand, sein eigentliches Wesen zu übertünchen, etwas an seiner Stärke verlor. An jenem Tage nun, wo ich in Begriff stand, Paris zu verlassen, besuchte er mich, um mir noch ein letztes Lebewohl zu bringen, und verlangte unterwegs, als wir beide nach der Messagerie gingen, mit fast aufdringlicher Höflichkeit, einen Theil der beschwerlichen Bagage, womit ich mich zu beschleppen hatte, mir abnehmen zu dürfen. Er bemächtigte sich anlässlich dessen unter anderen Dingen auch einer werthvollen Reisechatulle, worin ich mein meistes baares Geld und eine Zahl seltener und kostbarer Pretiosen verwahrt hielt, die ich per Commission hatte nach der Heimath mitbringen wollen, ein Umstand, wovon er wusste, da er beim Einpacken zugegen gewesen war; er hatte da unaufgefordert sich mir angeboten, mir dabei behüflich zu sein, alles dies zu packen. Jeder, der einmal auf Reisen war, kennt das Durcheinander, das auf einem solchen Abgangsorte gewöhnlich herrscht, und wird es begreifen, dass ich unmöglich im Stande sein konnte, in dem Augenblick, wo es ans Einsteigen ging, mich davon zu überzeugen, ob auch alle meine sieben Sachen an ihrem Platze waren. Während der Postwagen indessen geschlossen wurde, und sich nunmehr in Bewegung setzen wollte, vermisste ich denn die Chatulle, doch da war die Person — verschwunden. Ich schrieb dem Menschen zwar in dieser Sache sowohl von Brüssel wie

von Antwerpen und später von Kopenhagen aus, doch habe ich nie eine Antwort erhalten.

Der erste Eindruck einer Person oder die unmittelbare Empfindung, welche selbe erweckt, war auch hier, wie ich zu erfahren hatte, die richtigere: ich hätte derselben nachgeben sollen, ihm zu verstehen geben, dass ich ihn für einen „gräulichen Patron“ hielte, und ihn seiner Wege gehen lassen. Er war nämlich wirklich so, gräulich, vom Scheitel bis zur Sohle; grauer Hut und grauer Rock, dito Hosen und Gamaschen, grau gesprenkeltes Haar und aschfarbige Haut, ja selbst seine kleinen, schwarzen, verschmitzten und doch matten und faden Augen waren wie mit einer staubgrauen Haut überzogen. Die spitze, hervorspringende Nase, die kalten, schmalen, farblosen Lippen, die schlappen und doch trockenen und scharf gefurchten Lineamente und der scheue, unsichere Blick, brachte, in Verbindung mit seiner heiseren und zischelnden Stimme, seinem vorne übergeneigten Kopfe und der feuchten, kalten Hand, mir unwillkürlich einen Eindruck bei wie von dem nasskalten, schlüpfrigen, kriechenden Wesen des Wurmes, der listigen Art des Fuchses und dem widerlichen, niedrigen, feigen und begierigen Charakter des Raben insgesammt.

Die Ratte.

„Die Ratte“, sagt Buffon, „ist zu gleicher Zeit gefrässig wie lecker; während selbe mit gleicher Gier über die magere, wie über die fette Kost sich hermacht, weiss sie doch vortrefflich allemal das Beste herauszufinden, wo es etwas zu wählen giebt; sie wird dies erst vollständig verzehren, ehe es ihr einfällt, etwas von dem Uebrigen anzurühren.“ Die Ratte ist von Natur aus eigentlich feig, wird aber, wenn zur Wuth gereizt oder gezwungen, sich zu vertheidigen, oft so bissig und unbändig, dass sie kein Bedenken trägt, gegen weit grössere Thiere als sie selbst ist, sich zur Wehre zu setzen. Vom Lichte ist selbe kein Freund, und ist darum meist zur Nacht auf den Beinen. Tags über verlässt sie ihr finsteres

und verborgenes Nest nur selten, ausser etwa um Futter zu suchen. Feinere Instincte sind bei ihr nicht zu verspüren; sie ist wild und scheu und wird mit dem Menschen niemals vertraut, obwohl sie doch beständig in dessen Nähe lebt.

Obschon menschliche Physiognomien, welche den Ausdruck und Charakter der Ratte tragen, nicht gar häufig anzutreffen sind, so war ich dennoch so glücklich, unter den wenigen, welche ich davon sah, eine solche zur Darstellung bringen zu können, welche als derartig sogar ungewöhnlich stark bezeichnet ist.

Bei einem Besuch, den ich 1846 der Irrenanstalt in Leubus, einige Meilen von Berlin, abstattete, wurde ich darin auf ein Individuum aufmerksam, dessen Physiognomie ein so eigenartiges Gepräge besass, dass ich im Zweifel war, wo ich dieselbe eigentlich hinrechnen sollte, da ich damals noch auf nichts Aehnliches gestossen war. In dem Masse freilich, als ich mit seinem Leben und seinen Gewohnheiten mich bekannt machte, trat das wunderlich abstossende Rattenartige, wie solches sein Bild hier ausweist, mit wachsender Klarheit und in stets überzeugenderer Stärke mir entgegen. Wie die zwischen den verschiedenen Theilen seines Gesichtes bestehenden Massverhältnisse, besonders das unverhältnissmässig kleine und unbedeutende Untergesicht und das starke Zurückstehen von Kinn und



Stirn, solches zur Genüge andeuten, war er von der Natur sehr stiefmütterlich begabt. Er hatte etwas Wildes, Unbändiges

und dabei Feiges in seiner Natur; bereits als Kind scheute er seine Spielkameraden, und wo er, sich selbst überlassen, sein Profitchen zu erspähen meinte, da schlich er sich fort, um sich vielleicht im Winkel einer Scheuer, hinter dem Stroh oder an solchen finsteren und einsamen Oertlichkeiten zu verbergen, wo man sodann nur mit Mühe ihn wiederfinden konnte. Jähzornig und boshaft, wie er war, liess er an Demjenigen, der es versuchte, ihn daraus hinweg zu treiben, in der Regel gar deutliche Spuren seines Widerstandes zurück. Diese besonderen Eigenschaften oder diese Manie nahm mit den Jahren immer mehr zu, und er wurde in dem Masse, als dabei seine physischen Kräfte sich entwickelten, schliesslich für seine Umgebung denn so gefährlich, dass man sich genöthigt sah, ihn in genannter Anstalt unter Aufsicht und Verwahrung zu bringen, woselbst er nun, als unheilbar, in Uebereinstimmung mit seinen Neigungen, wie auch zur Sicherheit der anderen Patienten, eine dunkle, einsame und abgeschlossene Zelle angewiesen bekam. Am Tage brauchte man diese indessen gar nicht abzuschliessen, da er selbe aus freien Stücken niemals verliess, ehe nicht die Dunkelheit hereingebrochen war, alsdann aber suchte er wohl mit einer solchen Patienten eigenthümlichen List und Geschicklichkeit es sich sofort zu Nutze zu machen, wenn sein Wächter etwa nicht schnell genug bei der Hand war, die Zelle zu schliessen; sein Ziel waren dann allemal kleine Excursionen auf eigene Faust, die ausschliesslich der Durchsuchung von Küche und Speisekammer galten.

Der Bär.

Wiewohl der Bär in seinen Formen plump und ungeschlacht und in seinen Bewegungen langsam und ungeschickt ist, so besitzt er an seiner breiten Stirn und spitz zulaufenden Schnauze immerhin das Diplom des Scharfsinnes, der Schlauheit, wie der Gelehrigkeit. Es hält darum nicht schwer, ihn zu zähmen, und er wird unter der Einwirkung des Menschen und der Erziehung durch denselben in der Regel gutmüthige

und friedliche Gefühle an den Tag legen, so lange er nicht etwa durch Misshandlung aufgereizt oder von seinen wilden thierischen Trieben fortgerissen wird, die nicht selten ihn so wüthend und unbändig erscheinen lassen, dass fast Nichts sodann im Stande ist, seiner gewaltigen und masslosen Kraft zu widerstehen. Obschon er im Wesentlichsten sich mit kärglichen Wurzeln und Früchten ernährt, so überfällt und verzehrt er dennoch, freilich nie ausser durch die Noth dazu angetrieben, bisweilen andere Thiere. Im Sommer und besonders in der Erntezeit, wo er Nahrung im Ueberfluss findet, versorgt er sich damit für den kalten und armen Winter in so reichlichem Masse, dass er eine lange Zeit dann ohne Nahrung auskommen, oder, wie das Sprichwort besagt, von seinem Fette zehren kann.

Sowohl Beschreibungen aus historischen Quellen, wie gewisse Uebereinstimmungen in Natur und Charakter, machen es wahrscheinlich, dass viele von den alten nordischen Wikings viel Aehnlichkeit mit dem Bären gehabt haben mögen. Schon der Name Björn (Bär), ein echter uralter nordischer Name, der auch jetzt noch, besonders in Norwegen, wie auch im nördlichen Theile von Schweden, so häufig ist, scheint darauf hinzudeuten. Man findet ebenfalls in diesem Lande, wie auch in besagtem Theile von Schweden, wo Natur und Menschen noch ziemlich primitiv sind, gar viele solcher Persönlichkeiten, unter denen ich mehrere nachweisen kann, welche in ihrem Aeusseren die unzweideutigsten Spuren der Verwandtschaft mit diesem Thiere verrathen.

Wir brauchen indessen nicht so weit zu suchen, um ein passendes Beispiel zu finden. Ich war so glücklich, ein sehr bezeichnendes zur Hand zu finden; ich möchte dasselbe, in ähnlicher Weise, wie früher, um der grösseren Deutlichkeit willen, auf jeden Fall einem ferner liegenden vorziehen, selbst wenn dieses etwa für evidenter befunden werden sollte.

Ich traf in hiesiger Stadt im Kettengefängniss einen ehemaligen westindischen Soldaten, dessen getreues Bild ich hier beifolgen lasse. Der Genannte ist in Norwegen geboren und

wurde 1815 als Soldat für unsere westindischen Besitzungen geworben. Vor seinem Eintritt in das Militär hatte er ein ziemlich ungebundenes Leben geführt, und vermochte deshalb um so weniger mit dem Zwange sich auszusöhnen, den der militärische Dienst nun einmal mit sich bringt. Sehr bald dessen überdrüssig, beschloss er in Gemeinschaft mit mehreren Kameraden zu desertiren, wurde jedoch, als er dies versuchte, von der Behörde verfolgt; derselben gelang es, die Schaar der Flüchtlinge zu übermannen, freilich erst, nachdem diese den heftigsten Widerstand geleistet, während dessen unser Held so gewaltig um sich gehauen hatte, dass er einen seiner Widersacher tödtlich verwundete. Er wurde gefesselt nach Kopenhagen geschleppt, wo er als Festungssträfling sein Verbrechen in über vierzigjähriger Gefangenschaft abbüssen musste. Er wird im Gefängniss nun mehr als Invalide gehalten, und hat durch die langjährige Gewohnheit mit seinem Aufenthaltsort sich so sehr vertraut gemacht, dass er, trotzdem es ihm frei steht, nicht mehr denselben verlassen will. Er ist unter gewöhnlichen Verhältnissen friedfertig und verträglich, lässt seinem ursprünglichen wilden und unbändigen Charakter aber plötzlich wieder die Zügel schiessen, wenn entweder ungewohnter Genuss starker Getränke oder die Neckereien seiner Mitgefangenen ihn aus dem Gleichgewicht bringen; er geräth dann oft in eine so ausserordentliche, unbändige Wuth, dass man ihn binden muss, um ihn daran zu hindern, ernsthaftes Unglück anzurichten. Er legt in der Regel einen hohen Grad von Mässigkeit und Sparsamkeit an den Tag; eine sehr lange Zeit hindurch lässt er an den allereinfachsten Nahrungsmitteln, noch dazu in sehr geringer Quantität sich genügen; was er von seinen täglichen Rationen, wie von seinem spärlichen Taschengelde erübrigt, sucht er dann allemal den Nachforschungen seiner Kameraden zu entziehen, indem er es auf eine sinnreiche, oft sehr komische Art versteckt und so lange aufbewahrt hält, bis er schliesslich wie durch eine Art Raptus in unglaublich kurzer Zeit alles das wieder verzehrt, was er so mühsam zusammensparte.

Einzelne Theile von diesen Rationen, z. B. Salz, ist er indessen nicht im Stande, auf diese Weise auf einmal zu bewältigen; und man fand seine Matratze einst so dick und schwer, dass man über zwei Scheffel aufgespartes und eingenähtes Salz derselben entnehmen konnte. Trotzdem er unter täglichen Verhältnissen mörös, still und phlegmatisch sich zeigt, so vermag er doch, sobald die Raserei über ihn kommt, die ganze Anstalt in Aufruhr zu bringen. Die augenscheinliche Aehnlichkeit mit dem Bären, welche in seiner Physiognomie sich zu erkennen giebt, ist auch in seiner gesammten Gestalt vorhanden; er ist schwer, plump, fast ungeschlacht gebaut, mit jenen schräg abwärts gehenden, gleichsam zusammengedrückten, aber fleischigen muskulösen Schultern, bei deren Bauart, wie solches fast immer der Fall ist, wo wir beim Manne diese Linie wiederfinden, die Kraft mehr in der fleischigen Rundung von Brust und Rücken, als in der bedeutenden Breite der Schultern selbst sich verräth; es ist das letztere, wie bekannt, hinsichtlich des Ausdruckes physischer Kraft überhaupt von weit geringerer Bedeutung, als man im Allgemeinen wohl annimmt, die Bauart nämlich, wonach Rücken und Brust zwar breit, doch zugleich auch



flach und wenig muskulös sind. Er besitzt schwere, massive Hände und Füsse, und seine Bewegungen verrathen, wenngleich dieselben langsam und schwerfällig sich ausnehmen, dennoch eine verborgene Kraft, die unwillkürlich Respekt einflösst, ja bisweilen sogar Schrecken einjagen kann, so z. B. wenn er wild und drohend seinen vorne übergesenkten Kopf erhebt, und seine lauernden Augen durch die dicken und buschigen Brauen Blitze des Zornes entsenden, wenn er dabei einen eigenthümlich brummenden Laut hören lässt, der an Stärke dann zunimmt, und in einzelne undeutliche und unzusammenhängende Worte übergeht, in dem Masse als sein Zorn anwächst.

Das Wiesel.*)

Das Wiesel ist eines der blutdürstigsten Thiere und von einer unendlich gefrässigen, raubgierigen Natur. Mit einem eigenthümlich garstigen, knurrenden Laute stürzt es sich über sein Opfer, dem es zu allernächst das Blut aussaugt, um sodann so viel vom Fleische zu verzehren, als es davon bewältigen kann; den Rest überlässt es Anderen; sonst aber vermag es, sollte es das Glück nicht wieder begünstigen, selbst eine sehr lange Zeit hindurch, geduldig zu hungern. Sammeln kann es gar nichts; es ist ein completer Vagabund, und da es sich, wie man zu sagen pflegt, nur von der Hand in den Mund ernährt, so lässt es sich daran genügen, wenn es seine Befriedigung nur eben dann findet, sobald der Zufall ihm zu Hülfe kommt. Es ist in einer ewigen, unglaublich unruhigen und unermüdlichen Bewegung, und wie wohl feinere Instincte ihm nicht abgehen, ist es dennoch so scheu, dass es selbst in längerer Gefangenschaft nicht fressen mag, sobald man es

---

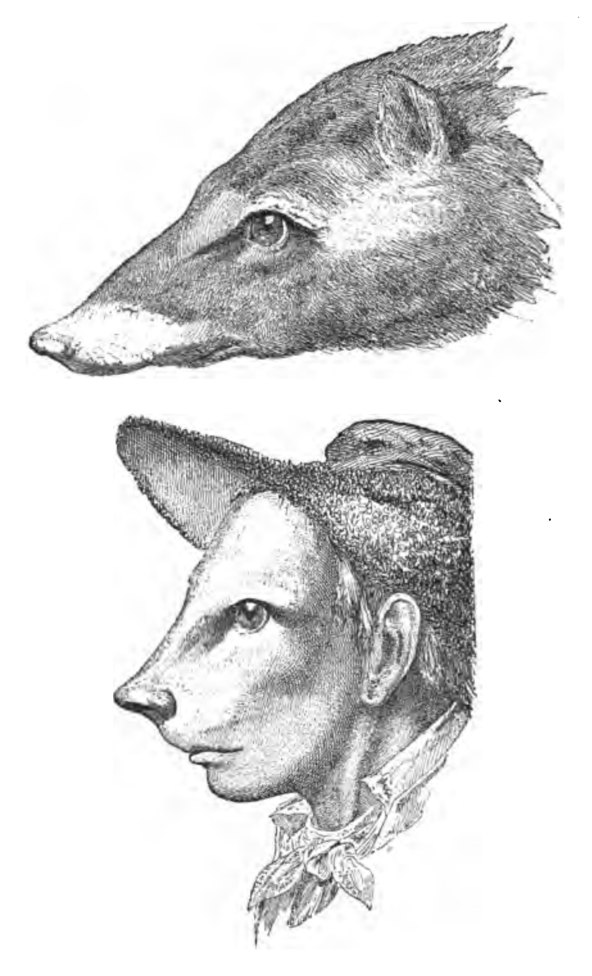
*) Die Abbildung dieses Thieres wurde verhältnissmässig zu gross; ich möchte meine geehrten Leser darum ersucht haben, von diesem Versehen sich nicht beirren zu lassen.

beobachtet, sondern allemal eine verborgene, abseitsliegende Stelle aufsucht, um daselbst sein Futter zu verzehren.

Ich sah nicht gar viele solcher Menschen, deren Aeusseres Natur und Charakter dieses Thieres verrieth, doch kann ich immerhin ein Beispiel anführen, das diesem ziemlich nahe kommt.

Auf einem zu künstlerischen Zwecken in das bayerische Gebirge unternommenen Ausfluge kam ich einst in ein Wirthshaus in der Nähe von Salzburg. Ich gewahrte daselbst eine Persönlichkeit, deren unheimlich abstossender, thierischer Ausdruck in hohem Grade meine Neugier reizte. Da ich auf nähere Erkundigung hin erfuhr, dass dieser Mensch als der öffentlich angestellte Scharfrichter des Districtes fungirte, suchte ich nicht allein Gelegenheit, von seinem Gesichte ein flüchtiges, doch getreues und charakteristisches Bild zu entwerfen, sondern holte auch in seinem naheliegenden Geburtsorte Hallein, wo er wohl bekannt war, über sein bisheriges Leben ziemlich zuverlässige Notizen ein. — Er war der einzige Sohn eines armen Hausirers, welcher, sowohl seiner ärmlichen Verhältnisse wegen, wie vornehmlich darum, weil sein Sprössling, trotz wiederholter ernsthafter Züchtigungen, nicht davon abzubringen war, seine zwei jüngeren Schwestern zu misshandeln, ihn selbst schon in sehr frühzeitigem Alter auf seinen oft weitläufigen und langwierigen Wanderungen, immer hatte mit sich nehmen müssen. Hierbei führte der Knabe sich, so lange er unter Aufsicht des Vaters sich befand, ganz untadelhaft; dieser war aber durch seine Geschäfte bisweilen genöthigt, ihn sich selbst zu überlassen, und da machte denn immer mehr ein eigenthümlich thierischer und grausamer Trieb sich bei ihm geltend; es bestand seine Unterhaltung alsdann unter Anderem darin, dass er auf die umherschwirrenden Fliegen Jagd machte, und anstatt dieselben zu tödten, den gefangenen Thieren erst das eine Bein nach dem anderen und sodann die Flügel abriss, worauf er denn mit augenscheinlicher Freude den verstümmelten Rumpf beobachtete, bis dieser sich zu Tode gezappelt hatte. Da solches für die

Dauer jedoch nicht vorhielt, grossen Reiz auf ihn auszuüben, so ging er darin weiter und dehnte seine Versuche auch auf grössere Thiere aus; entweder riss er denn da einem Kanarienvogel die Beine aus, oder zupfte anderen gefangenen kleinen Vögeln



die Federn aus den Flügeln, um dieselben dann blutig und hülflos sich selbst zu überlassen. Oder aber er hielt Enten und Hühner an den Schwanzfedern fest, bis dieselben sich

von diesen losgezappelt hatten. Mit einer für sein Alter unbegreiflichen Geschicklichkeit lockte er auch wohl ab und zu eine Katze an sich, befestigte mit einem Nagel ihren Schwanz an die Wand, und freute sich nun über ihre verzweifelten Krummsprünge, womit selbe sich wieder losreissen wollte. Da weder Ermahnungen, noch Hunger oder die härtesten körperlichen Strafen im Stande waren, diese abscheulichen Neigungen bei ihm einzudämmen, so hielt der Vater es schliesslich für das Gerathenste, einen Ableiter dafür zu suchen, indem er ihn bei einem Schlachter in die Lehre brachte. Hierselbst schien sein wunderlicher Hang zum Blutvergiessen zum Theil genügende Nahrung gefunden zu haben, denn er hielt sich bei diesem ununterbrochen mehrere Jahre lang auf, wurde Geselle und zuletzt Meister. Indessen mochte selbst diese Beschäftigungsweise ihm nicht vollkommen genügt haben, denn da einige Jahre darauf das Scharfrichteramt in der Gegend ledig wurde, bewarb er sich darum, und war so glücklich, dies Amt, selbst unter Beibehaltung des Gewerbes, das er bereits inne hatte, zu erhalten.

Es scheint jener wunderlich grausame und blutgierige Instinct bei ihm vornehmlich in einer gewissen eigenthümlichen Ausdrucksart und Form des blutig unterlaufenen, wilden, lauernden und unruhigen Auges, in den hervorspringenden Linien der Nase, dem zurückstehenden Kinn und in dem kalten und herzlosen Charakter der dichtgeschlossenen Lippen physiognomisch sich anzuzeichnen.

Der Ziegenbock

ist keck, munter und lebhaft, hat ein kraftvolles und recht ansprechendes Aeussere, ist aber mit einer sehr warmen und brünstigen Natur begabt, die bei ihm mit einer eigenthümlich strammen und widerlichen Ausdünstung, welche besonders in der Paarungszeit sich geltend macht, in Verbindung steht. Ein junger kräftiger Bock vermag auf eine Zeit von drei bis vier Monaten eine Heerde von über hundertundfünfzig Ziegen

zu befriedigen, eine Leistungsfähigkeit, deren Ausnutzung man freilich auch als Missbrauch seiner Kräfte wird ansehen müssen, weil derselbe bei so forcirter Verwendung nach zwei bis drei Jahren ganz unbrauchbar sein wird.

Unter den Exemplaren dieses Thieres, welche ich bisher zu sehen bekam, traf ich keines, das zur genügenden Charakterisirung des eigentlichen sogenannten „bockartigen Ausdruckes“ mir hätte dienen können, und da ich nun der Meinung bin, dass eine Abbildung, die nicht zur Illustrirung des einschlägigen Gedankens vollkommen geeignet erscheint, lieber ganz fortbleiben sollte, um keinerlei Missverständniss oder Verwirrung zu Wege zu bringen, so glaube ich denn eben, diesen Grundsatz um so ruhiger hier in Anwendung bringen zu dürfen, als der Ziegenbock ja so allgemein bekannt ist, dass sein Bild jedenfalls den Meisten in der Erinnerung mehr oder weniger deutlich vor Augen steht.

Es wäre hinsichtlich einiger menschlichen Exemplare bei der vorzüglich bezeichnenden Bocksnatur, welche diesen gewissen Personen eigen ist, eine Darstellung derselben hier jedenfalls sehr wünschenswerth, ich muss aber bedauern, dass die Discretion, vornehmlich wegen der hervorragenden gesellschaftlichen Stellung der Betreffenden, es mir nicht gestattet, dieselben hier heranzuziehen, weshalb ich meine geehrten Leser ersuchen muss, für den Augenblick mit einem weniger gelungenen vorlieb zu nehmen.



Ich war während des Krieges 1848 bei einem Bauer in Mittelschleswig einquartirt, welcher, bereits drei Male verheirathet, mit sechzehn lebenden Kindern gesegnet war. Er galt in der ganzen Gegend für einen warmen Anbeter des schönen Geschlechtes und versäumte keine Gelegenheit, wo er dies an den Tag legen konnte. Man zählte mir hierfür nicht allein ungemein viele Beweise auf, sondern

wies auch mir mehrere sehr wahrscheinliche Beispiele auf, welche jedenfalls davon zeugten, dass diese seine Bestrebungen in solchen Fällen wohl Anklang gefunden haben mochten. Er war, obschon bereits ziemlich betagt, immerhin noch ein schöner und kräftiger Mann, von einem lebhaften, gutmüthigen und fügsamen Charakter, und verstand, trotz seiner Schwäche und Gefügigkeit gegenüber dem Weibe, es gleichwohl da, wo er beim Manne auf Widerstand stiess, Keckheit, Festigkeit und Trotz an den Tag zu legen. Er bethätigte diese letztere Eigenschaft durch ein Weiteres, indem er später während des Krieges Haus und Hof verliess, um opfermuthig und beherzt der dänischen Sache sich anzuschliessen.

Es wird beim Menschen Natur und Charakter des Bockes um so häufiger wiederzufinden sein, als die Triebe und Neigungen, welche, wiewohl in verstärktem Grade, beim Bock sich geltend machen, ja die nämlichen sind, womit ein jegliches gesundes und wohlorganisirtes menschliches Wesen, nur in modificirter Weise, ausgestattet sein soll. Schon die Griechen haben, mit ihrem feinen und offenen Auge für die Geheimnisse der Natur und ihrer Werkstätten, die diesem Punkte anhaftende Wahrheit gefühlt und verstanden; sie legten dies damit an den Tag, dass sie im Faun ein Bild ihrer Götterlehre schufen, welches diese Idee ganz unzweifelhaft ausdrückt, und das sie, um selbes noch um ein weiteres einleuchtender zu machen, mit Hörnern und Bocksfüssen versahen.



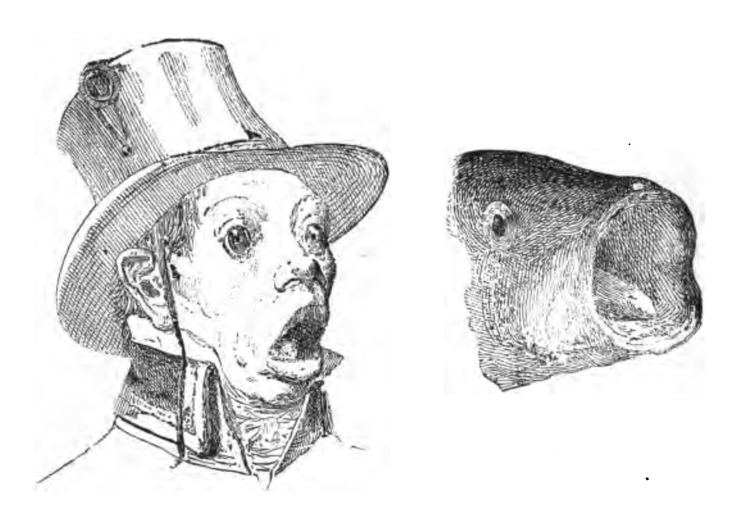
Der Dorsch.

Dieses ebenso dumme wie stumme, friedfertige und harmlose Thier scheint, wie solches sein breiter und stumpfer Rachen bereits andeutet, viel mehr zum Aufnehmen als zum Aufspüren seiner Nahrung geschaffen zu sein. Während der Raubfisch, mit seinem zugespitzten Kopfe und seinem schlanken Körper, eilfertig seine Beute verfolgt und packt, liegt der Dorsch, wie der Walfisch, in der Regel ruhig dem Strom entgegen, und wartet bis die Beute zu ihm kommt. Er lebt meistens von Seeamphibien, Würmern und Schnecken, und wenn man auch ab und zu kleine Fische in seinen Eingeweiden findet, so waren diese bei dem Bestreben des Dorsches sein gewohntes Futter zu bekommen, vermuthlich nur wider Gewohnheit hineingerathen.

Wie weit auch der Mensch und der Dorsch in Hinsicht der Intelligenz einander fern stehen mögen, so dürfte es doch kaum dem Zweifel unterworfen sein, dass man hierzwischen noch im Stande sein wird, Parallelen aufzustellen. Allein schon der hier zu Lande allgemeine Ausdruck: „Sieh' mal, was für ein Dorschgesicht," beweist es genugsam, dass man hiervon wird sich überzeugt fühlen müssen. Ich traf wenigstens, unter noch mehreren recht guten anderen, ein solches Exemplar, das, wie mir scheint, ziemlich unzweifelhaft dazu dienen kann, diese Aufstellung zu illustriren.

Während eines Aufenthaltes von ein paar Monaten in Fontainebleau war ich im Verein mit einigen französischen Malern stets mit einem reichen Engländer zusammen auf künstlerischen Ausflügen nach Studien aus; es hatte dieser, ein Kunstdilletant wie er war, den gleichen Zweck wie wir. Er bediente sich zum Transport seiner Malerapparate eines wunderlichen Ungeheuers von Diener, welcher nur immer ihm stumm und unverwandt so wie sein Schatten folgte. Es veranlasste uns sein dummes, fades, fast widerlich karrikirtes Gesicht eines schönen Tages, seinem Herrn unsere Verwunderung darüber auszusprechen, wie es nur möglich wäre, dass

er, der, wie wir sahen, mit dem Schönen sich beschäftigte und solchen Sinn dafür hätte, sich darin finden könnte, ein solches abscheuliches Stummthier beständig vor Augen zu haben. Ohne von dieser etwas indiscreten Frage irgendwie sich afficiren zu lassen, antwortete er uns phlegmatisch, „er sähe sich glücklich, diesen Schatz gefunden zu haben, und er habe ihn aus seiner Heimath mitgebracht, weil er Eigenschaften besässe, die ihm während seiner täglichen Beschäftigungen gerade sehr zu Statten kämen, denn da wünschte er eben einen stummen Diener, und keine solche flüchtige, geschwätzige und umständliche



Plappermaschine, die keinen Augenblick Einen in Ruhe liesse.“ Es lässt sich nicht leugnen, dass er in dieser Hinsicht ein Prachtexemplar getroffen hatte, denn der Diener trollte allezeit sprachlos und unverwandt hinter seinem Herrn drein, und blieb stumm und unbeweglich, und mit offenem Munde, als wäre er bereit, dessen Befehle zu verschlucken, stets auf der Stelle stehen, wo er ihn eben hinpostirt hatte, und wenn das Stunden lang gedauert hätte. Er antwortete niemals auf die Anrede seines Herrn, ausser dadurch, dass er die jedesmaligen Wünsche desselben mechanisch ausführte, und so habe ich ihn

denn in dem ganzen Monat, wo wir täglich zusammen waren, niemals zu etwas Anderem den Mund bewegen sehen als etwa zum Essen. Es scheint indessen, als habe sein Herr die Vorzüglichkeit der Eigenschaften dieses Dieners schliesslich doch angefangen in Zweifel zu ziehen, denn als ich später wieder mit ihm in Rom zusammentraf, war der „Schatz" nach Hause gesandt, und er hatte einen etwas manierlicheren Menschen dafür bekommen.

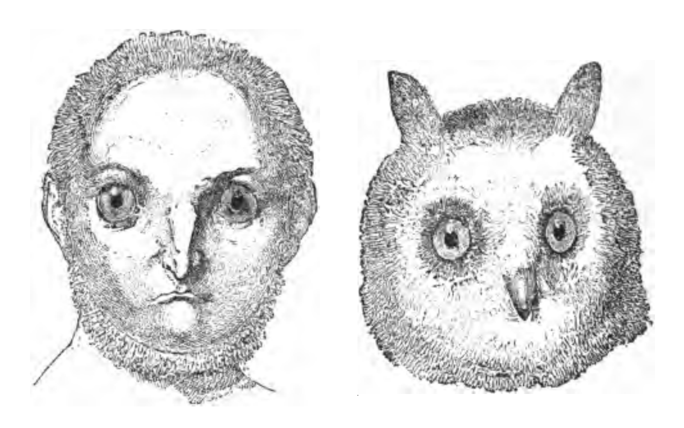
Wiewohl ein solch vollständiges Prachtexemplar eines Dorschmaules in Menschengestalt zu den Seltenheiten gehört, so finden wir dennoch, wie gesagt, den Dorschausdruck ziemlich häufig. Jeder Mensch nämlich, der den Mund aufreisst, ohne dazu gerade von irgend einer physischen Nothwendigkeit gezwungen zu sein, verräth bereits dadurch etwas von der Natur des Dorsches. Sowie das Maul des Thieres eben in der Hoffnung sich öffnet, das Futter möge ihm hereingeflossen kommen, so scheint der Mund bei dem einfältigen Menschen sich zu öffnen, um der geistigen Nahrung Eingang zu verschaffen, wenn diese auf dem gewöhnlichen Wege durch das Auge oder das Ohr vergebens einzudringen versucht hatte.

Die Eule

wurde im Alterthum wunderlicher Weise als das Sinnbild der Weisheit betrachtet und war als solche der Minerva geheiligt, ja selbst bis auf die späteste Zeit adoptirte man augenscheinlich die nämliche Idee. Dies scheint ursprünglich indessen mehr von dem Umstande sich herzuleiten, dass die Eule, ähnlich dem Gelehrten, ihr Gewerbe vornehmlich zur Nachtzeit betreibt, als von den Eigenschaften, die sie sonst besitzt, denn diese passen zu dem Piedestal, auf welches man selbe zu stellen gesucht hat, nur in sehr geringem Masse. Die Eule ist feig, ungelehrig und gefrässig, und fällt niemals Auge gegen Auge ihre Beute an, sondern schleicht sich nur stets, wobei die federbewachsenen Klauen ihr gut zu statten kommen, unhörbar den Zweigen der Bäume entlang, um hinterrücks auf die

kleinen Vögel, die in ihrem Neste schlafen, zu kommen, welche sie alsdann mit Haut und Haar gierig herunterschluckt. Ihre Gehörorgane sind sehr entwickelt, und das grosse, runde, nur wenig convexe Auge vermag eine grosse Masse von Lichtstrahlen auf einmal einzusaugen, wodurch dasselbe, wie bei der Katze, sich dazu eignet, das Halbdunkel zu durchdringen, weshalb die Eule auch meist in der Abend- und Morgendämmerung auf Erwerb ausgeht.

— Auf dem Arsenal in Venedig boten mir einst zwei Galeerensträflinge einige von den bekannten schönen, von Muschelschalen zusammengesetzten Bijouteriesachen zum Kaufe an. Da der eine derselben, dessen Bild ich hier bringe, durch



seine auffallende Aehnlichkeit mit einer Eule meine Aufmerksamkeit fesselte, liess ich mich mit ihm in ein eingehenderes Gespräch ein, und erfuhr hierbei, auch mit Hülfe seiner Wächter, die näheren Umstände seines Lebens und Charakters. Er war nämlich bereits als Knabe zur See gesandt worden, musste aber, sowohl wegen seiner übertriebenen Furchtsamkeit wie in Folge einer Menge kleiner Veruntreuungen, wegen deren er zu wiederholten Malen vergebens gezüchtigt worden war, diesen Lebensweg wieder verlassen. Er kam von da zu einem Schuhmacher in die Lehre; dessen harter, strenger unbeugsamer Charakter sollte, wie man wähnte, einen günstigen

Einfluss auf ihn ausüben; seine Schosssünden verliessen ihn aber auch da nicht, weshalb er auch in dieser Branche nicht gerade alt wurde, sondern nach kurzer Zeit nach dem Hause seiner Eltern davonlief. Nachdem er von da an, bald bei diesen, bald anderswo, einige Jahre sich herumgetrieben, ohne zu günstigeren Resultaten als beim Schuhmacher zu gelangen, machte er sich schliesslich mit einer organisirten Diebsbande zu schaffen, bei der er, wegen seiner scharfen Sinne, aber nur geringen Beherztheit, zu Späherdiensten und als Aufpasser verwandt wurde, sobald die Bande mit den handgreiflicheren Theilen ihrer Wirksamkeit beschäftigt war. Das Unglück scheint indessen sich ihm an die Fersen geheftet zu haben, denn nachdem er diese bequeme und einbringende Hantirung einige Zeit hindurch mit augenscheinlicher Tüchtigkeit und dito Erfolg betrieben hatte, ertappte man ihn eines schönen Tages bei „gesetzwidriger Erwerbsthätigkeit,“ und steckte ihn zugleich mit einem grossen Theile seiner Geschäftsfreunde ein. Weder während des Angriffs der Polizeisoldaten, noch später vor Gericht, machte er auch nur Miene, sich zu vertheidigen, und verrieth daselbst, nicht etwa aus Reue und Aufrichtigkeit, sondern nur durch Furcht und Einfältigkeit dazu angeleitet, sowohl seine letzten wie seine früheren Vergehen, und wurde zugleich der unfreiwillige Angeber aller seiner Kameraden. Er erntete nur einen traurigen, aber wohl verdienten Lohn dafür, denn man verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Galeere.

Es giebt entschieden noch eine Menge grössere wie kleinere Thiere, welche von einschlägiger Bedeutsamkeit sind; mehr als die vorstehend geschilderten wagte ich aber zu vergleichenden Proben gleichwohl nicht heranzuziehen, denn theils sah ich mich nicht im Stande, mir charakteristische Exemplare weiterer Thiere zu verschaffen, und theils fand ich auch noch keinerlei hinreichend deutlich ausgesprochene, entsprechende Menschen-

bilder dazu. So muss ich u. A. beim Pferde, auch noch aus anderweitigen Gründen, es um so mehr bedauern, eine angemessene Besprechung nicht liefern zu können, als wohl kein anderes Thier von gleicher Grösse so viele schöne und edle Eigenschaften besitzt wie dieses.

Die Beschaffenheit der edleren thierischen Eigenschaften ist es vornehmlich, was immer so bedeutende Schwierigkeiten macht, sobald man die feine, dicht anliegende Parallele, welche zwischen diesen und dem rein Menschlichen besteht, andeuten und weiter verfolgen will. Wie wohl beim Menschen die edlen Eigenschaften in der Moral wurzeln, während dieselben beim Thiere nur aus höheren Instincten entspringen, so bedingen dieselben doch beiderseitig allemal edle Formen, die an Ausdruck und Charakter oft einander so nahe liegen, dass sie alsdann zusammenzufallen scheinen.

Nehmen wir, wie bereits vorher angedeutet, an, dass jeder wohlorganisirte Mensch in höherem oder geringerem Grade im Gesammtbesitz aller jener Triebe sei, welche bei den verschiedenen Arten von Thieren einzeln sich wiederfinden, und dass dieselben beim Menschen mittelbar, d. h. unter der Vormundschaft der Moral wirken, während sie beim Thiere unmittelbar auftreten, so folgt hieraus jedenfalls, dass, in dem Masse als beim Menschen dessen moralische Eigenschaften der Herrschaft, welche denselben über seine Triebe zufiel, verlustig gehen, diese Triebe schliesslich mehr oder weniger vollständig unter die Kategorie des Thierischen gerathen und der menschlichen Physiognomie das genaue Gepräge dessen beibringen werden. Je niedriger, wilder und dem Normalen zuwiderlaufender der Instinct seiner Natur nach ist, desto mehr liegt derselbe abseits vom rein Menschlichen oder von der Moral, und desto schwieriger wird dessen Beherrschung für diese sich stellen, und ebenso auch umgekehrt, was die edleren Triebe angeht; mit anderen Worten: als je niedriger und unedler die Triebe eines Menschen sich erweisen, desto deutlicher wird dessen Physiognomie das Gepräge des Thieres annehmen, und als je edler der Instinct sich beim Thiere äussert, als desto grösser wird dessen

Aehnlichkeit mit dem Menschen erfunden werden müssen. Hieraus geht denn weiter hervor, dass derjenige Mensch, welcher z. B. Aehnlichkeit mit dem Pferde, demjenigen Thiere, das hinsichtlich edler Eigenschaften dem Menschen wohl am nächsten steht, besitzt, nur eine sehr bedingte thierische Physiognomie wird verrathen können, eine Physiognomie, auf welcher der Ausdruck des rein Menschlichen nur sehr wenig verwischt ist; Aehnliches dürfte nun auch bei Vergleichen mit anderen edlen Thieren in mehr oder weniger hohem Grade sich bewahrheiten können.

Obschon die Parallele der Aehnlichkeit mit dem Pferde sonach nicht gerade leicht wird sich nachweisen lassen, so ist selbe deswegen immer noch durchaus nicht selten zu beobachten; ich darf es mir wohl nicht versagen, ehe ich zu Anderem übergehe, versuchsweise ein paar erläuternde Beispiele davon anzuführen. Ich erlaube mir da z. B. auf einen unserer vortrefflichsten Schauspieler aufmerksam zu machen, es war das ein Künstler, dessen zugleich schöne wie edle Erscheinung, wie solche uns von der Bühne aus so oft bezauberte, in ihrem Gesammtausdruck ganz ohne Frage etwas von der kecken, feurigen Natur und Art des Pferdes an sich hatte; es offenbarte sich letztere nicht allein etwa in den Massen und Lineamenten seiner Physiognomie, sondern machte auch in seiner ganzen Haltung und in allen seinen Bewegungen, in einem eigenthümlichen Werfen des Kopfes, in seinem festen und doch so leichten und elastischen Gange, in dem unverhohlenen, kühnen und zuversichtlichen Aplomb sich geltend, der in seinen Gesten und seinem ganzen äusseren Auftreten so bezeichnend zu Tage trat.

Es trat bei einem unserer im Auslande verstorbenen talentvollen Künstler diese Aehnlichkeitsparallele in noch höherem Grade hervor. Keck, voller Leben, wild und rücksichtslos, wie er sich gab, artete seine Heftigkeit nicht selten in gewaltthätiges, unbändiges Wesen aus, das in Verbindung mit dem Ausdruck und den Formen seiner Physiognomie, und überhaupt den Massverhältnissen und den Bewegungen seiner

ganzen äusseren Persönlichkeit, seinem ganzen Eindrucke nach auffallend an den wähligen, widerspenstigen Hengst erinnerte; es machte solches nicht minder auch in seiner ganzen Geistesrichtung sich geltend und trat mehr oder weniger deutlich in den Producten dieser seiner Richtung zu Tage.

Schliesslich möchte ich hier nur noch an die Thatsache erinnert haben, dass Ausdrücke, welche deutlich ersehen lassen, dass die grosse Menge für den Gedanken, der diese Bemerkungen als rother Faden durchzieht, stets ein ziemlich lebhaftes Gefühl besitzt, oft ohne dass diese sich dessen klar bewusst ist, in Wort und Schrift uns alle Tage sich darbieten. Wenn wir z. B. jeden Augenblick es hören und lesen müssen, dass dieser „Tauben- oder Rehaugen" oder jener „Gazellenaugen" eigen sind, dass die Betreffende „einer falschen und flinken Katze" ähnelt, oder „listig ist wie ein Fuchs", so „raubgierig aussieht wie ein Habicht", oder die „scharfen, blitzenden Augen des Adlers" aufzuweisen hat, dass selbe so „geschmeidig und giftig ist, dahin schleicht und sich windet wie eine Schlange", dass Einer „auftrampelt wie ein Elephant", „feig ist wie ein Hase", „plump, täppisch und grimmig wie ein Bär", „dumm wie ein Dorsch", „sanft wie ein Schaf", „störrisch wie ein Esel", „eitel wie ein Pfau", „einfältig wie eine Gans" ist und „watschelt wie eine Ente", „wie ein Hund ehrlich und treu" oder „bissig wie ein solcher ist", „aussieht wie ein Bullenbeisser", „gefrässig wie ein Wolf", so „beschmiert wie ein Schwein", „„grätig" und verdriesslich wie ein Mops", „klug wie eine Henne", „äffisch", „katzenfreundlich" ist u. s. w., u. s. w., so dürfte angesichts dessen es wohl kaum noch zu bezweifeln sein, dass Ausdrücken, wie diesen, wenn selbe theilweise auch nur figürliche Anwendung finden, doch allemal die unwillkürliche Vorstellung zu Grunde liegt, dass Gestalt und Eigenschaften eines gewissen bestimmten Thieres es sind, was unserem Inneren das betreffende Bild entlockte. Doch selbst wenn dergleichen Aeusserungen, wie in der Regel der Fall, mehr von den Lippen ausgehen als dem Nachdenken entspringen, so deutet deren Dasein immerhin doch darauf,

dass man in solchem Falle stets nach bezeichnenden Ausdrücken für eine innere physiognomische Ueberzeugung suchte, deren Wahrheit in der häufigen Anwendung solcher Ausdrücke ihre anschaulichste Stütze findet.

Den wenigen Beispielen, welche ich hier als Stütze dieser wissenschaftlichen Untersuchung hinsichtlich der reciproken Charakteristik von Mensch und Thier zu erbringen mich im Stande sah, wohnt gewiss nur eine dürftige Beweiskraft inne; ich bin auch weit entfernt davon, den diesen anhaftenden Unvollkommenheiten mich zu verschliessen; im Gegentheil fühlte ich deswegen mich veranlasst, gegen die berechtigte Unzufriedenheit meiner Leser, wenigstens theilweise mich dadurch zu versichern, dass ich derselben mit einem Wort der Entschuldigung hiermit begegnen möchte. Es giebt nämlich wohl kaum ein wissenschaftliches Werk, in welchem die Einheit des leitenden Gedankens eine untrennbarere und unmittelbarere Verbindung mit der Einheit des zugehörigen, erklärenden Bildes bedingt als das vorliegende, bei dessen Abfassung es mir als Forderung unumgänglicher Nothwendigkeit erschien, dass Text und Illustration darin von Anfang bis zu Ende ein Product der nämlichen Hand wären. Es ist unzweifelhaft, dass im Mangel dieser Einheit auch der erklärende Grund zu suchen ist, weshalb dieser Wissenschaftszweig bislang noch immer nicht eine irgend wie befriedigende Lösung gefunden hat. Es war sicherlich weder ein gewisses Mass von Selbstvertrauen oder bornirte Unbescheidenheit, was zu Versuchen mich antrieb, Gedanken und Ideen, wie solche ein „Aristoteles“, ein „della Porta“, ein „Lavater“, ein „Charles Lebrun“, ein „Kaulbach“, ein „Grandville“ u. A. mit grösserer oder geringerer Ausbeute in ebenso tiefsinniger wie geistvoller Weise behandelt haben, nun meinerseits zu suppliren und zu verbessern, sondern vielmehr der mich nun einmal leitende Glaube, dass ich durch mein Vordringen in der hier angegebenen

Richtung leichter und sicherer es zu Wege bringen würde, ein systematisch geordnetes, wissenschaftliches Resultat zu erzielen. Die nicht vorausgesehenen und wenigstens für meine Kräfte unüberwindlichen Schwierigkeiten, auf welche ich an mehreren Punkten dieses Abschnittes meiner Arbeit, besonders was die Abbildungen anlangt, stiess, würden gewisslich mich davor zurückgeschreckt haben, besagte Arbeit dem Publikum vor Augen zu bringen, hätte dabei mich nicht auch die Hoffnung beseelt, der verständige und billig denkende Leser würde sein Urtheil jedenfalls nach Massgabe dieser Schwierigkeiten modificiren, und hätte ich zudem nicht eine gewisse Stütze in der Ueberzeugung zu finden geglaubt, dass man mit dargelegtem Ziele vor Augen, bei dieser bislang so mangelhaft behandelten Aufgabe es dereinst noch zu einer völlig befriedigenden Lösung wird bringen können.

Die physiognomischen Beziehungen und Verhältnisse, welche zwischen Eltern und Kindern obwalten.

Sowie wir finden, dass weder die Pflanzen noch die Bäume einander vollkommen ähneln, und dass kein Ast oder Zweig, ja selbst kein Blatt darauf, wenn auch aus der nämlichen Mutterpflanze entsprungen, durchaus gleich geartet sind, und dabei doch wieder sehen, dass jedes einzelne Blatt, sowohl wie jeder Zweig, die Aeste oder der ganze Baum einen gewissen gemeinsamen Grundcharakter bewahrt, der für die Gattung, zu der er gehört, bezeichnend und dafür durchgängig zu beobachten ist, so finden wir nicht minder, dass das nämliche Princip auch bei den Thieren und ebenso auch bei den Menschen sich geltend macht. Es verrathen nämlich nicht allein die Rassen und Nationen, sondern selbst die einzelnen Familien unter diesen letzteren, nach Massgabe ihres Wohnortes, ihrer Sitten, ihrer Natur und ihres Charakters, gegenseitige Verschiedenheit in Ausdruck, Gestalt und Farbe, während die einzelnen Individuen, aus denen diese zusammengesetzt sind, ebenfalls wieder von einander abweichen. Diese, wenn wir selbe so nennen dürfen, „scheidenden und wieder verschmelzenden Bestrebungen der Natur" bethätigen sich auf ungleich schärfere und begrenztere Weise stets auf den weniger vollkommen als auf den vollkommener entwickelten Stufen ihrer Wirksamkeit, indem dieselbe bei diesen in dem Masse, als die Vollkommenheit der

organischen Zusammensetzung steigt, durch gegenseitige Kreuzungen die ursprünglichen, scharfbegrenzten Abweichungen gradweise zu verwischen scheint. Wir sehen diese Bestrebungen darum bei den Menschen stärker sich äussern als bei den Thieren, bei den Thieren mehr als bei den Pflanzen und bei diesen letzten unverkennbar stärker bei denjenigen, welche Befruchtung empfangen, als bei denen, welche darauf angewiesen sind, diese selbst auszuführen. Es scheint das Princip dieser Kreuzungen nicht allein Erzeugung grösserer Reichartigkeit und Abwechslung zu bedeuten, sondern zugleich auch, und zwar im Wesentlichsten, darauf hinauszulaufen, dass durch die gegenseitige Einwirkung der verwandten Rassen denselben eine gegenseitig erhöhte Kraft zufliesse, wie eine vollkommenere und veredeltere Entwickelung bei denselben sich anbahne. Die Natur scheint auf diese Nothwendigkeit bereits durch die Thatsache hinzudeuten, dass sie auf ihren höheren Stufen stets die Zusammenwirkung zweier Individuen erforderlich macht, wobei denn also erst aus der Verschmelzung von Natur und Eigenschaften der beiden Wesen wieder ein drittes und neues ersteht. Es wird der Mensch als dasjenige Geschöpf, welches unter den Lebewesen die oberste Classe derselben darstellt, darum selbstverständlicher Weise auch dasjenige Geschöpf sein müssen, dessen Entwickelungsbedingungen auf das Wesentlichste diesen Gesetzen unterstellt sind; es deutet auch die menschliche Satzung, wie selbe so gut wie bei allen Nationen sich vorfindet, wonach es zu nahen Anverwandten, wie Geschwistern, verboten ist, mit einander in eheliche Beziehungen zu treten, nicht allein auf eine gewisse Erkenntniss von dieser Wahrheit, sondern zugleich auch darauf hin, dass man die Nothwendigkeit fühlte, durch solche Satzungen unsere verfeinerten, in gewisser Hinsicht doch wieder abgestumpften Instincte mit dem Gängelbande der Furcht von Strafe zu leiten und zu stützen. Wir entdecken z. B. in nicht wenigen fürstlichen Familien die traurigen Folgen, welche die Nichtachtung dieses Naturgebotes nach sich zog; die Glieder solcher Familien treten, leider oft gebunden durch conventionelle

oder politische Bedingungen, dem hinsichtlich des Familienverhältnisses in der Ehe Zulässigen nicht selten so nahe, wie nur möglich; es hat ein solcher Missbrauch, wie wir fortwährend sehen können, gemeinhin zur Folge, dass von diesen Familien der eine Zweig nach dem andern entartet und ausstirbt. Es werden andere Umstände als gerade diese hinsichtlich der traurigen Erscheinung solcher Verkümmerung freilich wohl ebenfalls ihren schädigenden Einfluss dabei ausüben können, so dürfte z. B. die schwächende, raffinirte, müssiggängerische Lebensführung, auf welche dergleichen Persönlichkeiten nicht selten angewiesen sind, nicht minder ohne Einfluss sein. Wir brauchen aber nur einmal es zu erwägen, wie sehr bei den Thieren, die uns so nahe stehen, und welche wir so bequem beobachten können, deren Kraft und Eigenschaften durch die einseitige Paarung ziemlich bald an Werth verlieren, um sofort ermessen zu können, einen wie grossen Einfluss allein diese beim Menschen haben wird, der in diesem Punkte seiner Wünsche, wie gesagt, doch dem Thier am nächsten steht.

Es ist indessen selbstredend Thatsache, dass dergleichen Erscheinungen keineswegs gerade ausschliesslich unter fürstlichen Häusern zu beobachten sind; so werden dieselben eben in einer jeden Gesellschaftsklasse sich wiederholen, worin man aus irgend einem Grunde von ähnlichen Principien sich leiten lässt. Ich kannte eine schwedische gräfliche Familie, welche, obwohl der Mittel zu reichlichem Lebensgenuss durchaus nicht entbehrend, dessen ungeachtet eine ziemlich eingezogene, dürftige, ja fast geizige Lebensweise führte; man vermeinte damit, indem man die Familiengüter vermehrte, den Glanz des Hauses durch Generationen bewahren und noch dazu erhöhen zu können. Um letztere Absicht noch durch ein Weiteres erreichbarer zu machen, suchte man in den Ehebündnissen sich so nahe wie möglich stets an die äusserste Grenze des Gesetzes zu halten: man beschränkte hinsichtlich deren in der Familie selbst sich fortwährend auf den allernächsten Kreis der Anverwandten. Die in solchen Häusern allgemein vorhandene Familiengallerie enthielt hier freilich eine stumme,

gar bittere, aber gerechte Anklage wider diese Unsitte. Es trat darin die eine Generation augenscheinlich vor der vorhergehenden einen deutlichen Schritt zurück; die Mitglieder der jetzt lebenden Generation ähneln nun nachgerade fast alle mehr oder weniger Affen. Das Geschlecht würde ohne Zweifel bald ganz dahin schwinden, wäre in allerletzter Zeit nicht das besagte Princip gebrochen worden, indem neue und frische Kräfte in die alten sich einpaarten. Aehnliche Beobachtungen, wie diese, machte ich an mehreren alten deutschen und holländischen Kaufmannsfamilien.

In Hinsicht der Kreuzungsbedingungen spielen bei den Thieren die Temperaturverhältnisse nebst dem Blute allein die Hauptrolle, während beim Menschen zugleich auch ein seelisches Moment sich geltend macht. Es übt beim Menschen nämlich jenes frische, innige Verhältniss der Neigung und Liebe zwischen Mann und Weib, das bei conventionellen Ehebündnissen oder solchen zwischen nahen Verwandten so selten da ist, auf die physische wie geistige Organisation des werdenden Menschen einen sehr wohlthuenden Einfluss aus. Wir finden darum, dass bisweilen die schönsten und begabtesten Menschen einem Fehltritt ihr Dasein verdanken. Gerade weil die gegenseitige, warme und innige Neigung bei solchen Gelegenheiten die leitende Triebfeder bildet, trägt im Allgemeinen auch die Frucht das segensreiche Product dessen davon. Die Liebe, die Harmonie und die gegenseitige Neigung, solches vermag auf unsere Nachkommenschaft einen weit tieferen psychischen Einfluss auszuüben, als man im Allgemeinen wohl geneigt ist, anzunehmen; darum führen auch diese rücksichtslosen, wie an Haaren herbeigezogenen Heirathspartien, wie sie in gewissen Kreisen üblich sind, so oft zum Fluche, — nicht so sehr zwar noch hinsichtlich der Betreffenden selbst, für welche das zum Theil weniger Bedeutung hat, indem es nur Zwei sind, die zur Zeit ihrer Vereinigung auch bereits einen Theil ihres Lebens durchlaufen haben, als vielmehr für deren Sprösslinge, welche letzteres eben erst anfangen sollen, und von Natur doch eigentlich dazu bestimmt sind, ein neues und

besseres Geschlecht zu bilden. Empfangen in Stumpfheit, werden es Unedle, Schwache und Unglückliche, und es haben nicht allein diese Bedauernswerthen selbst, sondern oft noch mehrere ihrer nachfolgenden Generationen dann unter den Folgen hiervon zu seufzen.

Wenn die Schrift sagt: Ich will die Sünden der Väter an ihnen heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied, so liegt darin eine eben so tiefe wie dunkle und warnende Wahrheit verborgen.

Es hat der Natur mit jener Sympathie, welche zwei Wesen verschiedenen Geschlechtes an einander kettet, entschieden eine noch viel tiefere und bedeutungsvollere Absicht vorgeschwebt, als eben die Erfüllung des gegenseitigen Liebesverhältnisses; es lässt dieselbe hinter letzterer auch einen geheimnissvollen Einfluss uns ahnen, den wir sowohl in physischer wie in psychischer Hinsicht auf unser nachkommendes Geschlecht auszuüben vermögen, einen Einfluss, von dessen Bedeutung wir, verwirrt sowohl von den unendlichen Wechselbeziehungen und complicirten Verhältnissen des Daseins, wie von den mannigfaltig zusammengesetzten Elementen, aus welchen unsere eigene Natur sich aufbaut, nur eine schwache Vorstellung zu haben scheinen.

Wenn zwei flüssige Stoffe aneinander gerathen, um eine chemische Verbindung einzugehen, dann geht daraus ein dritter Stoff hervor, welcher als Product der Eigenschaften dieser beiden Körper einen eigenartigen, im Verhältniss zu deren Heterogenität veränderten Charakter annimmt. Je grössere Affinität die Stoffe zu einander besitzen, desto inniger geht deren Vereinigung von statten und desto vollkommener bildet sich das Resultat heraus, während feindliche Stoffe entweder gar nicht sich vereinigen lassen oder nur ein unvollständiges Resultat dabei ergeben. Bringen wir zwei Wassertropfen zusammen, so gehen dieselben willig in einander auf, und das Product, welches hieraus hervorgeht, ist Wasser. Vermischen wir den gluth- und farbenreichen Tropfen des Weines mit dem neutralen und farblosen des Wassers, so vermindert in deren williger Vereinigung sich etwas von der Gluth des Weines,

während das Wasser einen Theil von diesem sammt der Farbe aufnimmt. Versuchen wir es einen Tropfen Oel mit einem Tropfen Wasser zu vereinigen, so werden wir beide wohl zusammen in Berührung bringen können, doch niemals es erreichen, dass sie zusammenfliessen oder etwa einen neuen Stoff bilden werden. Wie wohl dieses materielle und unbestimmte Bild von jenem geheimnissvollen Process, welcher auf diesem Punkte zwischen dem Schöpfer und seinem menschlichen Werke sich vollzieht, nur einen sehr unvollständigen Begriff gewährt, und ich wegen der Mängel, die dem Bilde anhaften, den schonenden Leser um Nachsicht bitten, den strengen, anatomirenden Kritiker aber ersuchen muss, ein Auge dabei zuzudrücken, sehe ich mich, wenigstens zur Zeit, leider auf dem niedrigen Standpunkt, dass ich Beide darum angehen muss, damit eben vorlieb zu nehmen, indem ich es nicht vermag, etwas ausfindig zu machen, das auch nur annäherungsweise dazu angethan wäre, die ideelle Beschaffenheit jenes wunderbaren Räthsels anzudeuten, welches über der Wirksamkeit des menschlichen Geistes auf diesem Stadium seines Daseins ruht, des Stadiums, wo derselbe durch die Empfängniss aus dem unsichtbaren, unbegreiflichen Geheimniss, der Ewigkeit, in die sichtbare Gestalt des Lebens übertritt, und vor welches der Schöpfer einen ebenso dichten und undurchdringlichen Schleier gezogen zu haben scheint, wie vor diejenige Stätte, woselbst der Geist diese seine Hülle wieder abwirft.

Beim Menschen ist es indessen, wie erwähnt, nicht die stoffliche Vermischung, auch nicht die physische Verschmelzung, was ausschliesslich die Grundlage seiner individuellen Charakteristik bilden hilft; es macht dabei auch eine gewisse seelische Bedingung, eine höhere Potenz, sich geltend, welche nicht allein Wesen dieser Art von allen übrigen Erzeugnissen der Natur bestimmt abhebt, sondern auch durch ihre eigene grössere oder geringere charakteristische Beschaffenheit das dieselben gegenseitig am wesentlichsten Unterscheidende ausmacht. Diese psychologische Bedingung, unter welcher die Natur Mann und Weib durch eine gewisse geistige, sympathetische Anziehung

einander finden lässt, und welche durch die Liebe zweier Wesen in Geist und Wahrheit ein aus der Natur und den Eigenschaften Beider zusammengeschmolzenes, schönes und harmonisches Neues erwachsen lässt, diese ist eben dasjenige, was die höhere Bedeutung der ehelichen Vereinigung ausmacht, und die Nichtbeachtung des Gebotes der Zuneigung immer als einen sich selbst bestrafender Eingriff in die Ordnung der Natur erweist. Wo selbes jedoch befolgt wird, wo allein die gegenseitige Liebe zur Vereinigung führte, da wird das Kind, sobald nur zufällige Umstände nicht etwa störend dazwischen treten, mit Nothwendigkeit ein an Geist und Gestalt harmonisches Product der Natur und Eigenschaften beider Erzeuger werden müssen. Da dem Weibe indessen in der Ehe die erste Entwickelung des gemeinsamen Keimes so gut wie ausschliesslich anvertraut wurde, so ist es eine selbstverständliche Sache, dass selbes auf dies erste Anwachsen des Kindes den unmittelbarsten Einfluss wird haben müssen. Es wird eben so wohl die Stimmung, in welcher es während der Dauer der Schwangerschaft sich befindet, wie der ganze Geist sammt den Gedanken, welche zu dieser Zeit es beschäftigen, hinsichtlich dessen eine grosse Bedeutung haben.

Ist die Frau nämlich ihrem Manne ergeben, und beschäftigt selbe sich in Gedanken viel mit seinem Bilde, so werden die Kinder zumeist dem Vater ähnlich werden; ist die Mutter jedoch eitel und selbstsüchtig, putzt selbe sich oft vor dem Spiegel und ist von ihrer eigenen Person überhaupt sehr eingenommen, so wird ihr Bild dann in den Kindern wieder erscheinen.

Es ist von Seiten der Mutter indessen Liebe nicht die ausschliessliche Bedingung dessen, dass die Kinder dem Vater ähnlich werden; bisweilen kann ihre Furcht vor demselben von der nämlichen Wirkung sein; freilich wird die Aehnlichkeit alsdann stets als eine unschöne sich erweisen. Besonders legen die Italiener auf diese Wahrheit viel Gewicht, ja es ist selbe bei ihnen fast zu einem Paradoxon geworden, indem sie

geradezu annehmen, dass das Kind, welches eine hervorstechende Aehnlichkeit mit dem Vater besitzt, diesem sein Dasein **nicht** verdankt. Wie lächerlich und ungereimt auch dieser Satz sonst klingt, so hat derselbe dennoch seine psychologische Berechtigung; man zieht da nämlich den an sich sehr richtigen Schluss, dass die Frau, welche in der Furcht, den selbe wegen ihres begonnenen Fehltrittes vor dem Manne hegt, sich beständig mit seinem Bilde beschäftigte, dies Bild auch auf das Kind übertragen wird, trotzdem auf dieses sonst, wie man nach der Art des betreffenden ehelichen Verhältnisses eben vollkommen überzeugt sein musste, weder die Liebe, noch die eheliche Treue einen mitwirkenden Einfluss ausgeübt haben konnte.

Die phlegmatische, gedankenlose Mutter, die der Gefühle für das Schöne und Edle mehr oder weniger baar ist, bringt oft hässliche Kinder zur Welt, und wenn auch sie selbst wie der Vater schön war, und so umgekehrt, wo die Eltern hässlich sind, doch insbesondere die Mutter dann im Besitz eines lebhaften und empfänglichen Schönheitssinnes ist.

Da, wo zwischen den Eheleuten keinerlei wahre und innige Liebe herrscht, der Mutter aber ein lebhaftes und leicht erregbares Gefühl für das Schöne innewohnt, doch Festigkeit und Charakter ihr abgeht, werden die Kinder weder dem Vater noch der Mutter, und auch nicht gegenseitig einander ähnlich ausfallen. Es lässt solches psychologisch sich dadurch erklären, dass die schwankende und excentrische Art der Mutter ihr niemals erlaubt, einer Person oder einem Gegenstand ihr Interesse längere Zeit fest zuzuwenden, dass dieselbe vielmehr nur von dem jedesmaligen letzten interessanten Eindrucke sich hinreissen lässt, so lange, bis ein solcher anderer sie fesselt, der alsdann an die Stelle des ersteren tritt, und auf eine kurze Zeit wieder ihre Aufmerksamkeit ausschliesslich anzieht. Ich habe Mütter gesehen, deren Kinder ganz unzweifelhaft Personen ähnelten, welche sie niemals gekannt hatten, deren vorzügliche Bilder sie aber beständig vor Augen hatten. Auf ähnliche Weise lässt vielleicht jenes merkwürdige

Naturspiel sich erklären, welches Aehnlichkeiten durch Generationen hindurch verschwinden lässt, um plötzlich wieder mit schlagender Uebereinstimmung dieselben in dritten oder vierten, ja oft in noch weiter absteigenden Gliedern an den Tag zu bringen, indem die betreffende Mutter dann während der Schwangerschaft, oft sich selbst unbewusst, mit Wärme und Interesse bei den schönen und interessanten Porträtbildern der Ahnen verweilte; es lässt solches sich ebenso als der wahrscheinlichste Grund dafür ansehen, warum so viele fürstliche und adelige Geschlechter durch vielfache absteigende Generationen hindurch einen so bestimmt ausgeprägten Charakter, den ihrer Vorfahren, bewahrten; es beobachten dergleichen Familien eben in der Regel, sei dies nun aus politischen und historischen Gründen oder aus Pietät, oft auch nur aus Rücksichten auf die Mode oder aus Eitelkeit, gewissenhaft die Sitte, ihre Bilder von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben.

So wie Eheleute, welche in einem längeren Zusammenleben einander lieben und achten lernten, nicht allein gegenseitig etwas ihrer beiderseitigen Natur und ihrer Eigenschaften in sich aufnehmen, sondern wirklich sogar einander schliesslich ähnlich werden können, trotzdem ihr beiderseitiges Aeussere ursprünglich ein sehr verschiedenes war, so sehen wir auch, dass Kinder, welche in Liebe und Hingebung ihren Eltern gegenüber aufwuchsen, und zunächst noch gar keinerlei Aehnlichkeit mit diesen verriethen, nach und nach eine solche annehmen, je älter sie werden, und zwar eben darum, weil sie beständig unter deren Augen sich bewegten und hierbei es lernten, dieselben warm und aufrichtig lieb zu haben.

Es ist eine genugsam bekannte Thatsache, dass geistreiche, hochbegabte Männer nicht gerade stets geistreiche oder gar nur geweckte Kinder bedingen; das Umgekehrte findet dagegen weit öfter statt. Wer auf abstracten oder übersinnlichen Gebieten sich bewegt, hat für das tägliche Leben eben nur sehr bedingungsweise Gedanken und Aufmerksamkeit; seine liebsten Nachkommen, die Kinder seines Geistes, scheinen alsdann ausschliesslich ihn in Beschlag zu nehmen, und jene

innige und intensive Liebe, welche seiner Frau und den beiderseitigen Sprösslingen eigentlich hätte zu Gute kommen sollen, liegt bei ihnen im Allgemeinen zwischen Büchern oder geistigem Plunder begraben; es schwindet darüber jene Frische und Lebenskraft insgesammt, und es geht in solchen Dingen das ganze Gefühl und Gemüth auf, das vom Vater aus durch die Mutter diejenigen Bedingungen bilden sollte, welche sonst immer das Glück des nachkommenden Geschlechtes ausmachen, ein Missstand, unter dem letzteres, wie nicht anders zu erwarten, dann schliesslich allemal zu leiden hat*).

---

*) Von Goldschmidt finden wir in seinem „Nord und Süd für 1857" dieselben Anschauungen mit einem sehr geistvoll dargestellten Beispiel belegt. Er sagt darin: „Der berühmte Componist Gréty, dessen enthusiastische Liebe zu seiner Kunst auf seine gesammte geistige und physische Kraft Beschlag legte, brach, nachdem er von seinen drei liebreizenden Töchtern die eine nach der anderen in ihrer schönsten Jugendblüthe hatte ins Grab sinken sehen, an der Bahre der letzten in den Ausruf aus: „Ach, die Natur rächte sich an meinen armen Kindern, ich tödtete sie, ehe sie noch zur Welt kamen." In dem von dem nämlichen Verfasser herrührenden, tiefsinnigen Roman „Heimathlos" macht diese Anschauung ebenfalls an mehreren Stellen sich geltend.

Ein ähnliches Beispiel lieferte übrigens auch unter den Unserigen ein vor wenigen Jahren verstorbener, allgemein geachteter, hochbegabter und literarisch gebildeter Beamter, dessen wissenschaftlicher Eifer in seinem ganzen geistigen und zeitlichen Wirken ihn so vollständig sich in seine Bücher vergraben liess, dass er weder Gedanken noch Gefühl dafür übrig behielt, was er in beiderseitiger Hinsicht seiner Familie schuldete. Trotz der ungewöhnlichen Geistesgaben des Vaters und des milden, frommen, vielleicht ein wenig zu gutmüthigen und nachgiebigen Charakters der Mutter waren die Kinder nicht allein von der Natur nur spärlich begabt, sondern arteten auch, sowohl in Folge äusserer Schwäche, wie versäumter Erziehung, zu untauglichen moralischen Krüppeln aus, die der Welt nirgends zum Nutzen und den Eltern zum steten Kummer waren. Angesichts des nahen Todes sah der Vater es ein, was er im Leben an Frau und Kindern verscherzt hatte, und rief beim Gedanken an deren dunkle und trostlose Zukunft in Angst und Verzweiflung aus: „Ach, nun ist's zu spät, nun, wo der Tod unbarmherzig meinen Weggang gebietet, sehe ich es vollkommen ein, was ich in meinem blinden und eitlen Eifer versäumte; Gott hat mich schwer an meinen unglücklichen Kindern gestraft."

Wie ich bereits früher erwähnte, spielt die Einbildungskraft im geistigen Leben und Wirken des Weibes eine sehr wesentliche Rolle, und übt hierdurch auch auf die Nachkommen ihre bestimmte Herrschaft aus. Wir wissen z. B., dass die sogenannten Muttermale im Allgemeinen von einer erhitzten und sensiblen Einbildungskraft herrühren; es ist das indessen nicht so sehr dieses krankhafte, ängstliche und unvernünftige Erschrecken vor gewissen Gegenständen, was die Seele der Frau in beständigem Gaukelspiel bestrickt hält, und was selbst viele sonst ganz verständige Mütter nicht im Stande sind, zu beherrschen, wovon dieselben ihren Ursprung herleiten, denn ich habe Mütter gekannt, welche von diesem Plagegeiste in hohem Grade zu leiden hatten, und trotzdem vollkommen gesunde und fehlerfreie Kinder zur Welt brachten; es scheint solches im Ganzen und Grossen viel mehr von blitzschnellen, plötzlich und unerwartet in Erscheinung tretenden abscheuerregenden Gegenständen, deren Anblick gleichwie erstarrend und versteinernd das Blut durchzückt, und von da aus in paralysirender Weise auf die Frucht ihren gewissen Einfluss ausübt, herzurühren. Stoff zur Bestätigung dieser Wahrheit wird gewiss einer jeden Mutter in ihrem nächsten Kreise schon in ausreichender Weise sich darbieten, ja es werden nicht wenige Mütter selbst aus ihrer eigenen Erfahrung solches belegen können.

So wie einzelnen Farbstoffen eine so intensive, kräftige Consistenz innewohnt, dass er erst häufiger und überwiegender modulirender Zusätze anderer bedarf, ehe sichtbare Spuren ihrer Anwesenheit gänzlich verwischt werden, so giebt es auch Physiognomien, denen an Hinsicht ihrer weiteren Fortpflanzung eine weit intensivere Stärke eigen ist, als bei anderen solches der Fall ist. Sehr grobe, viereckige Gesichter, z. B. solche mit hervorstehenden Kieferknochen und Jochbögen, und ebenso wieder fein gebildete, edle und ovale, pflanzen sich sehr lange weiter fort und es bedarf schon vieler und beständiger Kreuzungen, ehe deren Spur gänzlich verschwindet. Ebenso werden lange, scharf gezeichnete Gesichts-

formen, Gesichter mit stark gekrümmter Nase und hervorstehendem Kinn, auch kurze, zusammengedrückte, stumpfnasige Physiognomien durch viele Generationen hindurch ihr besonderes Gepräge bewahren. Der sehr flache, wie der hervorspringende Nacken hält oft sich sehr lange, ebenso auch diese starren, scharfen, zu gleicher Zeit so kalten und doch wieder so leidenschaftlichen Augen, welche bisweilen nach lange Zeit andauernder häufiger Wiederholung plötzlich eine Reihe von Geschlechtern hindurch verschwinden, um alsdann von neuem wieder aufzutauchen und weiterhin noch sich längere Zeit zu halten. Schwere Gliedmassen, insbesondere grosse, massive, unfeine Hände und Füsse halten sich oft sehr lange Zeit, und es müssen schon vielerlei glückliche Umstände eintreten, ehe dergleichen Anzeichen unedlerer Rasse vollkommen verschwinden.

Viele wollen der Erziehung einen vor allem Anderen so sehr massgebenden Platz anweisen, dass sie derselben sogar die Macht zusprechen, die Wirkungen unseres selbständigen geistigen Lebens und unserer geistigen Natur vollkommen zu beherrschen. Wie wohl solches nun freilich entschieden als Uebertreibung anzusehen sein dürfte, so liegt darin doch immerhin der sehr richtige Hinweis darauf, welche wichtige Rolle die Erziehung in der Entwickelung unseres physischen und unseres geistigen Lebens zu spielen vermag. Besonders macht im Eheverhältniss deren tiefere Bedeutung sich geltend; es trägt deren liebevolle und directe Handhabung hier sowohl zur Veredelung der physischen Gestaltung des Kindes, wie dazu bei, dessen innere Natur und inneres Wesen zu bereichern und zu befruchten. Vornehmlich hierbei werden von den Mienen und Geberden der Eltern die ersten und bleibenden Eindrücke wach, und es schlingen deren Worte und Beispiele durch Auge und Ohr in unmittelbaren Vorstellungen und Bildern dem Kinde sich um Herz und Geist, um diese fortan

wieder zu verlassen und zugleich langsam und allmählich nach dessen äusserer Gestalt einen entsprechenden Reflex zu entsenden, wobei denn deren ursprünglicher Ausdruck in Uebereinstimmung damit sich modificirt. So wie aber in der Ehe die beiden Theile das harmonische Band knüpfen, das sie gegenseitig in einander aufgehen lässt, woraus dann eben Gemeinsamkeit von Gedanken, Gefühlen und Wünschen erwächst, und — wie wir nicht minder sehen, eine daraus fliessende Gemeinsamkeit hinsichtlich des äusseren Ausdruckes und der körperlichen Aehnlichkeit ersteht, so wird auch, da wo das nämliche Band sich veredelnd um Eltern und Kinder in ihrem gegenseitigen Verhältniss schlingt, der gleiche Einfluss, wenn auch vielleicht etwas weniger intensiv, da das Verknüpftsein beider Theile in diesem Falle eigentlich niemals ein so inniges und ausschliessliches sein kann, immerhin mehr oder weniger sich geltend machen. Diejenigen Kinder, deren Gedanken und Gefühle mit denen ihrer Eltern Hand in Hand gehen, und welche unter deren unmittelbarem und wohlthuendem Einfluss sich befinden, diese werden immer eine mehr und mehr hervortretende Aehnlichkeit mit denselben entwickeln, während bei solchen Kindern, deren Neigungen, deren Beschäftigungsart und Aufenthaltsort gegenseitig den Abstand beider Theile erweitern hilft, auch der in innerer wie äusserer Aehnlichkeit gegebene Abstand sich vergrössern wird.

Wer die rechte Gültigkeit und Bedeutung der Erziehung etwa nicht unmittelbar am Menschen einzusehen vermag, der dürfte jedenfalls wohl dem augenscheinlichen, handgreiflichen, oft ebenso wohl äusseren wie inneren durchgreifenden und umwandelnden Einflusse nicht sich verschliessen können, den auf das Thier z. B. die sorgfältige und berechnende Zucht und Wartung ausübt, der wird die wunderbaren Wirkungen entschieden wohl anerkennen müssen, welche die schirmende und pflegende Hand durch eine systematische und verständige Behandlung von Pflanzen und Gewächsen entschieden erzielen kann. Mehr oder weniger modificirt, machen in ganz unzweifelhafter Weise durch die ganze Natur hindurch die

nämlichen Gesetze sich geltend. Während die Natur so einen praktisch anwendbaren und sicheren Massstab uns an die Hand giebt, der uns ermöglicht, die in den niedriger stehenden Classen der Schöpfung Geltung habenden Verhältnisse daran zu beurtheilen, werden wir in den Principien, welche diese Verhältnisse regieren, eben unzweifelhaft auch eine zuverlässige Bürgschaft dafür erblicken dürfen, dass dessen Anwendung auch hinsichtlich des Menschen unmittelbar zulässig und vernunftgemäss sei.

Allgemeine physiognomische Bemerkungen.

Vom Auge.

Mit wie grosser Bewunderung wir auch bei dem künstlichen Bau des Ohres, bei dem anatomisch vollendeten Wuchs der Hand oder des Fusses, bei dem Pulsschlag des Herzens, wie bei der kunstreichen Zusammensetzung und Verästelung der Muskeln und Nerven, oder überhaupt mehr oder weniger bei jedem einzelnen Theil des menschlichen Körpers, mögen verweilen können, so ist und bleibt doch immerhin das Auge das, was unter diesen Theilen und Gliedern die Hauptrolle spielt, was, vor allem Uebrigen, das Gehirn vielleicht ausgenommen, zwischen dem Nachweisbaren und dem nicht Nachweisbaren, zwischen der sichtbaren Form und dem unsichtbaren Geiste da, wo die materielle wissenschaftliche Sondirung den leitenden Faden fallen lassen muss, um dem Gefühl oder der Ahnung es zu überlassen, uns weiter zu bringen, die meisten feinen und subtilen Anknüpfungspunkte aufweist. Das Auge ist wie das Meer, das da klar und durchsichtig erscheint, wenn es ruhig und unbewegt verbleiben darf, seiner Durchsichtigkeit und Farbe jedoch verlustig geht, in dem Masse, als der Sturm es aufrührt und die Unreinheiten seines Grundes emporreisst. Dasjenige Auge, das, um beim Bilde zu bleiben, ein reines, doch oberflächliches Innere abspiegelt, ist gleich dem stillen und klaren Wasser über flachem Grunde,

das durchsichtig und unvermögend zu verbergen, was darin immer sich abspielt, während das Auge des tiefsinnigen, verschlossenen Geistes dem bodenlosen Meere gleicht, das, selbst den Entdeckungsversuchen des tüchtigsten Tauchers gegenüber, oft unzugänglich bleibt. Dass das Auge in unserem Organismus diese Hauptrolle spielt, verräth nicht minder sich in dem Umstande, dass dann, wenn wir der Eindrücke der Aussenwelt müde oder satt sind, weder die Nase, der Mund, noch die Ohren es sind, an denen wir, um Ruhe im Hause zu schaffen, zuerst die Läden schliessen, sondern das Auge, das ebenfalls das erste Organ ist, welches dem Lichte des Bewusstseins sich öffnet, während die übrigen dann erst allmählich nachfolgen.*) Wenn lichte, holdselige Gedanken unser Inneres beschäftigen, wenn Liebe, Glück und Begeisterung den Genuss des Daseins steigert und unser Auge beseligt, dann wird dasselbe klar und durchsichtig, sein Glanz ein reinerer und milderer, und dessen Farbe eine intensivere werden. Brüten finstere Gedanken dagegen in unserer Seele, wird das Gemüth in Missmuth, Krankheit oder Bekümmerniss gefangen gehalten und zeichnet das Dasein vor unserem Blicke nur in einer neutralen Farbe, Grau in Grau, sich ab, dann wird dieser Glanz verschwinden, dann werden die Nebel und Wolken des Denkens in einen trüben Schleier sich zuziehen, und des Auges Licht und Sonnenschein die Deutlichkeit jener Schrift, welche das Herz darin einritzen will, allmählich verwischen. Zerwühlen wilde, unbändige Leidenschaften unser Inneres, ist das Herz erfüllt von Hass, Bitterkeit oder Raserei, werden solche Regungen ebenfalls vornehmlich in den Augen zu merken sein; es sprühen diese Regungen dann gleich Blitzen aus einer schwarzen Wetterwolke mit jenem dräuenden und unheimlichen

---

*) Das Auge ist unter unseren Organen das einzige, welches unter den Eindrücken der Sinneswelt in unablässiger Thätigkeit verbleibt, aber auch das einzige, das während des Schlafes einer absoluten und ununterbrochenen Ruhe geniesst.



Glanze daraus hervor, der unwillkürlich selbst das Thier bisweilen aufregt und erschreckt.

Da die Wahrnehmung und Deutung jenes räthselhaften Glanzes, welcher der Iris (der Regenbogenhaut) eigen, dessen Eigenart in Worten überhaupt nur schwer sich beschreiben liesse, ja selbst nicht einmal durch eine Zeichnung recht einleuchtend zu machen sein dürfte, der unmittelbaren Naturbeobachtung und Forschung eben so gut wie gänzlich überlassen bleiben muss, so beschränke ich mich hier, wie vordem, wieder vornehmlich darauf, nur auf die Bedeutung hinzuweisen, welche hinsichtlich der Form und Stellung derselben und deren Lage unter dem Augenlide derselben beizumessen, und welche auch den Massverhältnissen und Ausdrucksarten, welche die Lider und deren Umgebungen aufweisen, zufällt.

Ruht die Iris ungefähr in gleicher Lage mit den Rändern der obersten und untersten Augenlider, und die oberen Wimpern scheinen etwas vom Auge gleichsam zu verschleiern; ist dabei auch die zwischen den Augenlidern und den Augenbrauen oberhalb des Auges befindliche Partie eine freie und offene, verräth darin sich naives, ungestörtes Gleichgewicht des Gemüthes, jene Verfassung, wo die Unruhen und Stürme des Daseins, dessen Leidenschaften und Kämpfe das Herz noch nicht in Wallung brachten, und es lässt dies ahnen, dass dann, wenn solches je einmal geschehen sollte, das innere Sein von den Versuchungen, welche etwa den rechten Pfad ihm verlegen sollten, weder tief noch anhaltend sich gefangen nehmen lassen würde.



Mit einer fast unmerklich grösseren Oeffnung des Augenausschnittes an einem mit den oben bezeichneten sonst ziemlich nahe verwandten, aber nicht wie verschleiert erscheinenden Auge hebt das innere Gleichgewicht sich auf, und es verwandelt der Ausdruck des Auges sich in den einer stieren, verwirrten



Aengstlichkeit, die gewissermassen andeutet, dass der Geist des Betreffenden es weder vermag, klar zu sehen, noch richtig zu urtheilen, indem jedwede Schwierigkeit oder jegliches Hinderniss, das im Wege liegt, ihn unsicher und wankend macht, eine Verfassung, welche denselben ebenso wohl an tiefgehenden wie hochfliegenden Gedankenanstrengungen hindert.

Drückt die Iris sich nach dem untersten Augenlid zu hernieder, während das oberste gerade deren oberen Saum berührt und jenes zugleich von der gesenkten Partie zwischen Augenbraue und Augenlid gedeckt wird, so haben wir den Ausdruck jener Art ruhigen Zornes und ruhiger Erbitterung, welche selbst bei den heftigeren Ausbrüchen niemals vollkommen sich vergisst, aber auch nicht den Gegenstand derselben so leicht aus dem Gedächtniss verliert.



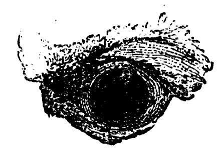
Da, wo der oberste Theil des Augenausschnittes so sich öffnet, dass das Weisse des Auges sehr sichtbar wird, ohne dass die Augenbrauen indessen sich merklich senken, deutet solches wohl darauf, dass bei dem Betreffenden die Leidenschaften in heftigerer Bewegung sind, dass dieselben aber mehr als roh und polternd, wie als gefährlich und intensiv sich erweisen. Man braucht die Wirkung dieser Art Zorn in der Regel weniger zu fürchten, als die des vorgenannten, wenn man nur zur rechten Zeit vor dessen Ausbruch bei Seite zu treten weiss, denn es sucht derselbe zwar Alles, was ihm sich gerade in den Weg stellt, blind zu zermalmen oder zu zerstören, selten aber wird er sich rächen wollen. Dieser Ausdruck des Auges bezeichnet jene reizbare, unberechenbare, jähzornig auffahrende Leidenschaftlichkeit, die gleich einem verheerenden Hagelschauer zwar von kurzer Dauer ist, bei ihrem Ausbruche jedoch um so ungestümer wirkt.

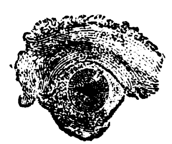


So wie Raserei und Wahnwitz mit einander nahe verwandt sind — man könnte dieselben fast als Halbgeschwister be-

trachten, — so finden wir auch, dass die Stellung, welche dabei die Iris einnimmt, bei beiden so ziemlich die nämliche ist, nur sind die Umgebungen dabei verschieden. Es tritt bei jenem blinden und verheerenden Ausbruch von Leidenschaften und Affecten, wo der menschliche Zorn mit einem solch thierischen Ungestüm Alles mit sich reisst, und die Vernunft und Selbstbeherrschung so total übertäubt, dass unser Handeln dann als ein ebenso unzurechnungsfähiges sich erweisen, wie ein unberechenbares sein wird, ein Gemüthszustand ein, welcher im Allgemeinen zwar als Raserei bezeichnet wird, der jedoch mit ebenso viel Fug und Recht auch partielle Tollheit heissen könnte, indem der unter dem übermächtigen Einfluss der Leidenschaft Stehende oft vollkommen die Herrschaft über sich selbst verliert und gleich dem Verrückten für eine gewisse Zeit als des Bewusstseins gänzlich verlustig erscheint. Obschon die Vernunft, nachdem der Zustand mit seinem Einfluss aufhörte, zum Theile zwar ihren Platz wieder einzunehmen vermag, so wird selbe darin doch bei jedem erneuten Ausbruche mehr und mehr von ihrem Terrain einbüssen und es werden, während die Anfälle von Raserei häufiger sich einstellen, die der Vernunft gehörenden Perioden immer kürzer und kürzer werden, bis diese denn nach und nach in einem totalen Wahnwitz verschwinden.

Es ist übrigens der Ausdruck, den der „Wahnwitz der Raserei“ auf der Physiognomie, besonders auf den Umgebungen des Auges, hinterlässt, von dem Ausdruck des „stillen Wahnwitzes“, welcher letztere besonders von illusorischen Gaukelbildern, die das Gemüth verfolgen, herzurühren scheint, sehr verschieden. Obschon die Stellung der Iris, so wie die Abbildung hier aufweist, für beide Zustände so ziemlich dieselbe ist, senken beim ersteren Zustand die Augenbrauen sich finster, drohend und wild über das wuthblitzende Auge hernieder, während beim letzteren die Brauen ängstlich und





verwirrt sich über das hohlliegende, matte Auge heben, wie wenn beänstigende Erscheinungen es unablässig mit ihrem Gaukelspiel bestürmten und erschreckten.

Je mehr die Iris unter das obere Augenlid sich emporschiebt, oder vielleicht richtiger ausgedrückt, je mehr das obere Augenlid sich über diese herniedersenkt, desto mehr



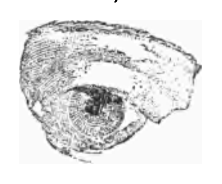
Gemüthsruhe verräth solches im Ausdrucke des unserem inneren Sein eigenen Gleichgewichts. Es zeichnet die gesunde, milde, wohlthuende Wärme und Sinnesruhe vornehmlich in der Lage der Iris unter den Augenlidern in der Weise sich an, dass deren unterster Rand gerade das untere Augenlid berührt, während etwas von deren oberen von dem betreffenden Augenlid durchkreuzt wird.

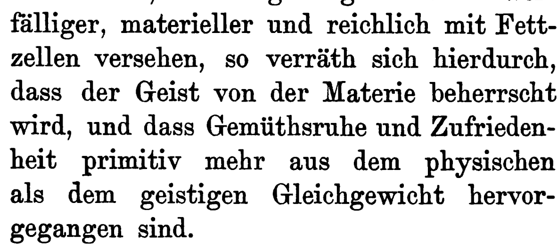
Senkt das obere Augenlid über die Iris sich etwas tiefer



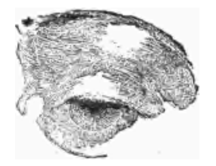
herab, ohne dass das Auge dabei an seinem frischen, seelenvollen Ausdruck und Glanz Einbusse erleidet, so verbirgt darunter sich jene Art Gleichgewicht des Gemüthes, welche von Herrschaft des Geistes über die Materie herrührt und ziemlich feinsichtig ist, klar urtheilt und mit Massen zu erwärmen vermag.

Ist die Iris ungefähr auf die nämliche Weise durchschnitten, wie eben erwähnt, die Umgebungen aber schwer-





fälliger, materieller und reichlich mit Fettzellen versehen, so verräth sich hierdurch, dass der Geist von der Materie beherrscht wird, und dass Gemüthsruhe und Zufriedenheit primitiv mehr aus dem physischen als dem geistigen Gleichgewicht hervorgegangen sind.



Ist das Augenlid noch tiefer über die Augen herabgedrückt, die Iris auch matt und farblos und die Umgebungen massig,

fett und ohne besondern Charakter, da wird die Sinnesruhe entschieden dem Phlegma sich nähern.

Man findet bisweilen eine eigene Form von Augen, deren unter den Augenbrauen liegende oberste Partie, bei langen Augenlidern, eine ziemlich tiefliegende ist, und wo, trotzdem hierin sich Melancholie verräth, der Augenausschnitt dennoch wieder ein so offener ist, dass die Iris frei und von dem oberen Augenlid nur wenig bedeckt liegt. Obschon jeder scharfsinnige Beobachter bereits hierin selbst mit Leichtigkeit den Ausdruck eines sehr interessanten Auges erkennen wird, so möchte ich dennoch mit ein paar Worten hier versuchen, näher es ausfindig zu machen, worin das hierbei Interessante eigentlich besteht. Wenn nämlich der Schwache den Starken sucht, der Helle am Dunklen Gefallen findet, das zarte, gebrechliche, schwankende Weib in den Armen des festen, kraftvollen und muthigen Mannes ihre Stütze erblickt, so ist es eben die Anziehung der Gegensätze, was Alle paart, ist es deren wunderbarer, geheimnissvoller Einfluss, was dann sich geltend macht und die Parteien darin gegenseitig mit einer höheren und bedeutungsvolleren Potenz belehnt, eine Thatsache, die überhaupt in mehr oder weniger sichtbarer Weise durch die ganze Natur sich zieht, — auch hier, aus dem vorliegenden Auge, uns entgegentritt, und demselben seinen eigenthümlichen, interessanten und bedeutungsvollen Ausdruck verleiht. Während die obere Partie nämlich eine durch tiefe, innere Bewegungen und getäuschte Illusionen erkämpfte Resignation und Selbstbeherrschung verräth, offenbart es die offene Form des Augenausschnittes und die frische unverschleierte Farbe der Iris und deren eben solcher Ausdruck, dass daneben auch eine Fülle von Leben, Geist und Wärme sprudelt, welche die Ruhe des Gemüthes nur zu erhöhen vermag, während diese wieder von jener einen wohlthuenden Einfluss entnimmt.



Man wird nicht selten Augen finden, bei denen das oberste Augenlid tief über die Iris sich niedersenkt, ohne demselben

dadurch etwas von seinem lebhaften Ausdrucke zu benehmen, und woran der Augenausschnitt eine schräge, nach den Schläfen hin spitz zulaufende Form aufweist, eine Bildung,



welche, ohne gerade ein allgemeines und untrügliches Zeichen von List zu sein, immerhin jene feine, schneidige, berechnende Hinterlist verräth, wie solche insbesondere die, wenn ich dies so nennen darf, diplomatische Gewandtheit charakterisirt, die allemal es versteht, an den äussersten Grenzen der Wahrheit entlang zu steuern, ohne dabei in der Brandung sich zu verlaufen.

Es giebt noch eine andere Art List, welche man zum Unterschied von dieser eigentlich die thierische nennen könnte. Während jene ihre Handlungen mit dem undurchdringlichen Schleier der Berechnung zudeckt und weder Miene noch Zunge jemals es verrathen lässt, was der Gedanke birgt oder womit



das Herz sich beschäftigt, sondern es versteht Leidenschaften und Neigungen immer in gewisse höhere Gesichtspunkte einzukleiden, verräth diese sich dadurch, dass selbe die List nur, um ihren heftigen instinctmässigen Begierden zu deren Befriedigung zu verhelfen, in Bewegung setzt. Das Auge charakterisirt hier sich ebenfalls durch die schräge Richtung und den schmalen spitz zulaufenden Ausschnitt, während die über dem Augenlide befindliche Partie dagegen zusammengedrängt ist und tief über dem lauernden, raubgierigen Auge ruht.

‚Man trifft bisweilen, besonders bei Frauen, eine Art anscheinend offener, leidenschaftsloser Augen, die sehr wohl das Gepräge der Unmittelbarkeit und Unschuld zu tragen scheinen, die jedoch einen schier unergründlichen Abgrund von Niederträchtigkeit bergen. Es haftet nämlich diesen runden, weitgeöffneten Augenausschnitten und deren schräg liegender Richtung stets ein gewisses Etwas an, das in nicht zu ver-

kennender Weise an das Raubthierartige, an die Hyäne, den Tiger oder die Katze, erinnert, und eine dämonische, blutdürstige Natur, gepaart mit einem kalten, gewissenlosen und geheimnissvollen, versteinerten Innern verräth. Ein ähnliches Auge muss ohne Zweifel dem personificirten Teufel bescheert gewesen sein, obschon etwas von seiner Form wohl an den Engel erinnert. Solche von offenen hochaufgeworfenen Brauen überragte Augen bezeichnen immer nur wilde, instinctmässige und unmittelbare Triebe, begleitet von einem schlummernden Gewissen. Nur da, wo das Gewissen und die Reflexion Gedanken und Gefühle mobil macht, um die bösen Neigungen zu bekämpfen, werden die Augenbrauen sich senken und das Auge zurücktreten, um eine mehr tiefliegende Stellung einzunehmen; ja selbst da, wo nur die Klugheit es vermag, solchen Eigenschaften gegenüber berechnend sich ins Mittel zu legen, wird bereits diese den Ausdruck der Abscheulichkeit und des offenbar Niedrigen des Charakters modificiren.

Es senkt die Reflexion, die Klugheit oder Berechnung die Augenbrauen nämlich immer, weshalb man bei den gesenkten Brauen und den tiefer liegenden Augen niemals eine so absolute Bosheit treffen wird, wie unter den flachliegenden Augen mit deren aufgeworfenen Augenbrauen.

Es scheint in dem Umstande, dass die Natur uns zwei Augen und zwei Ohren, aber nur einen Mund zuertheilte, jedenfalls ein interessanter Fingerzeig zu liegen. Sollte darin nicht eben die Andeutung enthalten sein, dass wir mehr sehen und hören sollen als sprechen, wie dass die Natur, indem sie uns durch solche Verdoppelung des Gebrauches dieser Organe versicherte, so dass wir immer eines in Reserve behalten, wenn auch das andere eine Störung erleidet, dadurch zugleich auf deren höhere Bedeutung hinweist! Es verliert diese Zweitheilung in sehr charakteristischer Weise vom Hirn aus sich successive durch die Lineamente des Gesichtes hernieder, so dass selbe bereits in der Nase ziemlich dicht zusammenfällt und im Mund und Kinn schliesslich ganz verschwindet.

Von der Nase.

Den Bemerkungen, welche ich hinsichtlich der concaven Nasenform bereits an früherer Stelle machte, muss ich, darauf Bezug nehmend, nun noch einige weitere zufügen; so ist es z. B. sicher, dass da, wo die Nase bei zunehmendem Alter noch ihr kindliches und nur wenig hervortretendes Gepräge beibehält, wir immer die nämlichen Mängel und unvollkommen entwickelten Eigenschaften vorfinden werden, wie wir solche beim Kinde bemerken können. In dem Masse nämlich, als Festigkeit, Gründlichkeit und Selbstbeherrschung im Charakter sich geltend machen — und dies sind eben doch Eigenschaften, welche beim Kinde entweder gar nicht, oder doch nur in einem ziemlich schwachen und bedingten Grade entwickelt sind — nimmt die Nase ein grösseres Relief an und entwickelt eine stärker ausgeprägte Eigenart, weshalb man als Regel festsetzen darf: „Da, wo mangelhafte Entwickelung der Nase von keinem der übrigen Lineamente gestützt wird oder modificirt, wird deren kindliche Form bei dem älteren Menschen gewisse Anstriche von dem flüchtigen, unbestimmten, wankelmüthigen Charakter des Kindes andeuten, wonach denn die Handlungen des Betreffenden mehr als vom Instinct und den unmittelbaren, unraisonnirten Empfindungen und Eingebungen wie von Ueberlegung und Nachdenken geleitet erscheinen.“ Mit der concaven Nasenform vereinigt sich selbstverständlich immer ein flacher liegendes Auge und mehr offene wie aufgeworfene Augenbrauen, als mit der convexen.



Wenn das Gesicht Hohn, Verachtung, Impertinenz oder Uebermuth ausdrückt, so wird solches vornehmlich dadurch sichtbar, dass man alsdann die Nase rümpft, während die Oberlippe dabei sich hebt, gefolgt von der dicht angeschlossenen Unterlippe, sowie auch die über Auge und Brauen befindliche Partie sich aufwärts schiebt und der Kopf zurückgeworfen

wird. Die nämlichen Bedingungen, welche hinsichtlich unserer sonstigen inneren Regungen sich geltend machen, und deren Spuren wir im Aeusseren aufsuchen können, finden auch hier statt. Wo dieser Ausdruck in der Physiognomie nämlich oft sich wiederholt, oder darin gar ein ständiges und charakterisirendes Gepräge bildet, da sind die Gefühle, von denen solches seinen Ursprung herleitet, welche in der Regel sonst nur vorübergehende sind, bereits in einen bestimmten Grundton des Charakters übergegangen, oder, mit anderen Worten, da verräth hierdurch sich nichts wie eine dumme, eitle, kleinliche, dünkelhafte Personage.



Wenn etwas Unangenehmes unsere Geruchsorgane afficirt, oder Jemand zu Missbehagen oder Ekel uns Anlass giebt, oder wenn eine niedrige oder gemeine Sache unseren Ekel oder Unwillen erregt, dann rümpfen wir ebenfalls die Nase, doch spielt der Mund alsdann eine andere Rolle; es trennt die Oberlippe sich von der Unterlippe und lässt einen Theil der oberen Zahnreihe sehen.



Bei einer langen Nase wird man niemals auf rasches oder unmittelbares Beschlussvermögen stossen; solche bedingt im Gegentheil kalte, langsame Bedenklichkeit und Erwägung, besonders wo die Stirn dann hoch ist. Sucht man darum nach Personen, welche geeignet sein könnten, genau auszuführenden und einförmigen Geschäften vorzustehen, oder Angelegenheiten wahrzunehmen, welche eine gleichmässige, ständige und ruhige Aufmerksamkeit erheischen, oder angelegt triviale, mechanische Arbeiten auszuführen, so wird man vornehmlich unter Langnäsigen darnach zu suchen haben. Wünscht man sich jedoch Leute, welche dazu angethan sind, dreist und rückhaltslos einen resoluten Entschluss zu fassen, die es verstehen, dem Gedanken die That auf dem Fusse nachfolgen zu lassen und um jedwedes unvorhergesehenes Hinder-

niss, das etwa im Wege liegen sollte, leicht und gewandt herum zu gleiten wissen, da wird man solche entschieden unter Trägern kurzer, besonders aber kecker, ein wenig emporstehender Nasen suchen müssen.

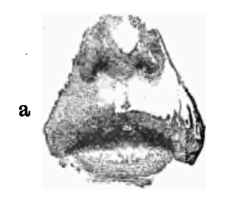
Vom Munde.

Es giebt Leute, die, wenn sie gereizt werden, sich ärgern oder erbittert werden, alsdann die Zähne zusammenbeissen, die Lippen an diese andrücken und den Mund so dicht verschliessen, dass dessen Zeichnung oft nur eine blosse Linie darbietet; eine solche physiognomische Art, sein Missbehagen auszudrücken, deutet sowohl auf ein kaltes und herzloses Innere, wie auf kleinliche Sensibilität und auf eine egoistische, anspruchsvolle Eitelkeit. Es gilt hier natürlich das Gleiche, wie das, was ich an der die Nase umgebenden Partie bereits oben zu bemerken hatte, dass nämlich da, wo der betreffende Ausdruck mit zunehmendem Alter und bei häufiger Anwendung ein ständiger wird, die daneben einhergehenden Schwächen als unverbesserlich und im Charakter festgewurzelt anzusehen sind.



Man hüte sich wohl, jenem Lachen zu trauen, das nur den Mund in Bewegung setzt, während dabei weder die Augen noch eines der sonstigen Lineamente mit einstimmen. Ein solches Lachen ist allemal ein unnatürliches, und zwar entweder ein erkünsteltes, abwesendes oder ein — niederträchtiges.

Der Charakter verräth sich zuweilen auf unverkennbare Weise in den Linien, welche in der zwischen den Nasenflügeln und dem Mundwinkel befindlichen Partie sich einzeichnen. Wo diese scharf, trocken und ohne wesentliche Unterbrechung verlaufen, ohne auch mit einer von dem in der Regel offenen Mund (*a*) her etwa sich ziehenden Linie sich zu begegnen, da wird man sicher Schwäche, Wankelmuth und Einfalt finden. Wiederholt die



Linie (*b*) sich in mehreren unbestimmten Richtungen unter dem zusammengezogenen, an seinen Winkeln etwas nach oben gezogenen Munde, da werden wir zwar mehr Willen und Thatkraft erwarten dürfen, das Product davon besteht aber gewöhnlich nur in einem kleinlichen und anspruchsvollen Wesen, mit Neigung viel zu fordern, aber nur wenig dafür zu leisten.



Wo die an dieser Partie auftretenden Linien (*c*) unter einer nur wenig merkbaren Brechung, ohne durch andere unterbrochen zu werden, unter den gesenkten Mundwinkel sich herniederstrecken, verräth sich, bei gleichzeitigem weiten Abstand der Nase von der Oberlippe und den abwärts gezogenen Mundwinkeln, durch solches ein untrügliches Kennzeichen geistiger Stumpfheit, von Kälte und Rohheit, eines Charakters, der mit unerschütterlicher Festigkeit zwar seines Amtes wartet, dessen unerbittliche, rücksichtslose, in der Regel ziemlich unmotivirte Strenge aber allemal Denen zu einer unerträglichen Bürde werden wird, welche das Unglück haben, demselben unterworfen zu sein.



Ist diese Partie des Gesichtes weich und abgerundet (*d*), da findet sich immer eine grössere Empfänglichkeit, finden sich zartere und sanftere Gefühle und ein wärmeres Gemüth, als da, wo selbe als scharf und dürr erscheint. Es steht damit bisweilen ein feines Aufziehen des obersten der beiden Nasenflügel und eine leichte Hebung des obersten Randes der Oberlippe in Verbindung, ein Ausdruck, der dem Munde ein sanftes, herzliches und theilnehmendes Aussehen mittheilt, das aber mehr auf passive Theilnahme an fremdem Leid und Kummer, als auf active Thatkraft deutet.



Da, wo hinsichtlich des Mundes und der Nasenflügel ähnliche Bedingungen vorhanden sind (*e*), die zwischen Nase

und Mundwinkeln befindliche Partie jedoch schärfer markirt ist und die Oberlippe in der Regel die Zähne sehen lässt, da ist das Gutmüthige und Theilnehmende im Gemüth zwar in Wirklichkeit noch vorhanden, es hat solches jedoch noch einen gewissen Beisatz einer bitteren, sensiblen und reizbaren Natur; dies macht denn die Aussicht auf Theilnahme, die man sonst dabei erhoffen dürfte, zu einer nicht gerade zuverlässigen, da der Charakter hier in der Regel ein ziemlich launischer ist.

e 

Die zwei oder drei fast parallel verlaufenden Linien zwischen Nase und Mund (*f*), welche bei Vielen, wenn sie lachen, zu scharf hervortretenden werden, ohne dass an den Mundwinkeln damit eine charakterisirende Zeichnung correspondirt, deuten immer auf Dummheit, fades Wesen und geistige Stumpfheit.

f 

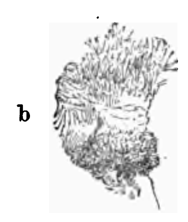
Während das interessante Netz von Fibern, Nerven und Muskeln, welches die zwischen Nase und Mund befindliche Partie in Bewegung versetzt, so wie so bereits auf dessen materielle Bestimmung hinweist, so deutet dessen reiche und bewunderungswürdige Zusammensetzung auch noch auf einen höheren Zweck, erweist sich nämlich als ein wichtiges, zwischen unseren physischen Bedürfnissen und unserem Geistesleben vermittelndes Verbindungsglied. Wenn hier indessen die charakterisirenden Zeichen, als Producte unserer äusseren Triebe und unserer inneren Regungen, in mit den Jahren immer schärfer und bestimmter hervortretender Weise sich abprägen, so ist solches eben nur eine einfache Consequenz der ebenso einfachen Wahrheit, dass Abnutzung und Verbrauch in einem directen Wechselverhältniss stehen. Treffen wir darum bereits bei der Jugend diese Spuren von „Abnutzung“, welche in der Regel eigentlich nur dem Alter zukommen, so ist das eine Abnormität, welche darauf hindeutet, dass der Betreffende, sei

es durch physische oder seelische Leiden oder sei es wegen zu zeitig gereifter Leidenschaften und Triebe, die Maschinerie seines Ichs durch zu starken Verbrauch oder wohl gar vollkommenen Missbrauch ihrer Kräfte in unverhältnissmässige Contribution setzte.

Die Geistesdisposition, welche unter der Bezeichnung Trotz in unserer Natur hervortritt, offenbart sich in zwei gänzlich verschiedenen Charakterweisen, so wie selbe auch in zwei sehr verschiedenen Ausdrucksarten sich abprägt. Die eine, die ich den menschlichen Trotz nennen möchte, charakterisirt nicht allein sich durch einen grossen persönlichen Muth, welcher die Gefahr keck herausfordert und tollkühn derselben entgegen tritt, niemals indessen blind oder unbändig sich in dieselbe hineinstürzt, weniger beweglich als unerschrocken und unerschütterlich ist, einen Muth, bei dem auch die Kraft des Widerstandes mit der Grösse der Gefahr zu steigen scheint und der im Augenblick des Handelns weder berechnet oder erwägt, noch ermisst, und eher den Tod erleidet, als von der Stelle weicht. Es findet solches wieder seinen Ausdruck (*a*) in der kurzen, trotzig gebogenen Oberlippe, in der plastisch geformten, etwas nach aussen gedrückten und an den Mundwinkeln abwärts gezogenen Unterlippe, durch das runde, hervorspringende Kinn und den kecken, resoluten Ausdruck des Auges. Die andere Art Trotz, die wir zum Unterschiede von jener den thierischen nennen möchten, tritt dagegen in Gestalt eines stupiden, störrischen Widerstandes auf, der, ohne sein Thun irgend zu bedenken, halsstarrig sich Einem quer in den Weg pflanzt, und den weder die vernünftigen Zureden, noch die Bemühungen der Sanftmuth noch auch Züchtigung im Stande sind, wieder in das richtige Gleis zu bringen, sondern der wie versteinert in dieser paralisirten Stellung verbleibt, bis der Wechsel der Laune ihn wieder davon hinwegreisst. Fände diese Eigenthümlichkeit nicht primitiv sich beim Thiere, z. B. dem Esel, so müsste man versucht sein, beim Menschen dieselbe unter



die mentalen Zustände einzurechnen. Es verräth der Ausdruck des thierischen Trotzes vornehmlich sich im oberen



Theile des Gesichtes (*b*), in einer kurzen, flachen, mit scharfen, dürren, parallel laufenden Linien zeitig gefurchten Stirn, auf der ein wirbeliges Haar ziemlich tief herniederwächst, in dicken, unregelmässigen und wildsprossenden Augenbrauen, die gleich einer dunklen Wolke über dem Auge hängen, in Länge, Flachheit und Charaktermangel der zwischen Auge und Mund befindlichen Partie und in schmalen und in dichtgeschlossenen Lippen.

Von den Augenbrauen.

Nie traf ich kräftige, insbesondere buschige Augenbrauen bei simplen und unedlen Physiognomien; dagegen sah ich oft bei denen, die schwache und schwankende Sklaven ihrer Leidenschaften und Triebe waren, diese Partie des Gesichtes ziemlich spärlich bewachsen.

Von der Zunge.

Da die Zunge versteckt liegt, so hat eine Beobachtung derselben ihre Schwierigkeiten; sie kommt in der Regel leider nur zum Vorschein beim Gassenjungen und beim Kranken, bei dem es leider, wenigstens vom physiognomischen Standpunkt aus, nichts zu beobachten giebt. Ist somit freilich wohl dem Auge der Zugang zur Zunge verwehrt, so sind wir doch vermittelst der Beihülfe des Ohres immerhin noch im Stande, derselben ein paar Geheimnisse abzulauschen. Die Zunge hat nämlich ein doppeltes Amt, selbe dient zwei Herren auf einmal; der eine derselben benützt sie als abwägenden und gut oder absprechend kritisirenden Aufseher über das, was zur Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse den Mund zu passiren hat, während der Andere selbe als Dolmetscher und gehorsamen

Verkündiger dessen braucht, was das Herz bewegt oder die Gedanken beschäftigt. Was die Capacitäten der Zunge hinsichtlich der Vollziehung des bei dem Ersten zu leistenden Dienstes anlangt, so referirt selbe dessen Ordres gewöhnlich an die höhere Erkenntniss der Nase, worauf denn diese kraft ihres feinen Riechens der Zunge einen besseren und schärferen Geschmack beibringt. Hinsichtlich des Letzteren beruht denn ihre grössere oder geringere Leistungsfähigkeit auf ihrer grösseren oder geringeren Willigkeit und Beweglichkeit, oder mit anderen Worten, auf ihrem Bau. Eine dicke, plumpe, fleischige Zunge wird der Rede stets ein ungeschickter Diener sein und sowohl den Stammler wie den Phlegmatischen charakterisiren, wogegen die leichte fliessende Rede und der schärfere Geschmack stets eine feinere, spitzere und flachere Zunge bedingt. So wie der Gedanke leichter mit einer guten Feder auf das Papier fliesst, so fliesst auch die Rede mit Hülfe einer gewandten Zunge williger und schöner aus; doch deswegen ist weder die Feder das, was da schreibt, noch die Zunge das, was da spricht; die erste ist nur ein Werkzeug der Hand, wie die letzte ein solches ist für den Geist.

Von der Wange.

Die Bedeutung, welche der Wange beizumessen ist, dürfte zu dem überwiegend grossen Platz, den selbe in der Physiognomie einnimmt, bei weitem nicht im Verhältniss stehen; es charakterisirt dieselbe sich vornehmlich durch ihre beweglichen Linien und Furchen, wie durch ihre mehr oder weniger reinen und edlen Contouren. Beim Kinde, dessen Körperbeschaffenheit eine poröse und feuchte ist, sind die Formen der Wange rund, strotzend und dominiren über die übrigen Lineamente. In dem Masse, als das Feuer der Jugend das Blut zu durchströmen beginnt, und die lockeren und wässerigen Theile des Körpers sozusagen verdichtet und verdampft, nimmt dieser auch eine grössere Consistenz an, wodurch denn

die äusseren Formen und insbesondere die Wange, eine feinere, mehr feste, doch weniger abgerundete Gestaltung bekommen.









Wenn die Beschwerlichkeiten des Daseins, dessen Leidenschaften und Kämpfe die weicheren Theile alsdann noch um ein Weiteres anstrammen und härten, dann ziehen Nerven, Fasern und Muskeln sich dichter zusammen, wodurch denn die Contouren der Wange, wie des Körpers überhaupt bei Eintritt des reiferen Alters eine schärfere und weniger abgerundete Form erhalten. Beim Herannahen des Alters, da, wo die Maschinerie des Leibes fast verbraucht, das Feuer gedämpft oder erloschen, und die Säfte spärlicher geworden sind, nehmen die Formen noch schärfere, härtere und prononcirtere Umrisse an, und das Gesicht, insbesondere aber die Wange, bekommt ein mageres, gefurchtes und vertrocknetes Aussehen.

Die vier Beispiele, welche ich so glücklich war, hier zur Darstellung bringen zu können, verdanke ich einer alten holsteinischen Familie, bei welcher ich vier Generationen zugleich am Leben sah. Ich habe diese Typen hier herangezogen, nicht allein deshalb, weil dieselben vorzüglich bezeichnende Repräsentanten der verschiedenen Altersstufen sind, sondern auch darum, weil dieselben überhaupt sehr dazu angethan sind, dafür einen weiteren Beweis abzugeben, wie sehr der Geist Träger seiner äusseren Form ist. Während der Körper hier nämlich seine gradweise abnehmende Befähigung als Werkzeug des Geistes erweist, leuchtet noch vom Ersten bis auf den Letzten die gleiche Gutmüthigkeit und Innigkeit, und das nämliche Wohlwollen durch ihre

Züge hindurch, welches deren Natur eben in gleich ungeschwächter Weise charakterisirt.

Wer noch in vorgerücktem Alter runde, schwellende Formen nebst einer blassen Farbe beibehält, dürfte weder im Besitz jenes Temperamentsfeuers und jener Spannkraft sein, noch jene Feuerprobe bestanden haben, welche dem Charakter eigentlich erst zu richtiger Festigkeit und Energie verhilft. Wo nicht etwa Krankheit oder andere abnorme Umstände dessen Ursachen sind, rührt solches immer von einer kalten, schwerfälligen und phlegmatischen Natur her. Die sehr scharfen Contouren, die durchfurchten und vertrockneten Lineamente, die man bisweilen einem ausgebrannten Krater vergleichen könnte, deuten dagegen auf tiefe, heftige und brennende Leidenschaften, auf ein Temperament mit mehr Feuer als Feuchtigkeit, und auf einen Charakter mit grosser Spannkraft, aber geringer Biegsamkeit, mit starker, glühender Begeisterung, aber ohne warme und innige Gefühle.

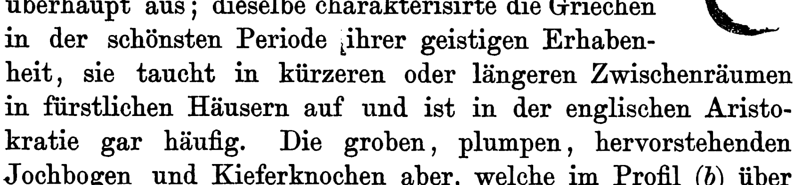
Während die scharfgefurchten Lineamente also ausschliesslich als Product der inneren Kämpfe heftiger Leidenschaften zu betrachten sind, finden wir indessen noch eine andere Art Furchen, welche diesen wohl etwas ähneln, aber einen anderen Ursprung haben, und welche wir zum Unterschied von diesen als die Bildner der mageren und schlaffgefurchten Lineamente bezeichnen können; es rühren diese Furchen entweder von Kränklichkeit oder von rein physischen Ueberanstrengungen, oft auch von geistigen Anfechtungen, wie Kummer, Unruhe, Angst, Zweifel oder Ehrgeiz her. Während Zustände letzterer Art in der inneren und äusseren Spannkraft der Organe eine gewisse Stumpfheit oder Negativität verursachen, scheint die leidenschaftliche Verfassung dagegen, als austrocknend, dieselbe eher zu verdoppeln und unsere Nerven, Sehnen und Muskeln in einem gesteigerten Grade anzuspannen. Es erweist sich ebenfalls als eine Folge davon, der Umstand, dass der schmächtige, aber nervenfeste Mann, in der Regel weit stärker, ausdauernder und energischer sich zeigen wird, als der grosse, in mächtigen Massenverhältnissen und Dimensionen angelegte, bei seiner immerhin lockeren und

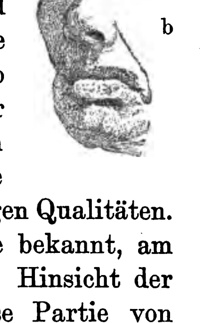
schwammigen Masse, solches sein wird. Es verrathen die scharfen Furchen der Leidenschaften sich durch ihr dürres Aussehen, durch kräftige Farben und energische und tiefliegende Augen, während die matten Furchen des Kummers oder der Kränklichkeit schlaffer sind, in bleicheren und mehr monotonen Farben auftreten und von matten und stumpfblickenden Augen begleitet sind.

Ich suchte vordem einmal bei Besprechung der Linien und Furchen der Stirnhaut deren Beziehungen zur Wirksamkeit des Geistes und deren Bedeutung hinsichtlich dieser Wirksamkeit nachzuweisen und darzuthun; in ähnlicher Weise glaube ich nun in Betreff der den Mund umziehenden Linien und Furchen zu der Behauptung berechtigt zu sein, dass man vornehmlich hierin den Ausdruck der Wirksamkeit, welche das Herz und die Leidenschaft entfalten, zu suchen hat, und dass deren Zeichnung und Charakter für die Grösse und Beschaffenheit unserer bestandenen Kämpfe, wie für unser physisches Naturell und unser Befinden einen ziemlich zuverlässigen Massstab abgiebt. Selbst der flüchtigste Blick auf unsere täglichen Umgebungen wird hierfür uns Beweise an die Hand geben; es würde mich jedoch zu weit führen, und auch kaum recht interessiren können, oder gar kaum als recht deutlich und verständlich sich erweisen, versuchte ich es, diese Regel an ihren so unendlich weitläufigen Consequenzen etwa klar zu stellen. Ich denke, es genügt, das Nachdenken und die Aufmerksamkeit meiner Leser nur im Allgemeinen auf jenen so auffallenden Unterschied hinzuweisen, den z. B. die Rohheit, den ein empfindsames Gewissen, zarte, sensible Empfindungen, geistige Kämpfe und Anfechtungen, Sorge und Bekümmerniss, heftige Leidenschaften oder starke Triebe, innere und äussere Anstrengungen u. A. m. auf diesen Punkt der Physiognomie ausüben, um nicht allein es einleuchtend zu machen, was ich meine, sondern damit auch einen geistigen Anstoss zu geben, nach welchem selbständiges weiteres Nachdenken hierüber sich ohne Weiteres ermöglichen wird.

Es ist unverkennbar, dass die gerade Profillinie der

Wange (*a*), vom Auge herab nach dem Kinn, der Physiognomie ein edles Gepräge verleiht; man hat selbe auch stets als Kennzeichen aristokratischer Züge betrachtet. Sehr selten wird man es finden, dass adelige Familien, welche ihr aristokratisches Blut, wie nicht minder ihre Grundsätze und ritterliche Denkungsweise stets rein erhielten, besagte Form nicht auch durch Generationen hindurch, wenn auch mehr oder weniger modificirt, beibehalten haben. Es zeichnet diese Linie insbesondere die kaukasische Rasse überhaupt aus; dieselbe charakterisirte die Griechen in der schönsten Periode ihrer geistigen Erhabenheit, sie taucht in kürzeren oder längeren Zwischenräumen in fürstlichen Häusern auf und ist in der englischen Aristokratie gar häufig. Die groben, plumpen, hervorstehenden Jochbogen und Kieferknochen aber, welche im Profil (*b*) über den an den Augenbrauen vorspringenden Stirnwinkel dominiren, und eine unedle, unregelmässige Linie bilden, verringern die höhere Bedeutung der Physiognomie in gewissem Masse, selbst wenn die sonstigen Lineamente dann fein und edel sind. Diese Wangenform, wie solche die rohen, wilden und niederen Menschenrassen, so die Kalmücken, Mongolen, Neger, Buschmänner u. a. m. charakterisirt, deutet, wo selbe auch sich finden mag, sicher auf eine gröbere, unedlere Natur, begabt mit grösseren physischen als geistigen Qualitäten.





Unter cultivirten Nationen findet dieselbe, wie bekannt, am häufigsten sich in der arbeitenden Klasse; in Hinsicht der Form des Gesichtes nimmt vornehmlich diese Partie von den durch Generationen andauernden Bestrebungen des Geistes nach Selbstemancipirung in höherer und veredelnder Richtung die ersten Spuren in sich auf; doch scheint ihre rohere Form erst einer langen Zeit und andauernder Anstrengungen zu bedürfen, um vollkommen zu verschwinden. Es gründet diese Annahme sich übrigens zunächst auf die Thatsache, dass wir die

heilsame Wirkung, welche culturelle Veredelung auf das Thier ausübt, ja in so vollkommenem Masse sich bestätigen sehen können, woraus denn eben der sehr einfache Schluss resultirt, dass wir an unserer Berechtigung, eine ähnliche solche hinsichtlich des Menschen in Anwendung zu bringen, wohl kaum werden zu zweifeln haben.

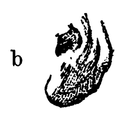
Vom Ohre.

Trotzdem ich weder die psychologische Ursache davon, noch dessen Bedeutung zu erklären vermöchte, so haben wiederholte Untersuchungen doch es ein für allemal bestätigt, dass, je reiner gezeichnet, je runder und wohlproportionirter der Ohrlappen oder die unterste Partie des Ohres ist (*a*), desto näher bei der betreffenden Persönlichkeit die Stunde ihrer Geburt nach Mittag grenzt, und je eckiger, winkeliger und unverhältnissmässiger derselbe gebildet ist, desto näher diese der Mitternachtsstunde (*b*) liegt. (Eine andere Merkwürdigkeit, welche vielleicht weniger allgemein bekannt, doch ebenso unerklärlich ist, besteht darin, dass bei unwillkürlichem Falten der Hände, bei den am Tage Geborenen der rechte Daumen über den linken fällt, während der linke über den rechten fällt, wenn der Betreffende in der Nacht geboren wurde.)

a



b



Wenn man die hinterste Partie des Kopfes betrachtet und daselbst den Abstand der Ohren im Vergleich zu den anderen Proportionen desselben unverhältnissmässig weit findet, so ist solches ein untrügliches Zeichen roher, wilder, thierischer Neigungen, wiewohl damit stets ein grosser, instinctiver Muth sich verbindet. Wir werden diese Form mit unfehlbarer Gewissheit bei jedem solchen Verbrecher finden, der mehr von inneren Trieben beeinflusst, als wegen äusserer Umstände Raub und Mord beging.

Es scheint, als habe die Natur dem Thiere für das, was es in Hinsicht des Mundes, was dessen Vermögen, sich ver-

ständlich zu machen, anlangt, entbehren muss, im Ohre eine Art von Entschädigung zu Theil werden lassen. Das thierische Ohr ist nämlich in der Regel ein viel mehr hervortretendes, bewegliches und sprechendes, als das flachliegende, meist von den Haaren verborgene und im Verhältniss zu den sonstigen Lineamenten theilweise todte und theilnahmlose Ohr des Menschen. Trotzdem das Ohr bei einer grossen Menge von Thieren unstreitig besagte Rolle spielt und im Zusammenhang damit an der hervorragendsten Partie des Kopfes, wie eine telegraphische Zier, angebracht zu sein scheint, — man denke an das Pferd, den Hund, den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tiger, die Hyäne u. s. w., so findet dabei jedoch auch wieder die wunderliche Anomalie statt, dass dieses Werkzeug, je grösser und hervorragender dasselbe beim Thiere entwickelt ist, desto weniger alsdann ein sprechendes, ausdrucksfähiges und bedeutungsvolles ist; ein solches Ohr finden wir z. B. bei dem groben und stupiden Pferde, beim Esel, dem Hasen, Kaninchen, Schwein, der Fledermaus, dem Vampyr u. A.; es deutet die unverhältnissmässige Grösse der Ohren dieser Thiere, wie solches auch mit zu grossen menschlichen Hörwerkzeugen der Fall, auf ein geringeres Mass von Energie, Temperamentsfeuer und Intelligenz.

Vom Haare.

Zwischen den beiden Extremen der Haarfarbe, nämlich zwischen vollkommen blond und vollkommen brünett, liegen unzählige Nuancen, die wegen unserer noch sehr unvollständigen Kenntniss von der Bedeutung des Haares physiognomisch sehr schwer würden anzudeuten oder zu untersuchen sein; ich beschränke mich deshalb darauf, besagter Extreme mit ein paar Worten hier, wie auch vordem, nur so obenhin zu gedenken.

Wie bereits früher bemerkt, scheint das blonde Haar das kältere Klima vorzuziehen, während das brünette meist in den heissen Zonen heimisch ist; freilich wird durch die Kreuzung der Rassen diese Regel ziemlich oft modificirt, so

dass wir die dunkle Zier bisweilen bei Individuen antreffen, die in kalten Zonen geboren wurden, während die blonde Haartracht selbst unter den Wendekreisen zu finden ist. Dass die Kälte das Haar, wie auch, besonders beim Menschen, die Farbe der Haut bleicht und die Hitze beide dunkelt, diese Thatsache wiederholt sich ebenfalls beim Thiere. Wir finden weder weisse Füchse noch weisse Bären, ausser da, wo Schnee und Eis herrscht, so wechseln auch mehrere Säugethiere und Vögel mit dem Eintreten des Winters Pelz und Farbe. Dass zwischen der Farbe des Haares und dessen Form eine geheime und unerklärliche Beziehung herrscht, geht übrigens aus mannigfaltigen Symptomen hervor. Wenn z. B. Ausschweifungen, physische oder geistige Anstrengungen oder Leiden den Körper geschwächt und dessen Kohlenstoff oder Schwefel, den die ursprüngliche Farbe des Haares bedingenden Stoff ausgebrannt haben, so verliert sich letztere, wird grau oder das Haar fällt ab, eine Thatsache, die andererseits wieder zu dem Schlusse berechtigt, dass das kräftigere, mehr gesteigerte innere Leben nothwendiger Weise einen volleren und stärkeren Haarwuchs und eine intensivere Farbe bedingt. Das farblose Haar, das sehr blonde oder das graue und weisse Haar gehört nämlich nur den zwei Extremen des Daseins, dem Kindes- und dem Greisenalter an; beim ersteren ist grössere Lebenskraft und stärkerer Lebenstrieb noch nicht eingetreten, während beim letzteren solches zum Theil verschwunden ist.

Es scheint das blonde, feine, weiche Haar mehr auf etwas Kindliches und Unmittelbares, als auf Intensität in Leidenschaften und Wünschen, auf grössere Ruhe und auf mehr Gleichgewicht hinsichtlich des inneren Seins, des Gemüthes, auf weniger Gluth, doch auf mehr milde und innige Wärme des Gefühls zu deuten, als das schwarze, struppige und grobe Haar, bei welchem das Feurige mit stärkeren, unbändigeren und unlenksameren Neigungen und Affecten, und mit einem in der Regel mehr elastischen als ausdauernden Charakter sich verbindet. Dem blonden Haar gesellen vorzugsweise sich blaue Augen, eine feinere und blassere Hautfarbe, und

weichere, mehr abgerundete Gesichtsformen, als solche das schwarze gewöhnlich aufweist, denn bei diesem nimmt der Krater des Vulkans ausbrechender und sich bekämpfender Leidenschaften, die Lineamente, mit den Jahren meist ein verbranntes, verwittertes, durchfurchtes Aussehen an.





Obschon das blonde Haar und die blauen Augen ehemals die Söhne des Nordens charakterisirte, die grossen, riesenstarken Gestalten derselben beweisen es immerhin, dass diese Farbe Kraft keineswegs ausschliesst; es stand im Gegentheil deren Stärke, wie kekannt, mit einer Ausdauer, Schlauheit und Energie in Verbindung, die ihren schwarzhaarigen Brüdern sicher in keinem Punkte darin etwas nachgab. Es scheint die specifische Dicke und Form des einzelnen Haares, wie auch die Farbe und Dichte des Haares und dessen Wuchs ein Moment von besonderer Bedeutung zu enthalten. Der Amerikaner Browne bemerkte mit dem Mikroskop, dass der gerade Durchschnitt des Haares beim amerikanischen Wilden z. B. als kreisrund, beim Europäer als regelmässig oblong und beim Neger als gekrümmt oblong sich erweist; nach seinen Erfahrungen ist diese letztere Durchschnittsform eine für die Negerrasse so überwiegend charakteristische, dass selbst da, wo jedes andere Kennzeichen derselben auf dem Wege der Kreuzungen allmählich sich verwischte, die Form des Durchschnittes, den das Einzelhaar aufweist, noch die eigentliche Abstammung des fraglichen Individuums verrathen wird.

Die unzähligen, zumeist launenhaften Weisen endlich, wie das weibliche Geschlecht das Haar als Schmuck benutzt, geben, psychologisch betrachtet, für dessen Geschmack, Eitelkeit oder Ordnungssinn jedenfalls einen ziemlich sicheren Massstab uns an die Hand.

Der Hals.

Es bildet der Hals beim Menschen das Verbindungsglied, welches Rumpf und Kopf zusammenbringt, ebenso wie die Säule den Sockel des Pfeilers mit dessen Capitäl verbindet; vornehmlich aus dem Verhältniss, in welchem derselbe zu diesen beiden steht, empfängt er seine eigenartige Bedeutung und seinen Charakter. So wie die allzu kurze Säule dem Pfeiler das Gepräge des Schweren, Gedrückten und Plumpen aufdrückt, und die allzu schlanke demselben ein dünnes und gebrechliches Aussehen verleiht, so deutet der zu kurze Hals, besonders da, wo der Nacken sehr breit ist, in der Regel auf Rohheit und beschränkte Anlagen, während der zu lange Hals Schwäche, Unselbständigkeit und Mangel an Thatkraft andeuten wird.

Bei den niederen Thierklassen, bei den Fischen und den meisten Amphibien, finden wir keinen Hals; unter den behalsten Thieren aber macht die eben erwähnte Regel hinsichtlich der proportionellen Länge dieser Partie sich ebenfalls geltend. Selbst beim Menschen entwickelt der Hals sich erst, nachdem alle übrigen Körpertheile in ihre richtigen Massverhältnisse getreten sind; beim Embryo, und selbst beim Kinde, findet sich fast gar kein Hals oder jedenfalls nur ein sehr unvollkommen entwickelter und eingedrückter. Ein schlanker, wohlproportionirter und edel geformter Hals ist immer für das Haupt, welches er stützt, ein günstiges Zeichen; ja bisweilen kann in den schönen, feinen und gewinnenden Formen und Linien des Halses ein solches Mass von Adel und Anmuth, ein so bezaubernder Ausdruck liegen, dass man

oft allein dieserhalb mit mancherlei sonstigen Unvollkommenheiten, welche die Physiognomie dabei etwa aufweist, sich aussöhnen wird. Es gewährt bei den Frauen uns die Mode, den Hals und den obersten Theil der Brust zu entblössen, eine sehr erwünschte Gelegenheit dazu, diese interessante physiognomische Partie eingehender zu studiren, als beim Manne solches der Fall sein kann, wo man wegen deren Bedecktsein im Allgemeinen nur auf proportionelle Beobachtungen beschränkt ist. Das physiognomische Gefühl für die schöne und edle Form des Halses und die Erkenntniss des Werthes und der Bedeutung desselben scheint dem Weibe gleichsam instinctmässig angeboren und klar zu sein, denn trotzdem auch bisweilen die Bescheidenheit und das Schamgefühl bei demselben mitwirkender Faktor sein, und zur Verhüllung dieses Theiles Anlass geben mag, so wird man in der Regel dennoch als sicher annehmen dürfen, dass das Weib, vornehmlich in denjenigen Classen, wo die Entblössung gebräuchlich ist, Hals und Brust nicht zudecken wird, ausser dort etwa, wo es etwas zu verdecken hat. Doch suche man diesen Theil auch durch noch so sorgfältige Verhüllung dem forschenden Blicke zu entziehen, in Haltung und Massverhältnissen des Halses wird für den aufmerksamen und scharfsinnigen Beobachter zu interessanten physiognomischen Schlüssen immer noch reichhaltiger Stoff übrig bleiben. So wird z. B. der lange, dünne, hervorgestreckte Hals stets auf Neugier deuten; wo derselbe nach vorn sich überlegt, so dass der Kopf in gesenkter Stellung bleibt, ohne dass solches etwa von Kränklichkeit oder Alter herrührt, wird dies, wenn damit auch ein matter und unsicherer Blick sich verbindet, Einfältigkeit, Heuchelei, Falschheit oder ein böses Gewissen verrathen; da, wo der Hals lang und grade ist, steif und wie ein auf den Rumpf eingepflanzter Pflock sich ausnimmt, werden wir entschieden geistige Trockenheit und Halsstarrigkeit finden; wenn diese Steifheit dann zugleich mit Neigung, den Hals noch um ein Weiteres herauszustrecken oder gar den Kopf zurückzuwerfen sich verbindet, wird man sicher annehmen dürfen,

dass damit zugleich ein gewisses Mass von Hochmuth und Dünkel sich verbindet. Ein kräftiger Hals und besonders ein solcher Nacken steht allemal mit einer kräftigen Constitution, mit Energie und Beschlusstüchtigkeit in Verbindung; niemals wird man bei leichtsinnigen, charakterlosen Personen einen derartigen Hals finden.

Wie bekannt, steht das kleine Gehirn mit der obersten Partie des Rückenmarkes, am Nacken in unmittelbarer Verbindung, ein Umstand, woraus in der Regel zu folgern sein wird, dass da, wo jenes einen hohen Grad von Kraft und Wirksamkeit entfaltet, diese Partie damit in Harmonie sich stellen wird, so dass der ungewöhnlich breite und fleischige Nacken darnach unstreitig auf überwiegenden Geschlechtstrieb deuten wird. Es dürfte die Richtigkeit dieser Behauptung eine um so grössere Wahrscheinlichkeit für sich haben, als alle diejenigen Thiere, welche in dieser Richtung sich auszeichnen, und zwar dann, besonders in der Paarungszeit, wo die Säfte und deren Zustrom ungleich lebhafter und reichlicher ist als sonst, durch einen breiten und fleischigen Nacken sich hervorthun.

Wer würde es nun nicht als eine Abnormität erkennen, brächte man auf einem Paar breiter muskulöser Schultern, als Stütze eines kräftig gebauten Kopfes, einen feinen, schlanken Hals an! Da, wo ein derartiger Hals eine sonst männliche ausgeprägte Figur verunziert, werden in Natur und Charakter des Betreffenden sicher weibische Neigungen sich nachweisen lassen.

Es findet unstreitig allein schon in einem einfachen physiognomischen Schlusse seine Erklärung, der Umstand, dass die vorderste Partie des Halses, welche die unseren physischen Bedürfnissen dienenden Werkzeuge, nämlich die Speise- und Luftröhre einschliesst, Veränderungen ungleich öfter und häufiger unterworfen ist als der Nacken, welcher sogar bis ins vorgerückte Alter hinein oft seine unveränderte Gestalt bewahrt. Wie bekannt, weist die vorderste Partie des Halses eine weit überwiegendere Complication weicher und beweglicher

Theile auf, als der Nacken, und es wird besagter Theil auch durch die Bewegungen des Kopfes, durch die Functionen der Ernährung und Athmung allemal in ungleich beträchtlichere Requisition gesetzt, als dieser; es werden darum die äusseren sichtbaren Spuren dessen mit Nothwendigkeit hier sich als weit deutlicher erweisen als dort, da Wirkung und Verbrauch gegenseitig ja immer in directem Wechselverhältniss stehen.

Wir finden in der Sprache des Alltagslebens eine Zahl von Ausdrücken, die in sehr charakteristischer Weise die Bedeutsamkeit darthun, welche man diesem Theile des menschlichen Körpers unwillkürlich beilegt; solche sind z. B.: „hartnäckig", „Stiernacken", „Kopfhänger", „Schwanenhals", „mit dem Nacken werfen", „sich spreizen und brüsten wie ein Hahn", „so steif und unbeweglich sein, als ob man ein Lineal verschluckt habe", „ein Uebel oder ein Unglück auf dem Halse haben", u. A. m.

In den Contouren des Halses sind alle geraden Linien und ebenso wieder die gar zu stark und kurz gekrümmten nichts werth; es bedingt dessen Schönheit und Adel besonders beim Weibe sich dadurch, dass die Zeichnung desselben allseitig in langen, weichen, harmonischen Wellenlinien ausläuft.

Vom Instinct.

So wie der Mensch isst, trinkt, verdaut oder schläft, ja wie er, wenn unmittelbar, unwillkürlich, ohne Reflexion, sieht, hört und empfindet, so drängt sich ebenfalls, ihm selbst gewöhnlich unbewusst, bei dem ersten Eindrucke, welchen er von fast jedem seiner Mitmenschen empfängt, den sein Auge wahrnimmt, stets ein gewisses instinctmässiges Gefühl von Sympathie oder Antipathie ihm auf. Es kommt ein Angezogenwerden des einen Menschen an den anderen entschieden weniger vom Prüfen, Untersuchen oder Nachdenken, als vielmehr von jener unraisonnirten und primitiven Empfindung, die wir mit In-

stinct bezeichnen, her; dieser ist es, was dazu uns anleitet. Der Instinct ist, wie es scheint, bestimmt, gleichsam als eine Art Surrogat oder Hülfsmittel in Hinsicht der Mängel oder Unvollkommenheiten zu dienen, welche die höhere Entwickelung des Geistes aufweist; wir werden immer sehen, dass derselbe am schärfsten und reinsten beim Thiere, dem Kinde oder dem Naturmenschen und allemal deutlicher bei den mittelmässig als bei den reich begabten Naturen cultivirten Geistes sich verräth. Es dürfte für diese Eigenschaft, ausser der Thatsache etwa, dass die feineren Instincte von den gröberen durch feinere und prononcirtere Ausdrucksarten und Formen der Lineamente sich abheben, ein besonderes bestimmtes physiognomisches Kennzeichen freilich kaum sich nachweisen lassen. Bedingung des Instinctes ist immer ein sensibles, leicht empfängliches Nervensystem, und eine feinere und vollkommenere Organisation, wie solche beim Menschen die Basis bildet, auf welcher dessen höhere Geisteskräfte, besonders das Genie, als dessen Mutter der Instinct entschieden nicht ohne Grund betrachtet werden darf, sich entwickeln können. In seinem rein primitiven Stadium ist die Wirkung des Instinctes eine blitzschnelle und unmittelbare, gleich dem Ausfluss einer Naturnothwendigkeit, welche in unserem Dichten und Trachten allemal das Rechte uns finden lässt, und durch Gefahren und Schwierigkeiten uns sicherer leitet, als die höchst entwickelten, feinst raisonnirenden Verstandeskräfte solches oft vermöchten. Wir finden einen sehr handgreiflichen Beweis hierfür in der furchtlosen Sicherheit, womit die Somnambule die halsbrechendsten Dinge ausführt, so lange ihr halbgeschlossenes Auge noch dem höheren Bewusstsein entrückt bleibt, deren sie aber gänzlich verlustig geht, sobald dieses sich vollkommen öffnet, und das Bewusstsein zugleich mit dem Nachdenken wieder befähigt wird, die Bedeutung der Gefahr sie fassen zu lassen. Das schöne Bild der Bibel, unter welchem der Naturtrieb oder der Instinct darin als dasjenige dargestellt wird, was den Menschen in seinem ersten Glückseligkeitszustande leitete, dieser aber seines reinen unmittel-

baren Denkens verlustig ging, als er vom Baum der Erkenntniss gegessen, — die höheren Beweggründe, deren er damit theilhaftig wurde, verleiteten ihn alsdann zur Sünde, wie zum Vergessen des Gebotes der Natur, — es deutet dasselbe zur Genüge an, dass man damals bereits es klar als Eigenthümlichkeit des Instinctes erkannte, an Intensität zu verlieren, in dem Masse, als die Cultur oder die Fülle der Erkenntniss zu höheren Graden ansteigt.

Von der Mittelmässigkeit.

Obschon der Begriff dieser Eigenschaft bereits in deren Benennung sich verräth, so hält es dennoch sehr schwer, bezeichnende Ausdrücke zu finden, welche dieselbe näher veranschaulichten, eben weil deren einzige Eigenthümlichkeit nur darin besteht, dass selbe keinerlei Eigenthümlichkeiten besitzt. Wenn der Charakter oder das Individualisirende das äussere Resultat der Erregungen und Kämpfe ist, welche das Innere bewegten, so ist es einleuchtend, dass da, wo dieses Innere eigentlich nur aus Passivitäten sich zusammensetzt, im äusseren Wesen nichts Hervorstechendes sich wird geltend machen können. Die Mittelmässigkeit ist eben weder böse noch gut, weder kalt noch warm, nicht stark und nicht schwach, weder gross noch klein; es vermag selbe nicht anzuziehen noch abzustossen, dieselbe ist warm ohne Liebe und Begeisterung und eifersüchtig ohne Leidenschaften, ist das Bild des Gleichmasses, der Ebenheit, die da Alles planirt, was sie in sich aufnimmt, und glatt, rund und abgeschliffen, ohne irgendwo anzustossen, harmlos und unbemerkt durch das Leben und zwischen dessen Extremen dahin gleitet. Es ist die Mittelmässigkeit indessen durchaus nicht ohne Bedeutung; selbe hat in der grossen Weltordnung ihre ganz bestimmte und wichtige Mission, und dient darin, wie der Mörtel eines Bauwerkes, zum Stützen und Verbinden, ohne dabei selbst besonders sich geltend zu machen, oder ist, wie eine geist-

reiche Schriftstellerin sich ausdrückt, „gleich dem Füllwerk in einer französischen Stickerei, dazu bestimmt, die bunten Farben zu sammeln und hervorzuheben." Es trägt deren Physiognomie darum auch den Stempel der Negativität. Nichts Hervortretendes, nichts Markirtes, nichts Packendes oder Fesselndes, aber auch nichts, was abstösst, nichts pikant Interessantes oder Ungewöhnliches liegt darin. Alles, sowohl das Aeussere wie das Innere hinterlässt in uns bei Betrachtung derselben nur die Empfindung vollkommener Gleichgültigkeit.

Man findet die Mittelmässigkeit vornehmlich bei den reinen, inhaltslosen Formschönheiten; die Form ist beim Menschen eben, gleich wie sein Geist, als ein reines Stück Papier anzusehen, dem Inhalt und Charakter erst dann zu Theil wird, sobald es beschrieben, bemalt oder — besudelt wird.

Von den moralischen Eigenschaften.

Da die moralischen Eigenschaften, die Leidenschaften, die Neigungen, unsere Seelenstimmungen, wie unsere Gemüthsregungen mehr in den weichen und beweglichen Theilen der Physiognomie, wie in den festen und unbeweglichen Formen derselben, also in den flüchtigen und vorübergehenden Ausdrucksweisen des Antlitzes, der Haltung des Körpers, in unseren Gesten, im Gang, in den Bewegungen, in der Stimme, in der Sprache u. s. w. sich verrathen, so ist es selbstverständlich, dass dieselben nur mit unserem instinctmässigen Fühlen zu verstehen, zu erhaschen und festzuhalten sind, und darum vornehmlich stets Gegenstand unmittelbarer Auffassung werden bleiben müssen. Während der Stolz und der Dünkel z. B. in einer gewissen selbstzuversichtlichen Haltung, in einer gespreizten Stellung des Halses und Kopfes und einem zurückgezogenen Kinn, durch Mundwinkel, deren Linien nach unten verlaufen, und in einem kalten, übermüthigen Fixiren von Personen und Gegenständen, denen jedesmal der Blick sich zuwendet, wie

ebenfalls in einer höhnischen, lauten, aufdringlichen und gesuchten Eigenart in Sprache, Accent und Gestus sich zu erkennen giebt, offenbart die Demuth und Bescheidenheit dagegen in der Regel sich durch Beugung des Hauptes, Senkung des Auges, Herabdämpfung der Stimme und Vermeidung jeglicher auffallender oder geräuschvoller Aufmerksamkeit erregender Bewegung, und scheint, zum Unterschied vom Stolze, welcher immer sich aufbläht, und einen so grossen Platz für sich beansprucht, wie nur möglich, gleichsam sich in sich selbst zu verkriechen, um nur Andere nicht zu geniren. Indem die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nach unserem Herzen und unserer Ueberzeugung nur immer den geraden Weg aufsucht, begleitet selbe den schlichten Tonfall ihrer Rede und ihre ungezwungene Miene allemal mit einem offenen, ruhigen und festen Blicke, welcher unverändert auf demjenigen gerichtet bleibt, mit welchem sie spricht, wogegen die Falschheit und Hinterlist sich dadurch verräth, dass dabei niemals, oder allenfalls nur hastig und vorübergehend, Auge auf Auge sich heftet, und dass selbe nur im Falle langer und anhaltender Uebung etwa es dahin bringt, eine gewisse vibrirende Unsicherheit der Gesichtsmuskeln zu überwinden und ihren in der Regel faden, schwach angefärbten, schlaffen Zügen so etwas wie den Ausdruck des Festen und Consistenten beizubringen. Wenn wir in der gleichmässigen und milde betonenden Stimme, in dem offenen und freundlichen Auge, in den unleidenschaftlichen, ruhig verweilenden Augenbrauen und in der reinen, gewölbten Stirn unwillkürlich die Güte und das Wohlwollen erkennen müssen, so werden wir in dem kalten und kurz abfertigenden Ton einer Stimme dagegen, in der kurzen, abgebrochenen Rede, welche niemals etwas einräumt, sondern selbst auf jeden noch so unschuldigen, einleuchtenden oder wohlwollenden Vorschlag stets noch eine widersprechende Antwort in Bereitschaft hat, in der harten, markirten Physiognomie mit der dreieckigen Form und den in der Regel breiten Kinnbacken, in den kleinen, stechenden und doch faden Augen, in den abstossenden und erstarrenden

Bewegungen des Mundes, welcher bisweilen wohl einen grimassirenden Ausdruck annimmt, der nach einem Lächeln aussehen soll, welches aber dann sehr isolirt, ohne correspondirende Wirkung auf die Augen und auf der flachen, perpendiculären Stirn verbleibt, die rohe, nie zufriedene, rücksichtslose und kleinliche Natur des unwilligen Querkopfes und des Boshaften nicht missverstehen können. Es hat die Schwäche, mit ihren weichen, unbestimmten, beweglichen Linien und die Energie mit ihrer festen, kräftigen, und wie meist der Fall, perpendiculären Gesichtsform; die Schüchternheit mit ihrem bescheidenen zurückhaltenden Wesen und ihrer wachsenden Gesichtsfarbe, und die Frechheit mit ihrem sicheren, dreisten und schamlosen Auftreten; die Klugheit und Besonnenheit, die lieber des Ohres sich bedient als der Zunge, und der Ungeduldige, der Voreilige und der Redselige, welcher dem Gebrauch der Sprache vor dem des Gehöres bei weitem den Vorzug giebt; die Betriebsamkeit mit ihren lebhaften Bewegungen und ihren kleinen, doch prononcirten Lineamenten, und die Stumpfheit oder die Faulheit mit ihrem langsamen, schläfrig-trägen Gange, ihren schlaffen, hängenden Zügen und dem kleinen, doch aufgedunsenen und fleischigen Kinn; der Geiz mit seiner kleinlichen, meist scharfen und dürren Physiognomie, seinem versteckten Blick, seiner krummen Nase und seinem spitzen, vorstehenden Kinn, und die Freigebigkeit mit ihrem milden und offenen Auge, ihrem wohlwollenden, rückhaltslosen Ausdruck und ihren weichen, abgerundeten, harmonischen Gesichtsformen; der Ernst und die Unbesonnenheit; der Seelenadel und die Niedrigkeit; die Fügsamkeit und die Halsstarrigkeit; die Keuschheit und die Wollust u. s. w., u. s. w., alle diese Eigenschaften haben ihre besonderen wiewohl flüchtigen, so doch im Allgemeinen durchaus bestimmt nachweisbaren Kennzeichen, welche je nach der Stärke der denselben eigenen unmittelbaren inneren Intensität, wie nach Massgabe der grösseren oder geringeren unmittelbar stattgehabten äusseren Einflüsse

allemal in mehr oder weniger deutlichen Abstufungen hervortreten werden.

Von den conventionellen Höflichkeitsformen.

Es giebt gewisse conventionell angenommene Höflichkeitsformen, deren gewohnheitsmässige Anwendung uns gleichsam zur anderen Natur geworden ist. Hierhin gehört vornehmlich jene Sitte, welche entweder in einer Verbeugung, durch Abnehmen der Kopfbedeckung oder durch gegenseitiges Handreichen Höflichkeit und Aufmerksamkeit andeuten lässt und die Bezeichnung Gruss trägt. So wohl in der Weise, wie der Gruss entrichtet, wie in derjenigen, wie derselbe vergolten wird, verräth in unzweifelhaften physiognomischen Kennzeichen sich eine stumme, doch reichhaltige und deutlich redende Sprache.

Ohne Zweifel ist es ebenso sehr der Charakter und die Stimmung, und ebenso auch der augenblickliche Sinneszustand, was Form und Ausdrucksart des Grusses dictirt, wie die Verschiedenheit, welche hinsichtlich des Bildungsgrades und der Lebensstellung der Betreffenden obwaltet. Mit einem scharfen, unwillkürlichen, fast instinctmässig physiognomischen Blick erfasst ein jeglicher Mensch die Bedeutung des Grusses, der ihm zugedacht war, und versteht hieran in der Regel genau den Grad von Wohlwollen und Achtung oder Gleichgültigkeit und Geringschätzung zu ermessen, welchen dessen Spender gegen ihn hegt. Es sucht der Freund unwillkürlich beim Freunde, der Liebhaber bei der Geliebten, der Feind bei seinem Gegner, der Untergeordnete beim Vorgesetzten in Auge, Miene und Haltung des Betreffenden beim Grüssen Zutrauen oder Misstrauen, Hoffnung oder Furcht. Während der schlaue Diener Stimmung und Laune seines Herrn in der Regel schon aus dem ersten Morgengruss aufs Haar zu deuten versteht und seine Rede, sein Betragen und Verhalten darnach einrichtet, so sucht der Supplicant aus der Art Gruss, womit er seitens dessen, bei dem er supplicirt, aufgenommen oder

abgefertigt wird, unwillkürlich ein für seine Wünsche günstiges oder ungünstiges Resultat zu entnehmen, und wird alsdann, zumeist eben instinctmässig, entweder durch die übellaunige, muthwillige, stolze oder kalte, ironische Miene, welche den Gruss begleitet, der Verzagtheit anheim fallen oder aber aus dem Ausdruck von Wohlwollen, Güte und entgegenkommender Urbanität, die er gewahrt, Muth und Zutrauen schöpfen.

Wenn der Hochmüthige mit seiner steifen Haltung eine geringe Wenigkeit den Hut lüftet, und mit einer zerstreuten und übermüthigen Miene kaum denjenigen zu bemerken scheint, welchem der Gruss zu gelten hat, nimmt der Demüthige und Bescheidene seine Kopfbedeckung vollständig ab, senkt selbe tief hernieder und begleitet diese Bewegung womöglich noch mit einer Beugung des Hauptes und einem aufmerksamen und bescheidenen Blick. Wenn die Freundschaft, die Liebe oder die Vertraulichkeit einen Gruss spendet, da wird solches ohne Zweifel auf eine ganz andere Weise und mit einem ganz anderen Ausdruck geschehen, als da, wo derselbe blosses Product pflichtschuldiger Ehrerbietung oder conventioneller Nothwendigkeit ist. Der Leichtsinnige, Flüchtige und Gedankenlose führt den Gruss mit einem anderen Gestus wie anderen Geberden aus, als der Besonnene und Bedachtsame. Bei dem Falschen, dem Gleissner und Kriecher, welcher wesentlich unter Beihülfe seines beweglichen, krummen Rückens und seines eklen, zuckersüssen, stereotypen Lächelns sich durch die Welt zu schleichen sucht, haben die Formen der Höflichkeit einen ganz anderen Charakter und Ausdruck, als beim Offenen, Derben und Redlichen. Die Kokette bedient sich ganz anderer Formen des Grüssens als die Schamhaftigkeit. Wenn die Rohheit oder Plumpheit einmal wider Gewohnheit höflich wird, grüsst selbe sicher uns auf eine ganz andere Weise als der Gebildete und Wohlerzogene; der Gruss der Affectation und der Eitelkeit nimmt ganz anders sich aus, als der Gruss der Einfachheit und Bescheidenheit. Während die Herzlichkeit, die Ausspruchslosigkeit und Natürlichkeit, oder, mit einem Worte, die Liebenswürdigkeit frei und offen

uns die Hand reicht und ohne Bedenken zuerst grüsst, lässt der Kleinliche, Anspruchsvolle und Eitle solches immer erst an sich kommen, ehe er selbst sich herbeilässt, es seinerseits zu thun, sei dies nun aus Furcht, seiner vermeintlichen Würde sonst zu viel zu vergeben, oder aus Mangel an dem gehörigen Gleichgewicht und Takt.*) Hinter diesen lose hingestreuten Andeutungen liegt indessen für Beobachtungen und Bemerkungen ein unbegrenzter Raum, doch wage ich hier es nicht, darauf mich weiter einzulassen; ich fürchte damit in endlose und ermüdende Weitläufigkeiten zu gerathen, und dergleichen würden hier um so viel weniger am rechten Platze sein, als ein jegliches gesundes, beobachtendes Auge überhaupt mit Leichtigkeit selbst es vermögen wird, dieselben weiter zu verfolgen.

Die Form der Huldigung oder Höflichkeit, welche in der Verbeugung oder im Nicken ihren Ausdruck sucht, offenbart ebensowohl von dem Charakter des Betreffenden uns unverkennbare Spuren, als selbe zu gleicher Zeit auch für den Grad von Bildung und Erziehung, der diesen eigen, einen ziemlich zuverlässigen Massstab uns an die Hand giebt. Während nämlich der Mann von Lebensart, wie die gebildete Dame, bei der Ablegung besagter Form Geist, Anmuth und Takt in nicht zu verkennender Weise an den Tag zu legen

---

*) In der Zeitschrift „Schule und Haus“ (pag. 73) findet sich ein geistreicher, treffender und ausgesucht gut geschriebener Artikel über den Begriff „grüssen“ von Bournonville, in welchem zwar eine mehr ethische als physiognomische Tendenz sich geltend macht, worin man dessenungeachtet jedoch auf eine Zahl überraschend wahrer physiognomischer Bemerkungen hinsichtlich des Charakters und der Bedeutung dieser Höflichkeitsform stösst. So z. B. da, wo der Genannte vom Ursprung besagter Sitte, wie von unserem Verhalten zu dem Gefallenen oder Verkannten spricht, oder da, wo er uns zu verstehen giebt, auf welche Art und Weise man beim Grüssen den Stolzen oder Gezierten, welcher entweder über den Empfang unseres Grusses sich beleidigt zeigt, oder denselben etwa mit einem stutzenden und impertinenten Zurückwerfen des Kopfes vergilt, zu behandeln hat, u. A. m.

versteht, verräth der rohe, ungeschliffene Mann in seinem eckigen, ungeschickten „Kratzfuss“ und das Weib in ihrem naiven, unschönen „Knix“ nur Einfalt und Unbeholfenheit. Wenn die freie, edle, ritterliche Persönlichkeit sich verbeugt, dann beugt selbe in der Regel nur das Haupt, ohne dabei den Blick zu senken, während der gleissnerische und sklavische Mensch starr den Rücken krümmt und den Kopf so tief senkt, dass er nicht allein das Auge, sondern sein ganzes Gesicht dem Blicke dessen, gegen den er sich verbeugt, damit entzieht. Es liegen indessen zwischen diesen zwei Extremen, wie auch in der Verbeugung im Allgemeinen, unzählige Nuancirungen, denen selbständig weiter auf die Spur zu kommen, dem aufmerksamen Auge nicht wird schwer fallen können.

Wir werden auch in anderen Aeuserungen der Aufmerksamkeit und Ergebenheit, so in der Umarmung und im Kusse, ein interessantes physiognomisches Terrain finden; freilich können dergleichen Aeusserungen oft Bedingungen von ganz entgegengesetzter Natur verdecken, als deren ursprünglich angenommene, oberflächliche Form wohl anzudeuten scheint.

Ueber den physiognomischen Einfluss der Lebensbedingungen.

Einen der einleuchtendsten Beweise für physiognomische Ursache und Wirkung, für die unmittelbare und genaue Uebereinstimmung zwischen der ursprünglichen Natur und dem ursprünglichen Charakter unseres Inneren, dem Einfluss, den Gedanken, praktische Antriebe und Leidenschaften ausüben, und zwischen Ausdruck wie Gestaltung unseres Aeusseren, finden wir unstreitig in den Veränderungen, welche in unserer oft zufälligen Lebensstellung unsere tägliche Beschäftigung mit sich führt. Ein aufmerksamer Blick auf den Polizeibeamten, auf die Polizeigerichts-Inquisitoren, auf die Polizeiassistenten, auf die Hardesvögte u. m. A. wird, je nachdem diese eben längere oder kürzere Zeit ihre Funktion ausübten

und hierin grössere oder geringere inquisitorische Dispositionen aufzuweisen haben, uns sicher davon überzeugen, dass einem derartigen Berufsmenschen gemeinsamer und eigenthümlicher, ein ernster, scharfer und durchdringender Ausdruck des Auges, dass kalte, ironische, dichtgeschlossene, abwärtsgebogene Mundwinkel und um den Mund herum ziemlich markirt sich ausprägende Linien, sowie dass einzelne horizontale Furchen über der Stirn, welche vornehmlich während der inquisitorischen Thätigkeit des Betreffenden sichtbar werden, bei allen diesen Leuten mit mehr oder weniger grosser Deutlichkeit als charakteristische Kennzeichen sich geltend machen. Es ist zwar auch ziemlich naheliegend, dass Gemeinsamkeit von Fähigkeiten und Neigungen alle diese Leute in der nämlichen Richtung förderte, und dass es somit scheinen müsste, als wäre diese gemeinsame Aehnlichkeit des Ausdruckes eben nur als unmittelbares Product gemeinsamer Aehnlichkeit ihrer primitiven Natur anzusehen, doch dürfte die blosse oberflächliche Untersuchung des wahren Sachverhaltes schon genügen, um uns davon zu überzeugen, dass das Resultat keineswegs ausschliesslich daher stammt. Wer Individuen dieser Art durch die Stadien ihrer Entwickelung mit Aufmerksamkeit folgte, wird mit Leichtigkeit haben bemerken können, dass die Mehrzahl derselben erst nach und nach den mit ihrer oben erwähnten Berufsart und Stellung unzweifelhaft und genau übereinstimmenden Ausdruck und Charakter annehmen, während dieselben in der Regel diese ihre Laufbahn mit sehr verschiedenen Dispositionen und Anlagen begannen und in Folge davon eben mit einem anfänglich sehr verschiedenen Ausdruck eintraten. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, dass man von der Art der Gesellschaft, in der man beständig sich zu bewegen hat, unwillkürlich etwas annehmen wird; demzufolge wird z. B. auch der Inquisitor von den Eigenheiten des Delinquenten, ohne welche es überhaupt eine entschiedene Unmöglichkeit für ihn sein müsste, denselben genugsam zu durchschauen und zu entlarven, auf eine gewissermassen sympathetische Weise berührt werden und davon etwas in sich

selbst aufnehmen müssen. Beim Pädagogen verrathen in ähnlicher Weise von seiner Lebensstellung und Berufsthätigkeit sich ganz unverkennbare physiognomische Spuren. Seiner kleinen, meistentheils schwer zu regierenden jugendlichen Schaar gegenüber, bei der Gehorsam und Aufmerksamkeit die Grundbedingung des günstigen Ausfalls der Bestrebungen des Schulmeisters bilden soll, nimmt letzterer in der Regel eine gar imperatorische Miene und Haltung an, ein Verhalten, welches bei seiner beständigen Inscenirung mit seiner ganzen Natur und Wesenheit schliesslich so ganz und gar sich verquickt, dass er dasselbe dann nicht allein auf sein Alltagsleben überhaupt überträgt, sondern selbst noch bei den unbedeutendsten Handlungen zur Anwendung bringt. Wer vereinigt mit der Idee eines alten, eifrigen, „vertrackten“ Schulmeisters nicht bei sich den Begriff einer ernsten und salbungsvollen Miene und eben solchen Auftretens, eines strenge dreinblickenden Auges und eines sich zuspitzenden Mundes, wie solches ja gewöhnlich die vorbereitende Einleitung eines alsdann vom Stapel gehenden monotonen, umständlichen und minutiösen Vortrages bildet, der in der Regel von selbstgefälligen, im Tone belehrender Unfehlbarkeit vorgebrachten Argumenten und geschmacklosen, pedantischen Gesten begleitet ist. Etwas Aehnliches bahnt ohne Zweifel überhaupt in allen Lebensstellungen in mehr oder weniger handgreiflicher Weise sich an, wo die betreffenden Personen mit einem alles Andere ausschliessenden, einseitigen Eifer ihrem Berufe sich opfern. Wie oft sehen wir nicht den Schauspieler seine Person wie Lebensstellung von den Brettern aus auf das Alltagsleben unwillkürlich und auch so täuschend übertragen, dass man bei solchen Mimen oft seine Mühe hätte, sollte man bestimmen, was man davon auf Rechnung des Menschen und was man auf Rechnung des Schauspielers schreiben darf; es kann solches durch die Macht der Gewohnheit mit der ganzen Wesenheit und Natur des Schauspielers oft so vollkommen sich identificiren, dass derselbe bisweilen dann selbst nicht einmal mehr es vermag, in diesem Rechenexempel sich zurecht zu finden.

Selbst wenn ein gewisser Anderer hinter dem strengsten Incognito sich verschanzte, die steife und abgemessene Haltung und Gangart, die ernsthafte, unbewegliche Miene, das hervorgedrückte Kinn und der zurückgelehnte Kopf, nicht minder auch der feste, unveränderliche cadancirte Tritt, — Eigenthümlichkeiten, wie solche in Folge langer, ununterbrochener, mechanischer Uebung zu etwas von der ganzen Art seiner Bewegungen und von seiner ganzen Natur so Unzertrennlichem wurden, dass kein Alter, nicht eigener Wille, selbst nicht einmal die peinlichsten Unbequemlichkeiten es vermögen, ihn davon abzubringen, alles dies würde augenblicklich den alten Stockmilitär uns verrathen. Wer würde den befahrenen Seemann aus echter Schule, selbst wenn man in der für ihn ungewöhnlichsten Gesellschaft und angethan mit den fremdartigsten Costümen ihn fände, in dieser offenen, derben Miene und den in der Regel massiven Gesichtsformen, in diesem ungezwungenen und, wie zumeist der Fall, in den Knieen balancirenden Gange, in dem breiten, treuherzigen und naiven Tone seiner Stimme und in der freien und nachlässigen Weise, in der er seine Tracht zur Schau trägt, nicht wieder erkennen. Wenn der Mann des holperigen Pflasters etwa Platz und Tracht mit dem vertauschte, der sonst auf glatten und gebonerten Parquetdielen heimisch ist, wird man den Unterschied Beider nur als einen um so handgreiflicheren herausfühlen. Man setze den alten, maschinenmässigen Abschreiber nur für einen Augenblick auf den Platz seines höheren und selbständig wirkenden Vorgesetzten, er wird entschieden da, gleich der Null, die vor statt hinter der anführenden Zahl angebracht wurde, eine ebenso klägliche wie unbedeutende Figur spielen. Wenn der tüchtige, betriebsame, nimmer rastende Geschäftsmann Umstände halber oder aus Convenienz bisweilen sich genöthigt sieht, bei Vergnügungen und Belustigungen die Rolle des müssigen Tagediebes zu übernehmen, dann wird er Zerstreuungen, wie diese im Allgemeinen, sicher im Geschäftsstyl behandeln. Nicht die äussere Politur oder Zuthat ist es, eben so wenig die aufgesteckte

Miene oder die angelernten Manieren, sondern vielmehr die von unserem Innern aus successiv nach aussen hin sich anbahnenden Veränderungen, was die charakteristischen Wandlungen unseres physiognomischen Aeusseren bewirkt und demselben einen dementsprechenden Ausdruck in Charakter und Form verleihen. Nicht die Kappe des Mönches und dessen Büssermiene ist es, was die niedrigen Züge des Sünders wandelt, ja selbst nur verbirgt, nicht ist es sklavische Nachahmung der Formen und Anforderungen des Rituals, was den Heiden zum Christen macht, so wenig wie der Neger sich weiss waschen oder durch das Wasser etwa von seinen ekelhaften Anhängseln sich befreien lässt; selbst in Holbergs „Jeppe“ und seinem „verpfändeten Bauernjungen“ finden wir mehr als ein Jahrhundert alte, handgreiflich und genial gezeichnete Bilder, die von dem Gedanken sprechen, welcher der Behauptung zu Grunde liegt: „dass Das, was auf den Mist gehört, nicht in der Stube angebracht ist, oder, dass ein Schilling damit noch nicht einem Thaler gleich wird, dass man ihn versilbert.“

Nicht so sehr darum etwa, weil ich nun nichts mehr auf dem Herzen hätte, setze ich hier den Schlussstein dieser zweiten Partie meiner physiognomischen Bemerkungen über den Menschen, sondern nur deshalb, weil ich dafür halte, dass man vernünftiger Weise nichts Anderes aufstellen, als was man auf dem Wege der Erfahrung als unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen, oder nicht mehr aussprechen soll, als man noch sich im Stande sieht, dafür einzustehen. Wenn ich in dieser, wie in meiner vorherigen Arbeit es ein für allemal mir als Aufgabe setzte, als Grundlage meiner Schlüsse, wie meiner Ueberzeugung nur die unmittelbare Erfahrung gelten zu lassen, so erheischt es eben das Gewissen von mir, da aufzuhören, wo solches nicht weiter so sehr der Fall ist. Ich habe indessen von mehreren Seiten aus es mir gegenüber

bedauern sehen, dass ich in diesem Abschnitte, besonders was meine Abhandlung über die zwischen dem Menschen und dem Thiere aufstellbaren Vergleichsbeziehungen anlangt, nicht auf eine weitergehende, gründlichere Behandlung der gegenseitigen Beziehungen beider Theile mich eingelassen habe; möglicher Weise mag ein Theil meiner geehrten Leser die nämliche Anschauung gehegt haben; ich glaube darum, ehe wir für diesmal einander verlassen, sowohl diesen wie auch mir selbst noch ein paar erklärende Worte deswegen schuldig zu sein.

Als ich den Plan zu den „Porträtparallelen" herausgeben wollte, war ich eine kurze Zeit lang bei mir selbst im Ungewissen, ob ich denselben nach einem mehr wissenschaftlichen und einem erschöpfenderen Massstabe anlegen sollte, oder nur die weniger wissenschaftliche, die oberflächlichere, doch, wie ich wieder denke, allgemein fasslichere und leichter zugängliche Form, etwa so wie selbe hier vorliegt, wählen sollte. Der Begriff „populäre Abhandlung" schliesst nun zwar bereits an und für sich die Anforderungen ein, welche an eine solche Darstellungsweise zu stellen sind, soll diese selbst den weniger wissenschaftlich Gebildeten zugänglich sein, die Bedingungen derselben müssen dann eben den Anforderungen wie der Natur und Eigenart solcher Leser angepasst sein, doch fand ich für diese Wahl, die ich treffen sollte, noch einen ungleich gewichtigeren Bestimmungsgrund in dem Umstande, dass die zur befriedigenden, mehr wissenschaftlichen Lösung einer solchen Aufgabe nothwendigen Fähigkeiten und Mittel bei weitem nicht in genügendem Masse mir zur Verfügung standen. Man hat vornehmlich, was den oben besagten Anklagepunkt anlangt, mir eine zu einseitige, oberflächliche und mangelhafte Behandlung der Sache vorgeworfen; man fand es nicht richtig, dass ich meine Aufmerksamkeit so gut wie ausschliesslich auf Beobachtungen und Nachweise an den Köpfen der Menschen einerseits und der Thiere andererseits gerichtet hätte und dabei nur sehr ausnahmsweise auf Besprechung der Consequenzen mich eingelassen hätte, welche aus Beziehungen fliessen, wie solche in den übrigen Theilen des Körpers mehr

oder weniger sich geltend machen; ich hätte eben nicht allein es versäumt, von dem gradweisen Uebergang des menschlichen in den thierischen Organismus einen allgemeinen Begriff zu entwickeln, sondern auch unterlassen, speciell die Verschiedenheit darzuthun, welche in dem gegenseitigen Verhältniss des beiderseitigen Hirnes an Form und Grösse obwaltet, und hätte ebenso auch mich dessen entschlagen, der Parallelen zu gedenken, welche zwischen den übrigen, inneren wie äusseren, Theilen des Körpers bestehen; so wäre z. B. Bau und Stellung der Zähne und Kiefer, die Züge, der Rachen, die Pfoten, Klauen, der Hals, der Puls, der Gang und die Bewegung, ebenso der Magen, der Knochenbau, das Herz, Farbe und Circulation des Blutes, das Nervensystem u. v. a. hierbei anzuziehen gewesen. Es dürfte Niemand, als eben ich, bereitwilliger es einräumen, wie berechtigt sowohl diese Anforderungen sind, als wie wünschenswerth es wäre, dieselben erfüllt zu sehen, doch vermag ich dem leider nur das aufrichtige Geständniss entgegen zu halten, dass ich, selbst wenn nicht bereits die nöthigen Fähigkeiten mir dazu abgegangen wären, in ausreichender Weise weder den Muth besitze, noch des Opfers fähig wäre, aus eigenen Mitteln etwa an die Betreibung einer so ernsten Arbeit, wie diese ist, mich heranzuwagen, einer Arbeit, deren ein erkleckliches Mass naturgeschichtlicher, psychologischer und physiognomischer Forschungen auf einmal umfassende Bedingungen, wie unausbleiblich zu einem derartigen Umfange anschwellen und auch einen so grossen Kostenaufwand erforderlich machen würden, dass deren Realisation, nicht zum wenigsten wegen unserer beschränkten Sprachverhältnisse und der daraus fliessenden sehr begrenzten Betheiligung, für einen jeden Privatmann, der nicht etwa so glücklich wäre, an der Regierung oder der Staatsverwaltung eine erkleckliche Stütze zu finden, ohne Zweifel schliesslich auf das Gebiet des Unmöglichen hinüberspielen müsste. Doch wird, selbst abgesehen von diesen Schwierigkeiten, der verständige Leser so wie so jedenfalls es mit in Betracht ziehen, dass kein Baumeister wohl sein Gebäude mit dem Dache

anfängt oder etwa es vermöchte, mit einem einzigen „Werde“ dasselbe fix und fertig hervorzuzaubern; man wird vernünftiger Weise darum auch in vorliegender Arbeit weder etwas Anderes noch mehr erwarten, als was den zur Hand liegenden Umständen zufolge man mit Fug und Recht wird fordern dürfen.

Während es vornehmlich diese Anschauungen waren, was hinsichtlich der Dimensionen meiner Arbeit mir als massgebend erschien, fand ich für diese meine Behandlung der Aufgabe einen nicht minder bestimmenden Grund in der Ueberzeugung, dass man dann, wenn man sein Gebäude nach einem grossen und weitläufigen Massstabe, besonders in einer gewissen schwierigen und unversuchten Richtung, anlegt oder ausführt, gar leicht Gefahr laufen wird, dies Gebäude auf seiner unsicheren, unvollständigen Grundlage wanken, und vielleicht noch während der Arbeit zusammenstürzen zu sehen, oder, selbst wenn dessen Fertigstellung glücken sollte, es nicht minder leicht wird gewärtigen können, dass die darin befindlichen Wohnungen schliesslich leer bleiben, oder höchstens nur sehr spärlich benützt werden, indem der Umfang des Ganzen dann aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl die entsprechende geistige Nothwendigkeit überhaupt, als die daraus fliessende, unumgänglich nöthige unterstützende Theilnahme gewisser Kreise bei Weitem überflügeln und hinter sich zurücklassen würde.

Berichtigung.

S. 2 Absatz 2 Zeile 6 von unten lies „es“ statt „er“.
S. 15 Z. 9 v. oben u. ff. l. „Lineamente“.
S. 34 Z. 6 v. unten l zweimal „ihn“ statt „es“.
S. 40 Abs. 3 Z. 4 v. oben l. „bei“ statt „mit“.
S. 40 Z. 19 v. unten l. „darin sich“.
S. 45 Z. 2 v. oben l. „Wimpern“.
S. 46 Abs. 2 Z. 5 v. unten l. „weder Genie“.
S. 78 Z. 7 v. unten l. „des Haufens“ statt „des anderen“.
S. 86 Z. 15 v. oben l. „das“ statt „den“.
S. 107 Z. 8 v. unten l. „Uebersinnliche“.
S. 197 Z. 8 v. unten l. „noch“ statt „oder“.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

